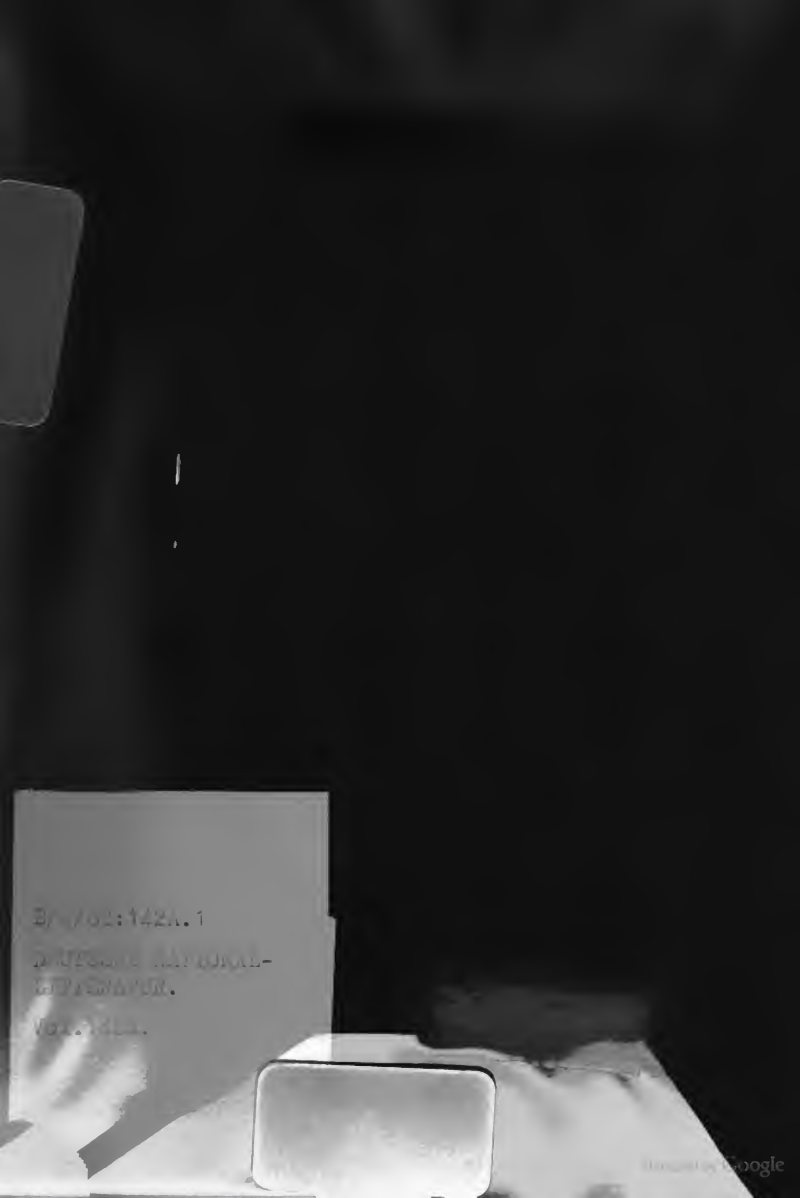
HEBELS WERKE

Johann Peter Hebel







Deutsche

National-Litteratur

Deutsche
National-Litteratur

Historisch kritische Ausgabe

Unter Mitwirkung

von

Dr. Arnold, Dr. G. Balke, Prof. Dr. K. Bartsch, Prof. Dr. R. Bechstein, Prof. Dr. O. Behaghel, Prof. Dr. Birlinger, Prof. Dr. H. Blümner, Dr. F. Bobertag, Dr. R. Boxberger, Dr. W. Creizenach, Dr. Joh. Crueger, Prof. Dr. H. Düntzer, Prof. Dr. A. Frey, L. Fulda, Prof. Dr. L. Geiger, Dr. R. Hamel, Dr. E. Henrici, Dr. M. Koch, Prof. Dr. H. Lambel, Prof. Dr. C. Lemcke, Dr. R. Frhr. v. Liliencron, Dr. G. Milchsack, Prof. Dr. J. Minor, Dr. F. Muncker, Dr. P. Nerrlich, Dr. H. Oesterley, Prof. Dr. H. Palm, Prof. Dr. P. Piper, Dr. H. Pröhle, Dr. Adolf Rosenberg, Dr. A. Sauer, Prof. Dr. K. J. Schröer, R. Steiner, Prof. Dr. A. Stern, Prof. Dr. F. Vetter, Dr. C. Wendeler, Dr. Th. Zolling u. a.

herausgegeben

von

Joseph Kürschner

---

142. Band

Erste Abteilung

Hebels Werke I

Stuttgart

Union Deutsche Verlagsgesellschaft

Hebels Werke

Erster Teil

Allemannische Gedichte

Herausgegeben

von

O. Behaghel



Berlin und Stuttgart,
Verlag von W. Spemann

Druck von B. G. Teubner in Leipzig

Einleitung.

Einfach und klar ist das Gefüge von Hebels Persönlichkeit; einfach und klar ist der Gang seiner Schicksale.

Auf die Höhen des Lebens hat ihn sein Pfad geführt; anspruchslos und unscheinbar ist der Ausgangspunkt, den sein Weg gehabt hat.

Der Vater Johann Jakob Hebel, aus Simmern im Hundsrück gebürtig, stand in den Diensten des Majors Iselin von Basel und begleitete diesen in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts auf seinen Kriegsfahrten. Am Ende des Jahrzehnts verehelichte er sich mit Ursula Örtlerin, die ebenfalls in Iselins Diensten stand, und ließ sich in der Heimat seiner Frau nieder, zu Hausen im Wiesenthal. Johann Jakob war ein Mann von gesundem Blick für die Sachen, von lebhaftem Bildungstrieb, nicht ohne theologische Neigungen, mit lebendigem Interesse für Poesie begabt; schalkhafter Humor ist schon sein Eigentum gewesen. Die Mutter unseres Dichters war eine wahrhaft fromme, tief gemütvolle Frau, welcher der Sohn bis in sein hohes Alter ein wehmütig treues Andenken bewahrt hat.

Im Frühjahr 1760 verweilte das junge Paar im Iselinschen Hause, das alte Dienstverhältnis zeitweise wieder aufnehmend. Hier erblickte Johann Peter Hebel das Licht der Welt, am 10. Mai 1760. Gerne weilt

er später in seinen Erinnerungen bei der Stadt, in der er vor Zeiten in der Münsterschule gesessen auf dem harten Stuhl, bei den Gestalten, die sein kindliches Auge ergötzt haben, bis auf den Blinden „im Baseler Totentanz, dem das Hündlein abgeschnitten ist“.

Seine wahre Heimat war aber Hausen, das liebliche Dörfchen im Wiesenthal. Da wurde er groß, ein echter Sohn des Volkes, fest verwachsen mit dem Boden der mütterlichen Erde, eng verschwistert mit der Natur, vertraut mit jedem Bächlein, mit Sonne, Mond und Sternen. Dieser Flecken Erde und diese Menschen blieben unauslöschlich in sein Herz gegraben. Immer wieder klingt später in seinen Briefen die Melodie an: Es ist doch nirgends so schön, nirgends der Himmel so blau, die Blumen so duftig als im Thal der Wiese. „Ich muß ins Oberland reisen, ich muß aus der Wiese trinken und die Geister im Rötler Schloß besuchen, wenn ich nicht in kurzer Zeit zu dem gemeinsten geistlosesten Hardtbewohner ermatten soll,“ so schreibt er 1804 an Hause. Herzlich freut er sich, wenn er oben auf dem Dobel allemannische Laute vernimmt; wenn er in Karlsruhe einem Handelsmann von Dotnau begegnet, so fragt er ihn aus nach dem Hansjerg in Utzenfeld und dem Klingeli, und hätt' ihn mögen umarmen. Jeder „Unschick, der jene Gegend und jene Menschen betrifft,“ thut ihm zwiefach weh. Und als ihn seine Dichtung zum berühmten Mann gemacht, da ist er vor allem stolz, daß es ihm gelungen ist, „die allemannische Sprache klassisch zu machen und ihr eine solche Celebrität zu erringen“. Auch die Kehrseite dieses starken Heimatsgefühls fehlt freilich nicht: es macht ihn ungerecht gegen anderes Volkstum. Zeitlebens ist ihm preußisches Wesen zuwider gewesen, und den Pfälzer mag er nicht leiden, der alles noch ein wenig weiter bringen will als andere Leute: „die Pfälzer sind lose Leute und ihre Verbrüderung kein Segen für uns. Unser gutes Geldlein geht in die ausgehungerte unersättliche Pfalz — die Windbeutelei, die Anmaßung, der Stolz der Pfälzer ist unausstehlich.“

Und doch waren es nicht lauter rosige Kindheitstage, die Hebel in der Heimat verlebt hat. Schon im Juli 1761 war sein Vater gestorben und hatte die Familie in beschränkten Verhältnissen zurückgelassen. Dürftig war die Kost des Knaben, und mühsam mußte er im Winter Holz für die Mutter sammeln, wohl auch um Lohn für den benachbarten Schmelzofen arbeiten. Manchem andern hat solch gedrückte Lage den Charakter zu schneidiger Energie gestählt oder den Sinn verbittert: für Hebel hat sie nur die Folge gehabt, daß er einen gewissen Respekt für alles Vornehme, für den Hof und was damit zusammenhängt, später schwer hat überwinden können. Und sein Humor wurde nicht getrübt: er war ein frisches, gesundes Kind, mit Jugendsünden und Jugendstreichen, in und außer der Schule, so daß es an „Töpli“, an mancher scharfen Züchtigung nicht gefehlt hat.

Seine erste Schulbildung empfing der junge Hebel in der Volksschule in Hausen; den gestrengen Schullehrer des Dorfes, Andreas Grether, hat

er in dankbarem Andenken behalten. Dazu kam bald der Besuch der lateinischen Schule zu Schopfheim, zu der er eine Stunde Weges zu wandern hatte; anfangs 1773 siedelte er ganz nach dem Städtchen über und wurde von dem dortigen Lehrer Obermüller in Kost und Wohnung aufgenommen. Wenn die Mutter zur Sommerzeit in Basel ihrem Verdienste nachgegangen war, so hatte er dort den Unterricht der Münsterschule genossen.

Schwerer Verlust traf Hebel im Oktober 1773: die treue Mutter erlag einer Krankheit. Ein kleines Vermögen blieb dem Verwaisten und machte es für ihn möglich, die Vorbereitungen zu einem gelehrten Berufe weiter zu führen.

Ostern 1774 wurde er von seinem Vormund nach Karlsruhe gebracht; er trat ins Gymnasium illustre, mit dem festen Vorsatze, ein Pfarrer zu werden. Hofdiakonus Preuschen nahm sich freundlich des Knaben an und bot ihm unentgeltliche Wohnung; für jeden Tag der Woche war ihm ein gastliches Haus geöffnet. Und Hebel zeigte sich solcher Teilnahme nicht unwürdig. Er war bald einer der trefflichsten Schüler. Rasch stieg er durch die Klassen empor, rascher, als es die strenge Regel wollte, und nach vier Jahren, im März 1778, wurde er mit einem ehrenvollen Zeugnis zur Universität entlassen.

Erlangen war es, das der angehende Studiosus aufsuchte, um sich der Gottesgelahrtheit zu widmen. Anhaltendes wissenschaftliches Arbeiten ist niemals Hebels starke Seite gewesen, und dicke Bücher hat er allezeit gehaßt. So hat es ihm denn an Sinn und Zeit für fröhliches studentisches Treiben nicht gefehlt. Es war damals*) in Erlangen eine Zeit, wo jede Vereinigung von Studenten verboten war, wo auf die geringsten Anzeichen hin gleich Disziplinaruntersuchungen eröffnet und scharfe Strafen bis zur Festungshaft verhängt wurden. Das nützte freilich nicht viel und hat unsern Hebel nicht abgehalten, in die Landsmannschaft der Mosellaner einzutreten, die 1772 von Jena herübergekommen waren und in Erlangen auch den Namen Amicisten führten. Noch später nimmt er warmen Anteil an den Studienfreunden und verfolgt mit Aufmerksamkeit ihre Schicksale. Begeistert spricht er noch 1811 von der Süßigkeit des Studentenlebens, der Zeit, „wo das Kind und der Knabe und der Mann in einer Brust zusammen wohnen“. Auch in den Hausfreund herein spielt das kecke Treiben der Musensöhne, die sich ihre Zeche wollen ankreiden lassen bis zur Wiederkehr in sechstausend Jahren.

Herbst 1780 kam das Examen heran, das Hebel bestand, aber wohl nicht besonders glänzend. Denn während man ihm früher in Karlsruhe so großes Wohlwollen bewiesen, hat man sich von nun an so gut wie gar nicht um ihn bekümmert.

So war er denn fürs erste freier Herr seiner selbst; begreiflich, daß

*) Freundliche Mitteilungen von Herrn Prof. Steinmeyer.

es ihn hinaufzog zur Heimat. In Hertingen im Markgräflerland verlebte er die nächsten zwei Jahre, als Hauslehrer und Privatvikar beim Pfarrer Schlotterbeck daselbst.

Das Frühjahr 1783 führte ihn ins geliebte Wiesenthal selbst zurück. Er wurde zum Präzeptoratsvikar in Lörrach ernannt, das ist zum Hilfslehrer an dem Pädagogium des genannten Städtchens. Karg war freilich sein Gehalt, und während der fast neun Jahre, welche er in Lörrach zubrachte, gelang es ihm nicht, eine Beförderung in seiner Stellung oder eine Vermehrung seiner Einkünfte zu erhalten, so daß er wohl einmal im Unmut den Gedanken gefaßt hat, „noch umzusatteln und Medizin zu studieren". Trotzdem zählen diese Lörracher Jahre zu den schönsten seines Lebens. Hebel hatte ein tiefes Bedürfnis und ein tiefes Gefühl für Freundschaft. Hier fand er Männer, die seinem Herzen nahe traten und in innigem Verkehr mit ihm geblieben sind; es waren besonders drei: Wilhelm Engelhart Sonntag, damals Lehrer der lateinischen Schule zu Kandern, Tobias Günttert, damals Prorektor des Pädagogiums zu Lörrach, später Pfarrer zu Weil, in der Nähe von Lörrach, vor allen aber Wilhelm Friedrich Hitzig, seit 1787 Pfarrvikarius in Lörrach, ein Mann, der selber litterarisch und poetisch thätig gewesen ist.

Wohl hat auch manch ein schmuckes Mädchen seine Augen auf den gemütlichen und heiteren Vikari geworfen; Hebel schreibt einmal: „'s lieb Liesel hat mich ja auch nicht umsonst aus der Hand gelassen, biß es etwas besseres hatte." Sein eigenes Herz war aber wo anders gefangen. Eine innige Neigung verband ihn mit Gustave Fecht, der schönen Schwägerin seines Freundes Günttert. Bis zum Ende seines Lebens stand er mit ihr in vertrautem Briefwechsel, aber zu einer öffentlichen Erklärung, zu einer ehelichen Verbindung kam es nicht. Seine nächsten Freunde wußten nicht warum. Und doch war Hebel mit seinem warmen gemütvollen Wesen für die Ehe geschaffen wie selten ein zweiter, er, dem es nie wohl ward unter vielen Menschen, dessen liebenswürdige Eigenschaften nur im vertrautesten Kreise sich entfalteten. Hebel war ein großer Kinderfreund; mit zärtlichster Liebe umfaßt er die Kinder seiner Freunde; es gewährt ein rührendes Bild, zu sehen, wie der hochbetagte Mann den kleinen Oswald Hause, das Kind seiner Straßburger Freunde, zu sich ins Haus nimmt, wie der Prälat der evangelischen Kirche sich der Spiele des Knaben freut und der Mutter berichtet: „außerdem schneiden wir dermalen den ganzen Tag papierne Monturen zu, und nähen sie alsdann mit Kleister."

Und all sein familienhaftes Wesen hat ihn nicht zur Gründung einer Familie geführt? Der Grund mag teilweise vielleicht auf Seiten von Gustave, in ihrem etwas scharfen und schroffen Wesen gelegen sein; zum größeren Teile trägt gewiß Hebels eigentümliche Charakteranlage die Schuld.

Hebel war, wie die meisten Humoristen, eine passive Natur. Nur wer die Dinge ruhig an sich herankommen läßt, ohne leidenschaftliches Begehren, ohne leidenschaftliches Hassen, nur der vermag klar und rein ihr

Wesen zu erfassen, nur der vermag mit liebevollem Blick das Kleine in seinem Werte zu begreifen und mit heiterer Überlegenheit zur Darstellung zu bringen. Hebels Wesen entbehrt gänzlich der Leidenschaft, des Pathos. Was er geworden ist, was er geleistet hat, niemals hat bewußtes Wollen den Anstoß gegeben; seine Behaglichkeit durch ein frisches Wählen zu unterbrechen, fiel ihm herzlich schwer. Wie oft verspricht er seinen elsässer Freunden, sie zu besuchen, und wie oft wird der Plan zunichte. Er käme ja wohl, „wenn er nicht gewohnt wäre, sich selber nie Wort zu halten"; ob sein Reiseplan ausgeführt wird, „das kann ein so abhängiger und wankelmütiger Menschensohn wie ich bin, ja noch nicht wissen". Als er zwischen dem Verbleib in Karlsruhe und der Annahme einer Pfarrei schwankte, da war es ihm lieb, daß der Großherzog seinen Willen in die Wagschale warf, „damit ich selber nicht wählen darf". Er hat sogar gezögert, die Prälatenwürde anzunehmen, weil er fürchtete, daß die süße Gewohnheit seines Daseins zu sehr gestört würde.

So hat er denn nie das entscheidende Wort gefunden, das aus der Freundin des Präzeptoratsvikars die Frau des Karlsruher Professors gemacht hätte.

Gedichte aus der Lörracher Zeit besitzen wir nicht. Aber in anderer Weise kam dort der poetische Trieb zum Ausdruck.

So offen Hebels Auge ist für die Natur, so verständnisvoll sein Sinn für die einzelne Menschenseele, — für die größeren Gestaltungen des Lebens, für soziale und politische Dinge gebricht es ihm an Teilnahme. Die Geschichten seines Hausfreundes spielen in der Familienstube, im Wirtshaus, nicht etwa im Rathaus. Nur selten nimmt er in seinen Briefen Gelegenheit, eigentlich politische Fragen zu erörtern. „Ich bin in diesem Krieg so neutral," schreibt er 1805, „als mein zahmes heimliches Hausmäuslein, das auch wie ich keine Zeitungen liest." Und wo die Teilnahme fehlt, fehlt auch das Urteil; die politischen Übersichten des Kalenders gehören zum Schwächsten, was er geschrieben.

So hing er mit der bürgerlichen Welt nur durch lose Fäden zusammen. Es war ihm ein Leichtes, ja ein Bedürfnis, sich eine eigene poetische Welt zu schaffen. Daher geschah es, daß sich unter den Wiesenthäler Freunden eine heimliche kleine Hierarchie bildete: Günttert war der Vogt, Hebel der Stabhalter und ein Dritter, dessen Namen die Forschung nicht mehr ermitteln kann, wurde der Bammert genannt. Diese Freude am Mummenschanz hat Hebel auch später nicht verlassen. In Briefen an die Freunde im Elsaß unterschreibt er gerne: Peter I., Wild- und Rheingraf von Caub und Aßmannshausen; die Frau Hause ist sein getreuer Minister, an den er förmliche Erlasse ergehen läßt, ihr Gemahl sein Fürst Thurn und Taxis, weil er ihn oft genug für Botendienste in Anspruch nimmt. Das Merkwürdigste ist aber ein Geheimbund, der aus der Lörracher Zeit stammt, oder vielmehr eine Art von mystischer Geheimreligion, deren Gott Proteus, deren Bundesheiligtum der Belchen ist. Hitzig, der Oberpriester,

führt den Namen Zenoides, Hebel heißt Parmenideus. Man hat eine eigene Zeitrechnung, einen eigenen Kalender, sogar eine eigene Sprache, für welche teilweise die kindliche Vertauschung von n und s, die Einschiebung von e und i zwischen Konsonantengruppen genügen muß, teils ganz neue Wörter ersonnen werden. Das ganze System heißt Belchismus.

Diesem idyllischen Treiben in Lörrach wurde 1791 ein Ende bereitet. Im Herbst dieses Jahres wurde er zum Lehrer am Karlsruher Gymnasium mit dem Titel Subdiakonus ernannt. Dabei war es ihm zur Pflicht gemacht, von Zeit zu Zeit in der fürstlichen Hofkirche zu predigen.

Hebel besaß ganz hervorragende pädagogische Begabung. Trotz mancher Schwächen, trotz manchen jähzornigen Auffahrens hingen die Schüler mit warmer Verehrung an dem freundlichen und würdigen Manne. Er war ein Feind alles Verschwommenen und Unklaren, alles leeren Formenkrams. Auch in der Schule waltete sein gemütlicher Humor. Stets war sein Unterricht anregend und unterhaltend; für Hebel gab es nichts Totes: überall knüpft er an das Naheliegende, an das Wirkliche an. Mit Begeisterung sprechen die Zeugen davon, wie er den Theokrit ihnen lebendig gemacht, wie er die volkstümliche Poesie der Hebräer erklärt, wie aus einer trockenen Bemerkung des Plutarch vor ihren Augen sich ein dramatisches Kleinbild entwickelt.

Dabei that es seiner Wirksamkeit, seinen Erfolgen keinen Eintrag, daß er gar Manches erst mit seinen Schülern lernen mußte. Im Gegenteil: dies erschien Hebel sogar als ein Vorzug; denn es ist „für einen Lehrer der Jugend gar heilsam, wenn er von Zeit zu Zeit wieder die eigene Erfahrung macht, daß es doch schwerer sei, etwas Unbekanntes zu lernen, als etwas Bekanntes zu lehren.“

Hebel war in Karlsruhe eifrig bemüht, die Lücken seiner wissenschaftlichen Schulung auszufüllen. Freilich von abstrakten Dingen, von philosophischer Spekulation will er nichts wissen. Wenn die Bücher nach unserm Planetensystem zu verteilen wären, so würde er den Dichtern ihren Platz in der Venus, den Philosophen im Saturn oder Uranus anweisen. Im Kant ist er nicht weit gekommen: „ich hab' angefangen die Kantische Philosophie zu studieren auf Anraten eines sehr gelehrten Ungarn, der sich hier aufhält, und laß es nun wieder bleiben auf Anraten meiner. Sie sei dem Desegelisgeinet (Dengelngeist) im Augenblick seiner schlimmsten Laune preisgegeben mit allen Kategorieen.“ Dagegen warf er sich auf das Hebräische und brachte es schnell zu tüchtigen Kenntnissen, wenn er auch gerade kein gelehrter Orientalist geworden ist. Er war froh, eine hebräische Bibel mit Punkten (den Vokalen) lesen zu können: eine Bibel ohne Punkte kam ihm vor wie eine Pflanze ohne Staubfäden. Auch die Muttersprache, besonders seinen allemannischen Dialekt, studierte er grammatikalisch, Studien freilich, die bei dem damaligen Stande der Grammatik recht mangelhaft bleiben mußten. Anderseits trieb er mit besonderem Eifer naturgeschichtliche Studien, hauptsächlich angeregt und angeleitet von

dem bekannten Botaniker Karl Christian Gmelin. Mit diesem durchstreifte er unermüdlich botanisierend die Umgegend von Karlsruhe und Baden, bestieg er manchen Berg im Schweiße seines Angesichts. Ihm hat er auch die lateinische Vorrede seiner Flora Badensis geschrieben. Als Gmelin in den neunziger Jahren die wissenschaftlichen und künstlerischen Sammlungen der Residenz nach Erlangen flüchtete und sich längere Zeit dort aufhielt, trat er in dessen Unterrichtsstunden am Gymnasium ein, freilich nicht, wie er Gmelin scherzend gestand, ohne daß bisweilen unter den Mammalien und Vögeln, und besonders unter den Fischen schon Chaos vorkam; „aber den Zuhörern hab' ich's verborgen, so gut ich konnte". Er legte sich sogar eine Art von darwinischem Entwickelungssystem zurecht, das ihn selber „sehr amüsierte". Die einfache linienförmige Bildung der Schlangen war ihm die Grundidee, aus der die übrigen Gestalten der rotblütigen Tiere sich bilden. „Die Schlange schlüpft ins Wasser und wird zum Fisch, Erscheinung von Extremitäten in den Floßfedern. Der Fisch geht ans Land, die Flossen verwandeln sich in Füße: kriechende Amphibien" u. s. w. Aber für die Tiere mit einfachen und gespaltenen Hufen wußte er in seinem Aufbau keinen Fleck zu finden.

Zeitgenossen sprechen von ihm als einem „verdienten Naturhistoriker"; gelehrte Gesellschaften ernannten ihn zu ihrem Mitgliede.

Auch bei der vorgesetzten Behörde fand die Thätigkeit, die Hebel in seinem Berufe entwickelte, die verdiente Anerkennung. Schon 1792 war er zum wirklichen Hofdiakonus ernannt worden, und während er in den ersten Jahren in seinem Unterricht auf untere Gymnasialklassen beschränkt war, erhielt er im Jahre 1798 die Professur der Dogmatik und des Hebräischen für die Abteilung der „Exemten". 1801 erteilte ihm das Konsistorium den ehrenden Auftrag, für die badischen Schulen einen Katechismus zu verfassen. Seine Arbeit fand auch den Beifall der Oberkirchenbehörde, aber nicht den der Geistlichen, und die Einführung unterblieb.

Der pädagogischen Thätigkeit zur Seite ging die Thätigkeit des Predigers; zeitweise übernahm er auch in dem benachbarten Rüppurr die pfarramtlichen Geschäfte während der Abwesenheit des dortigen Geistlichen.*) Und auch auf diesem Gebiete wurde ihm reicher Beifall zuteil: Karl Friedrich war sein eifriger Zuhörer.

Ebenso befriedigend wie seine amtlichen gestalteten sich für Hebel die sozialen Verhältnisse. Er liebte fröhliche Freundesgesellschaft und war kein Verächter eines guten Tropfens. Triumphierend meldet er einmal an Gmelin, daß er einen vortrefflichen Steinwein entdeckt habe, und vergnüglich berichtet er 1803 seinem Zenoides, wie er in Bruchsal um 6 Uhr schon im dritten Wirtshaus gewesen und mit Herrn von Harrer bis nachts 2 Uhr dort gekneipt habe, zum Entsetzen der Wirtsleute. An solch heiterem

*) Extractus Kirchenrats-Protok. vom 18. Sept. 1800.

Freundeskreis hat es ihm denn auch in Karlsruhe nicht gefehlt. In dieser vertrauten Tafelrunde ging ihm das Herz auf; da entfaltete er den ganzen Schatz seines Humors und sein unerschöpfliches Erzählungstalent. Gewiß ist aus den launigen Gesprächen der Karlsruher Genossen manche Hausfreundgeschichte erwachsen und auch manche Geschichte, die nicht gerade ihren Weg in den Kalender gefunden hat: noch heute ist im badischen Lande eine Fülle von Anekdoten im Umlauf, die auf Hebel zurückgehen oder auf ihn zurückgeführt werden.

Ein besonderer Sport kam 1804 unter den Freunden auf: das Dichten von Rätseln und Charaden, und bald war man an keinem Karlsruher Mittagstisch vor dem Unwesen sicher, ja bis in Hebels Briefe hinein spukt das lustige Treiben.

Auch sonst bot ihm die Residenz manches Angenehme. Hebel war ein großer Freund des Theaters, besonders des Schauspiels, weniger der Oper. Dabei ereignete es sich, daß er zu Zeiten die Begeisterung für die Kunst und die Begeisterung für die Künstler kaum mehr zu scheiden vermochte. Schon 1803 schreibt er an Hitzig, in die Komödie sei er so vernarrt, „daß ich nächstens eine ernsthafte Prüfung mit mir vornehmen muß, ob ich nicht in ein paar Aktrizen verliebt sei". Und im Jahre 1808 erfaßte ihn eine ernstliche Leidenschaft für die berühmte Schauspielerin Henriette Hendel, nach dem Zeugnis eines gleichzeitigen Kritikers „eine schöne, kraftvolle Frau, jugendlichen Ansehens und von üppiger Form".*) Ein Brief, den er nach ihrer Abreise geschrieben, zeugt von der tiefsten Erregung. Ihr „zum Dank und zur Freundschaft" hat er sein Schatzkästlein gewidmet.

Trotz alledem aber, was ihm Karlsruhe bot, wurde es ihm doch dort niemals völlig wohl. Er betrachtete seinen Aufenthalt in der Residenz immer nur als einen vorübergehenden; immer wieder kommt die Sehnsucht nach einer Pfarrei im Oberlande zum Ausdruck. 1804 lag ihm die Pfarrei Schopfheim schwer und tief im Herzen; 1806 war er nahe daran, daß er Pfarrer in Freiburg geworden wäre; ein andermal wieder will er nach Grenzach sich melden. Sogar den Entwurf einer Antrittspredigt hat er niedergeschrieben. Das alles aber bekundet wohl weniger den Drang nach einem Pfarramte, als die unauslöschliche Sehnsucht nach seinen Volksgenossen, nach den Stätten seiner Heimat. Aus äußeren und inneren Gründen kam es nicht zur Erfüllung seines Wunsches. Aber zu wiederholten Malen hat ihn diese Sehnsucht auf Reisen ins Oberland geführt. Und noch einen schönern, einen bleibendern Ausdruck hat er diesem Gefühle verliehen: das Heimweh ist es, was Hebel zum Dichter gemacht hat.

Plötzlich ist der Hauch des Genius über Hebel gekommen, und fast ebenso rasch ist er wieder verflogen. Nur eines der allemannischen Gedichte läßt sich mit Bestimmtheit in das vorige Jahrhundert verlegen, die Epistel

*) Morgenbl. 1809, S. 118.

an Günttert. Die Hauptmasse von seinen Poesien fällt in die Jahre 1801 und 1802; das freudigste und frischeste Schaffen gehört dem Jahr 1801 an. Schon im Anfang von 1802 erlahmt die Kraft: „der allemannische Pegasus will nimmer fliegen, er prätendiert, er sei nicht schuldig so etwas zu thun, bei der unterländischen Stallfütterung, wenn er nicht droben an den sonnigen Hügeln weiden dürfe."

Von dem später Gedichteten ragt nur ganz Weniges und Unbedeutendes in das zweite Jahrzehnt des Jahrhunderts hinein.

Die allemannischen Gedichte erschienen zuerst 1803, und zwar, nachdem sich die Verhandlungen mit Flick in Basel zerschlagen, bei Macklot in Karlsruhe, auf Kosten des Verfassers, dessen Name übrigens nicht genannt war. Bei der Sammlung von Subskribenten waren die Oberländer Freunde eifrig thätig. Die 1200 Exemplare des Büchleins waren bald vergriffen und trugen Hebel 600 fl. ein. Schon im folgenden Jahr erschien eine zweite, unveränderte Auflage, die Macklot „zu 11 fl. honorarium" in seinen Verlag übernahm.

Diese Sammlung der allemannischen Gedichte enthielt die Nummern 2 bis 33 unserer Ausgabe. Die Anordnung war nicht etwa nach der Reihenfolge ihrer Entstehung gemacht. Wir wissen, daß der Statthalter von Schopfheim das früheste Gedicht der Sammlung war; es erscheint aber erst an sechzehnter Stelle. Das zweite in der Reihe dagegen, Freude in Ehren, ist etwa gleichzeitig mit: die Sonntagsfrühe, das Habermuß, der Storch. Mit Fug und Recht steht „die Wiese" an der Spitze und entrollt das Bild der Landschaft, in welcher die Handlung der Gedichte ihren Schauplatz hat, der Landschaft, welche gewissermaßen alles umfaßt, was in den Gesängen zum Ausdruck kommt. Ebenso wenig ist es zufällig, daß an zweiter Stelle die Rechtfertigung des Dichters steht:

Ne G'sang in Ehre,
Wer will's verwehre?

Der fröhlichen Begrüßung steht ein ernstes Wort zum Abschied gegenüber: der Wegweiser. Ob sonst bei der Anordnung irgend ein Prinzip gewaltet habe außer etwa dem der Abwechselung, läßt sich nicht entscheiden.

Sommer 1805 begann der Druck einer dritten Auflage, die 1806 erschien. Der alte Text hat darin mancherlei Veränderungen erfahren. Hebel spricht sich selbst darüber aus in einem Briefe an Hitzig und in der Vorrede zur vierten Auflage. Diese Änderungen waren verschiedener Art. Einmal metrischer Natur. Sorgfältiger suchte Hebel störenden Hiatus zu beseitigen, und manchem Hexameter sollte aufgeholfen werden, der gar zu schwach auf seinen sechs Beinen daherschritt. Zum Exempel der Vers:

aber arm isch ärmer worde, chönnetder denke

oder

Allo frisch, bergab! der Uhli het hüt gemezget.

Vielfach war die zweite Silbe eines Daktylus zu schwer gewesen; sie wurde durch eine leichtere ersetzt.

Zweitens strebte Hebel danach, „allzu harte und grobe oder allzu gemeine Formen“ schicklich zu umgehen, um so mehr, als er der Ansicht war, daß die dritte Ausgabe nur im später aufmerksam gewordenen Ausland ihr Glück suchen könne. Z. B. es heißt in den „Irrlichtern“ in der ersten Auflage so:

Und wenn's so finster wird wie in're Chuo;

daraus hat die dritte Ausgabe gemacht:

Und stot ke Stern am Himmel und ke Mon.

Drittens wurden Anspielungen beseitigt auf ganz lokale Umstände, die „eben deswegen nur für die Leser an Ort und Stelle Sinn und Interesse haben konnten“. In der Wiese V. 168 heißt es ursprünglich:

jez goht's Thumrige zu, — sie hen der welle ne Tuck thu,
aber's macht der g'ringe Chummer, öb der's der Reinert
gut heißt, oder nit, se gumpisch abe, wie's dir gefallt;

später lauten die Verse:

jez goht's Thumrige zu, jez witer in d' Löredher Matte.
Siehsch des ordelig Städtli mit sine Fenstern und Gieble,
und die Basler Here dört uf der staubige Stroße.

Endlich ließ sich Hebel noch durch einen äußeren Umstand zu Änderungen bestimmen: Personen, die er nicht kannte, „glaubten da und dort sich, ihre Schicksale und persönliche Eigenheiten angedeutet zu sehen, und fanden sich dadurch betrübt oder beleidigt“. Das geht besonders auf Änderungen im Statthalter von Schopfheim.

Man kann nicht sagen, daß durch die größtenteils formalen Umgestaltungen der dritten Auflage die Gedichte immer gewonnen hätten. Im Gegenteil: gar oft ist an die Stelle des kräftig Volkstümlichen eine Verflachung des Ausdrucks getreten und dem Volksgeist Fremderes eingeführt worden. Im Statthalter V. 11 heißt's in der spätern Fassung vom Fridli:

aber schöner as er isch ken dur's Wisethal gwandlet;

wie ganz anders plastisch klingt das Ursprüngliche:

aber schöner as er isch ken uf der Borchilche gstande.

Und wie schwach ist ebenda V. 38:

hätt em der Statthalter z' Schopfe nit 's Vreneli endli zur Frau g'ge,
's Vreneli voll Verstand und wie der Morge so lieblich,
's hätt ke Magd im Hus bis Betzit chönnen erlide,

wenn man das Ursprüngliche daneben hält:

'S Vreneli gscheidt wiene Pfarer, schön wie de Morge, ke Magd wär Binem blibe vo Steffistag bis numme drei König.

Zudem ist in der jüngern Fassung die Zeitbestimmung eine ganz unklare geworden. So ist das Verhältnis zwischen der ersten und der dritten Auflage einigermaßen demjenigen der Voß'schen Odyssee von 1781 zu der folgenden Ausgabe zu vergleichen.

1808 kam eine neue, vierte Auflage der Gedichte, welche mit der von 1806 übereinstimmte. Wohl waren seit 1804 da und dort in Zeitschriften zerstreut einzelne neue Gedichte erschienen; trotzdem blieben die Auflagen bis zur fünften unvermehrt. Auch ein zweites Bändchen, das ursprünglich beabsichtigt war, kam nicht zustande. Erst 1820 in der fünften Auflage hat Hebel einen Teil der inzwischen veröffentlichten Dichtungen aufgenommen. Der „Wegweiser" trat wieder ans Ende der Sammlung; sonst scheint auch in der Anordnung des neuen Materials kein bestimmter Grundsatz gewaltet zu haben.

Daß in der Zeit zwischen 1808 und 1820 keine neue Auflage erschien, ist auf den ersten Blick befremdlich; allein Wiener und Reutlinger Verleger wußten auch hier das Gute zu schätzen und überschwemmten den Markt mit billigen Nachdrucken. So kann man also im Ganzen von einem großen buchhändlerischen Erfolg der allemannischen Gedichte sprechen. Das hatte der Straßburger Verleger Cammerer richtig beurteilt, der sich 1805 erbot, den Verlag eines zweiten Teils der allemannischen Gedichte zu übernehmen.

Aber nicht bloß von einem solchen äußern, in Zahlen der abgesetzten Exemplare auszudrückenden Erfolg ist zu sagen. Zwar in der engsten Heimat des Dichters wurden die Gedichte anfangs nicht gut aufgenommen; seine Landsleute glaubten eine Verspottung ihres Wesens, ihres Treibens zu sehen; aber dies Gefühl schlug sehr bald ins Gegenteil um. Und in weiteren Kreisen fanden die Gedichte gleich bei ihrem Erscheinen bei den Besten der Nation die gebührende Anerkennung. Man erkannte sofort, daß etwas ganz Neues, etwas Bedeutendes in ihnen zutage getreten war; freilich ist noch manches sonderbare, manches verkehrte Urteil mit untergelaufen. Schon 1802 wird in der Buchhändleranzeige des Wochenblattes für das Land Breisgau (6. Sept. 1802) zur Empfehlung angeführt, „daß Hr. Professor Jacobi, dem einige Stücke im Manuskripte mitgeteilt worden, das günstigste Urteil über diese sich durch Neuheit und Gedankenfülle auszeichnenden Gedichte gefällt und den Hrn. Verfasser zur Herausgabe der ganzen Sammlung aufgemuntert hat". Und gleich nach Erscheinen der Gedichte giebt Jacobi seiner Bewunderung Ausdruck zuerst in einer Recension des nämlichen Wochenblattes (vom 23. Hornung 1803), seiner Bewunderung für den Geist, „der ohne sich dafür zu halten Original ist", und noch ausführlicher in seiner Iris (1804, S. 128). Für ihn

hatten die allemannischen Gedichte einen so ausgezeichneten Wert, daß er sich seit langer Zeit keiner interessanteren Erscheinung auf unserm Parnaß erinnert. Ebenfalls noch im Jahre 1803 feierte Jean Paul in warmen Worten die allemannische Drossel aus dem Schwarzwalde; er sei zu lesen, wenn nicht einmal, so doch zehnmal, wie alles Einfache. (Aus der Zeitung für die elegante Welt 1803, wieder abgedruckt in Katzenbergers Badereise. Erstes Bdchn. Zweite Aufl. Breslau 1823, S. 142—50.) Ein Anonymus rühmt die Gedichte in der Oberdeutschen Allg. Litteraturzeitung, 9. Juli 1803, mit der merkwürdigen Schlußbemerkung: „aber auch Leser von höherer Bildung werden sie nicht ganz unbefriedigt aus den Händen legen". Etwas später im Jahr kann Hebel seinen Freunden mitteilen, daß Tieck seine Kinder lobt, daß er sie umkleiden, d. h. übersetzen will. Anfang 1805 sprach Goethe. Er gab in der Jenaer Allgemeinen Litteraturzeitung vom 13. Febr. 1805 eine Anzeige der allemannischen Gedichte, deren Verfasser im Begriffe sei, sich einen eigenen Platz auf dem deutschen Parnasse zu erwerben: eine feine und liebevolle Charakteristik der Hebelschen Dichtung. Freilich verliert die Anerkennung Goethes einigermaßen an Wert, wenn man sieht, wie er in einem gleichzeitigen Briefe davon spricht, daß er die Grübelschen Gedichte caeteris paribus den allemannischen wohl an die Seite setzen möchte. Aber trotzdem ist der Eindruck Hebels auf Goethe ein bleibender gewesen: das zeigt seine Schilderung der Sessenheimer Zeit: „ich genoß an der Seite des lieben Mädchens der herrlichen Sonntagsfrühe auf dem Lande, wie sie uns der unschätzbare Hebel vergegenwärtigt hat". Vielleicht noch tiefer und allseitiger ist die Würdigung, welche den Gedichten, wieder durch einen Anonymus, zuteil wurde in der Halleschen Allg. Litteraturzeitung vom 1. April 1805 (Nr. 84). Sie hat auch Hebel am meisten erfreut. Weit wärmer und weniger zurückhaltend als bei Goethe ist hier das Lob der allemannischen Dichtung: den Leser wird sehr bald, „sofern er nur einigen poetischen Sinn und ein offnes Herz mitgebracht hat, der reine Zusammenklang des Äußern mit dem Innern fesseln, und er wird in kurzem die Neuheit des Gewandes gänzlich vergessen, um sich der inneren Fülle, Schönheit und Anmut zu freuen."

Wolke, der bekannte Purist, schrieb 1804 an Hebel, um ihm seine Hochachtung zu bezeugen und ihm für das Vergnügen zu danken, das ihm die allemannischen Gedichte erregt hatten.

Savigny hielt die allemannischen Gedichte für vortrefflich (Jakob Grimm an Wilhelm, 1. März 1805, Briefe aus der Jugendzeit S. 21).

Sehr begeistert war Tiedge. Er versicherte (Nüßl. 20), von allem, was er in Italien gesehen und gehört, habe ihn nichts so sehr erfreut, als die allemannischen Gedichte. Sie seien ihm mit andern Büchern aus Deutschland nach Gaeta gesendet und da mit Entzücken von ihm gelesen, ja mit Aufbieten seiner besten Kräfte in das Hochdeutsche übersetzt worden. Kaum damit fertig, habe er sich jedoch überzeugt, daß die wunderliebliche

Einfalt und Anmut des Originals unübertragbar sei, und habe seine Übersetzung dem Kaminfeuer übergeben.

Im Wochenblatt für das Land Breisgau vom 20. Juni 1807 steht eine Recension von Gmelins Flora Badensis, Bd. II. Gmelin hatte seiner Freundschaft mit Hebel und seiner Verehrung für den Dichter ein Denkmal gesetzt, indem er eine Blume aus der Familie der Colchicaceen, Anthericum calyculatum Linnée, Tofieldia calyculata Wahlenberg, als neue Art aufstellt mit dem Namen Hebelia, und die eine Gattung derselben trug den Beinamen allemannica (Flora Badensis II, 118). Daran knüpft der Recensent, der sich mit einem J bezeichnet (Jttner?), seinen Panegyrikus an: „der Name Hebelia wird von nun an in unserem Gedächtnisse die Verdienste eines Dichters zurückrufen, der durch seine unnachahmlichen Gesänge unser ästhetisches Gefühl ebenso unwiderstehlich bezaubert hat, als Theokrit durch die Töne seiner sikelischen Muse in dem Dorischen." Freilich hat der Name Hebelia keinen dauernden Bestand gehabt.

Und der Artikel eines Sprachverbesserers im „Jason" 1809, II, 262 fragt: „hat uns nicht der allemannische Sänger in dem Wohllaut seiner genialen Volkspoesie gezeigt, wo und wie man einheimische Büsche und Blüten finden könne, um den lenôtrischen (verschnittenen) Garten des Hochdeutschen lieblicher zu bilden und zu schattieren?"

Stöber hofft in seiner „Alsa" (S. 18): „möge sie oft sich der herrlichen Musengaben des vielbeliebten Dichters erfreuen dürfen" (1817), und Jttner in einer geographischen Abhandlung erwähnt die „von Hebel in seinen unsterblichen allemannischen Gedichten besungene Wiese". (Eleutheria oder Freiburger litterarische Blätter, hrsg. von Simon Erhardt. Bd. I, 1819, S. 200.)

Dies Zeugnis bedeutender Männer für den Wert der Hebelschen Dichtung fand lebendigen Wiederhall in den sofort auftretenden Bestrebungen, auch jenen ihre Schönheit zugänglich zu machen, welche der allemannischen Zunge fremd gegenüber standen. Schon Jacobi in seiner ersten Recension machte den Versuch einer hochdeutschen Übertragung, und bereits 1804 erschienen einzelne derselben in niederdeutschem Gewande in Wolkes „Sassisge Leder". Seitdem haben die allemannischen Gedichte zahlreiche Übertragungen erfahren.

Noch auf andere, viel lebendigere, Weise machten die allemannischen Gedichte ihren Lauf durch die europäische Welt. Als Madame Hendel in Karlsruhe war, die in dem gereiften Manne eine so heftige Leidenschaft erweckt hat, da las sie mit ihm die allemannischen Gedichte und bemächtigte sich ihrer Sprache, ihres Geistes. Noch in Karlsruhe erntete sie begeisterten Erfolg, als sie im Theater Hans und Verene deklamierte und als sie am Schlusse des „Schwarzwälders im Breisgau" auf Hebel den Kirchenrat deutete, mit mutwilliger Fälschung des Textes:

Minen Auge gfallt
gel de meinsch, i sag der Wer?
es isch kei Sie, es isch en Er.

Bald darauf blüht ihm wieder eine allemannische Schülerin in Madame Eßlair von Mannheim. So wurden die allemannischen Gedichte „auf den ersten Theatern in Wien, München, Frankfurt in den Deklamatorien mit Beifall gehört“, so wanderten sie nach Bremen, Hamburg und Petersburg.

Mit einem Schlage ist Hebel eingetreten in die litterarische Welt und hat sich dort eine anerkannte Stellung erobert. Man wirbt um seine Mitarbeiterschaft; die Redacteure suchen ihm Beiträge abzuschwatzen, und so erscheint er bald in vielseitigen litterarischen Verbindungen. Bald da bald dort in Zeitschriften finden wir Gedichte oder Aufsätze von seiner Hand: in Jacobis Iris, im Wochenblatt für das Land Breisgau (der spätern Freiburger Zeitung), in den süddeutschen Miscellen, im alsatischen Taschenbuch und der Alsa von Ehrenfried Stöber, im „Jason“ des Grafen von Benzel-Sternau, in Kerners poetischem Musenalmanach.

Die Aufnahme auf den deutschen Parnaß war auch für Hebels Privatleben nicht ohne Bedeutung. Er war eine Sehenswürdigkeit von Karlsruhe geworden, und wer von berühmten Männern und Frauen nach Karlsruhe kam, wollte ihn kennen lernen. 1804 war er eine ganze Woche mit Voß zusammen, der ihm sehr gefiel. 1806 kamen Tieck und Tiedge; er lernte Jakob Grimm, Max von Schenkendorf, Varnhagen kennen; Oktober 1815 traf er mit Goethe zusammen. Hebel war nicht sehr erbaut von dieser Berühmtheit; er haßte nichts mehr als äußern Zwang, als steif konventionellen Verkehr: „ich habe oft gewünscht,“ meint er, „die allemannischen Gedichte nicht geschrieben zu haben, die mich mit der halben Welt in Bekanntschaft setzen.“

Nicht minder brachte der Hof unserm Dichter seine Huldigung dar. Der Markgraf war Hebels eifriger Verehrer; sofort nach Erscheinen der Gedichte ließ er sich von Hebel daraus vorlesen. Und Hebel wurde mit der Zeit eine Art von Hof- und Gelegenheitspoet. Auf solch offiziellen Anlaß schuf sein loyaler Sinn 1806 die Hauensteiner Bauernhochzeit; in ähnlicher Weise entstand „der Ehrentag Karl Friedrichs“. 1805 geschah ihm „die Zumutung, das Schillersche Reuterlied zum Behuf der Musketiere umzuarbeiten“, eine Aufforderung, der wir das Musketierlied verdanken. Und als 1810 Marie Louise ihrem kaiserlichen Gemahl entgegenzog und bei Kehl über den Rhein ging, da war es Hebel, der auf eine Ehrenpforte die Mahnung schrieb: „Germaniae memor“.

Was ist es denn nun eigentlich, das den allemannischen Gedichten so rasch ihre Bahn gebrochen hat, das so unvergänglichen Reiz ihnen verleiht? Daß das ganz eigenartige sprachliche Gewand dieser Dichtungen großen Teil an ihrem Erfolge habe, ist den Zeitgenossen sofort klar geworden. Jean Paul hat es erkannt: mit der schwäbischen Mundart entzöge man dem Dichter seine halbe Kindlichkeit und Anmut, und der Recensent der Allgemeinen Litteraturzeitung erklärt: „Geßners Arkadiern geziemt die vornehmere sächsische Mundart; der frohe, herzliche und unbefangene Schwabe konnte sich nur in seiner Sprache vernehmen lassen.“

Und nicht nur daß er überhaupt die Sprache des Volkes redet, wird gebührend gerühmt, sondern daß gerade dieser Dialekt einen Dichter gefunden. Freilich Jacobi redet von denen, deren „Ohr, an eine weichere Aussprache gewöhnt, durch die härtere beleidigt wird“. Jean Paul dagegen meint: „manchem Dichter wären die wohllautenden schwäbischen Zusammenziehungen — z. B. Sagi'm, statt: sage ich ihm — zu gönnen, und das Ausmustern unserer engen n; das Eintauschen des i gegen das ewige deutsche e; und die Verwandlung des harten Verkleinerung-chen in das süße li; und am meisten der Reichtum an Diminutiven, den mit den Schwaben noch Schweizer, Österreicher und Letten teilen.“ Goethe urteilt, daß Grübels Dialekt etwas Unangenehmes, Breites habe; dagegen Hebels Gedichten komme die behagliche naive Sprache sehr zustatten. „Man findet mehrere ziemlich bedeutende und wohlklingende Worte, teils jenen Gegenden selbst angehörig, teils aus dem Französischen und Italienischen herübergenommen, Worte von einem, von zwei Buchstaben, Abbreviationen, Kontraktionen, viele kurze leichte Silben.“ Die wahre Bedeutung der Dialektdichtung hat trotzdem vielleicht gerade Goethe am wenigsten erkannt, der dem Dichter den Rat giebt: „versuche doch der Verfasser, aus dem sogenannten Hochdeutschen schickliche Gedichte in seinen oberrheinischen Dialekt zu übersetzen!“ eine Mahnung, die freilich Hebel in richtigem Gefühle von sich wies. Mit völlig bewußter Klarheit hat überhaupt keiner der Zeitgenossen es erkannt und ausgesprochen, worin der eigentümliche Reiz, der eigentümliche Wert mundartlicher Poesie beruht.

In einer Sprache kann nur das mit Leichtigkeit dargestellt werden, wofür sie Ausdrucksmittel besitzt. Aber nur diejenigen Wörter sind lebendige Glieder der Sprache, die immer wieder zur Anwendung kommen. Folglich kann nur das ohne weiteres in einer Sprache Ausdruck finden, was ihn schon öfters in derselben gefunden hat. Daher hat es solche Schwierigkeiten gehabt, bis die Sprache unserer Wissenschaft deutsch geworden ist, daher sind so viele Termini derselben aus fremder Zunge herübergenommen. Daher je gewaltsamer ein Dichter der bestehenden poetischen Welt gegenübertritt, desto mächtiger wird sein Ringen nach neuen Ausdrucksmitteln, desto eigenartiger seine Sprache sein.

Der Umfang dessen, was in einer Sprache zur Darstellung kommt, wird nach Zeit und Volk verschieden sein. Im allgemeinen kann man sagen: dieser Umfang ist so weit, so weit das Interesse reicht und der gute Ton. Bei einer Schriftsprache aber, einer Sprache der Gebildeten wird im ganzen das Interesse der Darstellung um so geringer, je näher ein Gegenstand dem Kleinleben, dem Volkstümlichen rückt. Und besonders bei einer so überidealistischen und dem wirklichen Leben ferne stehenden Litteratur, wie es die unsrige im 17. und 18. Jahrhundert geworden ist. So giebt es eine ganze Reihe von Gegenständen, für die es der Schriftsprache an einer allgemein anerkannten und verständlichen Bezeichnung gebricht. Es fehlt uns an Benennungen für zahlreiche Pflanzen und Tiere,

für Speisen, für Gerätschaften des Hauses und der Ackerbestellung, und ebenso für viele Verrichtungen, die bei Zubereitung oder Handhabung solcher Gegenstände erforderlich sind.

Ebensowenig hat die eigentliche Litteratur Sinn und Verständnis und demnach Sprachmaterial für die kleinen oder kleinlichen Gefühlsäußerungen des täglichen Lebens, die in Ausdrücken des Ärgers und der Gereiztheit, in Scheltworten und Flüchen, in Interjektionen des Schmerzes und der Freude, in tausend zärtlichen Schmeichelworten zur sinnlichen Erscheinung kommen.

Bei einer gewissen Gruppe von Vorgängen würde zwar das Interesse im allgemeinen nicht fehlen, aber trotzdem bleibt der Vorrat an Bezeichnungen ein mangelhafter. Es giebt ein Gebiet, auf welchem die lebendige Rede des Volkes auch in der Gegenwart sich schöpferisch erweist: für Nüancen von Bewegungen und Lauten werden fort und fort neue klangmalende Wörter gebildet, die aber keine offizielle Geltung erhalten, weil die Schriftsprache gegen die Sprache des Volkes sich vornehm ablehnend verhält.

Aus allem dem ergiebt sich eine gewisse Armut in der Rede der Gebildeten. Und wir sehen, je mehr eine Litteratur oder ein einzelner Schriftsteller sich realistischer Auffassung und Darstellungsweise zuwendet, desto mehr wird er mit Naturnotwendigkeit gedrängt, die Sprache des Volkes zu reden. Das gilt bei Dickens wie bei Zola, bei Auerbach wie bei Fritz Reuter und bei dem Heer von Dorfgeschichtenschreibern.

Zu diesem objektiven Hindernis, das für den Darsteller des Volkslebens in der Beschaffenheit der hochdeutschen Zunge liegt, gesellt sich noch ein subjektives. Nur der kann das Volk in seinen Tiefen erkennen, sein Wesen in der dichterischen Schöpfung verklären, der selbst im Volke erwachsen ist, mit dem Volke fühlt, seine Sprache denkt und redet. Diesem tritt die Schriftsprache immer als etwas Fremdes gegenüber, mit dem Bann der Überlieferung stellt sie an ihn die Forderung, das unmittelbar Empfundene in konventionelle Formen umzugießen; er muß fast arbeiten wie ein Übersetzer, und das Hochdeutsche sitzt ihm wie ein neuer fremder Rock dem, der an den eigenen längst getragenen gewöhnt ist: es muß die Freiheit der Bewegung, die Frische und Ursprünglichkeit des Empfindens verloren gehen.

Darum ist die Schöpfung der Dialektdichtung eine Erweiterung der Dichtung überhaupt; ganz neue Gebiete treten damit in ihren Bereich, die vorher in vollgiltiger Weise nicht dargestellt werden konnten. Darum mußte Hebel allemannisch dichten, wenn er das sagen wollte, was ihm das Herz bewegte. Darum zeugt es von sehr oberflächlicher Betrachtung, wenn man Hebel und Reuter einander entgegensetzt und von Reuter behauptet, er habe aus innerer Nötigung plattdeutsch gedichtet, für Hebel aber dies zu leugnen vermag. Wie sehr diesem die Sprache des Volkes Natur war, zeigen seine vertrauten Briefe; oft genug bricht der Dialekt durch in Formen und Wörtern. Wir besitzen sogar eine prosaische Epistel von ihm in allemannischer Sprache.

Wenn es aber wahr ist, daß für einen gewissen Inhalt das dialektische Gewand zur Notwendigkeit wird und daß also auch von einer vollgiltigen Übertragung ins Hochdeutsche in solchen Fällen keine Rede sein kann, so ist es nicht minder wahr, daß da, wo diese Notwendigkeit nicht vorliegt, die Mundart zur leeren Spielerei wird. Darum war Goethes Mahnung verfehlt, Hochdeutsches in den Dialekt zu übertragen. Hebel selbst hat die Grenzen, innerhalb deren der Dialekt berechtigt ist, nicht immer sorgfältig eingehalten. Das trifft hauptsächlich die Loyalitätsdichtungen: „die Hauensteiner Bauernhochzeit", „der Ehrentag Karl Friedrichs" und „die Anrede an die Fürstin von Fürstenberg", sowie die Gelegenheitsverse „an eine Freundin", „zu einer Bittschrift": sie sind demnach die schwächsten Erzeugnisse der Hebelschen Muse. Auch „der Wächter in der Mitternacht" hat Partieen, die hochdeutsch gedacht sind und hochdeutsches Gewand verlangen. Im einzelnen finden sich noch da und dort Wendungen, die wie aus einer fremden Sphäre in den Dialekt hineinragen; so besonders unvolkstümliche Setzung von Adjektiven: mit dine biwegliche Schritte, an flachere Reine (Wiese), us nächtlichem Gewülch, lächlet's a us sine ernstige Miene, im nächtliche Wirthshus (Geist in der Neujahrnacht), mer wen im lieblige Wechsel mitenander singe (Feldhüter), de hörsch mi sehnli Klage nit (auf einem Grabe). Oder sonst ist in einem Ausdruck, einem Bilde zu hoch gegriffen:

schweri Gidanke chämpfe bis an Tag mit sine zerrüttete Sinne
(Statth. 189).

und si Frau mit Tuged bihaftet.
(Ebenda 255.)

Ans Wilhelm Telle Freiheitshuet
Hangt menge Tropfe Schwizerbluet.
(Storch 33.)

Und es kommt selbst vor, daß Wörter oder Wendungen gebraucht werden, die dem Dialekte fremd sind, wie Missethat, Zuspruch; weiß Gott wohi (statt wo ane, Abendstern), in der Sunne Glanz (Erinnerung an Basel), im verschwiegnen Schoß der Felse (Wiese), Wülkli der chüele Nacht (Feldhüter). Aber das sind durchaus vereinzelte Fälle. Im ganzen hat Hebel mit wunderbarer Treue die Sprache seiner Landsleute wiedergegeben, und man mag billig staunen, daß dem Mann, der seit einem Jahrzehnt in der Residenz hauste, daß dem Karlsruher Professor unter Lehren und Lernen die Klänge seines Heimatortes nicht ein wenig fremder geworden sind. Seines Heimatortes, denn Hebels Rede ist die unverfälschte Mundart des Wiesenthales, in der Gegend von Hausen. Nur wo es absichtlich geschah, wie in der Rede des Hausierers im Statthalter, in der Epistel an den Schweizerboten, sind fremde Elemente verwendet. Daß sonst manches Hebels eigener Mundart widerspreche und Hauensteinisch oder Baslerisch klinge, ist eine irrige Ansicht. Freilich hat Hebel die Laute

seiner Mundart nicht immer phonetisch genau wiedergegeben; er hat diejenige Schreibung gewählt, welche der hochdeutschen möglichst nahe stand. Der Dialekt spricht nahezu Gald, halfe, natt, aber Hebel schreibt doch Geld, helfe, nett. Und obwohl es Charscht, Aengschte, Bürschtli heißt, bleibt doch das st der Schriftsprache stehen.

Es zeigt sich also, daß das dialektische Gewand für Hebel nichts Äußerliches, nichts Gesuchtes, sondern eine Naturnotwendigkeit, eine Vorbedingung des Erfolges war. Freilich, schon die zeitgenössische Kritik hat es betont, daß der Reiz der Hebelschen Dichtung keineswegs bloß der eigentümlichen Form, der Neuheit der sprachlichen Einkleidung zuzuschreiben sei. Weit tiefer liegen die Wurzeln ihrer poetischen Kraft.

Wenn man von dem absieht, was lediglich Gelegenheitsdichtung ist, so kann man die allemannischen Gedichte in drei Gruppen unterscheiden. Die eine wird gebildet durch die Episteln, die zweite umfaßt Gedichte betrachtenden Charakters, wie „der Wächter in der Mitternacht", „noch eine Frage", „der Wegweiser", die Hauptmasse gehört der idyllischen Dichtung an. Ohne die Gedichte der beiden ersten Gruppen bliebe Hebel, was er ist, ohne die der letzten kann er nicht gedacht werden. In diesen Idyllen thut sich die kleine Welt des abgeschlossenen Volkslebens vor uns auf, durch das Heimweh des Dichters verschönt und verklärt; gemütvolle und fromme, in ihrer Beschränkung glückliche Menschen ziehen vor uns vorüber; der Lärm und die Dissonanzen des großen Lebens stören nicht den Frieden, der über dem Bilde ruht und des Beschauers Herz erlabt.

Zumeist sind es engumgrenzte Scenen, die uns der Dichter vor die Augen führt, Scenen aus dem Fühlen und Thun des Landbewohners, und zwar liebt er die freundlichen Bilder, nicht die düstern Seiten des Lebens. Er schildert die zarte Mutterliebe, Sehnen und Necken der Liebesleute, die Freude des Zechers und des Rauchers, das Treiben des Schmelzers und des Schreinergesellen, das Gebaren der Marktweiber in der Stadt. Auch wo ernstere Stimmung herrscht, wenn das Kind am Grabe des Paten steht, wenn das Gewitter zerstörend ins Menschenleben eingreift, behält ein versöhnender Geist die Herrschaft.

Nur selten wird der enge Rahmen durchbrochen, wie im Statthalter, im Karfunkel. Hier fehlt es dann auch nicht an lebhafter Erregung, und besonders der Karfunkel tritt aus dem Kreise der Idylle nahezu heraus, hinüber in das Gebiet der Ballade.

Es ist begreiflich, daß bei den einfachen Lebensverhältnissen des Landmannes, bei der Einfachheit seines Denkens und Fühlens das Gebiet des Dichters ein ziemlich beschränktes sein muß, der nur gerade dieses Leben zur Darstellung bringen will. Hebel aber hat, und das war ein außerordentlich glücklicher Griff seines Genius, in überraschender Weise dieses Gebiet zu erweitern gewußt, er hat einen ganz neuen Kreis von handelnden und empfindenden Personen in den Umfang seiner Darstellung gezogen. Er hat gethan, was Goethe ein Verbauern des Universums genannt

hat. Für den Sinn des Kindes, für die naive Empfindung des Volkes besteht nichts Unlebendiges; die ganze Natur lebt das gleiche Leben, wie der Beschauer, der in ihrer Mitte steht. So ist den Griechen jeder Baum, jede Quelle beseelt gewesen; so haben den alten Deutschen die Tiere geredet; so gehen noch heute zur Freude des Kindes die Kohle und der Strohhalm auf Reisen.

So wandelt bei Hebel nicht bloß der Wiesenthäler Bauer zum Sternen, Leuen oder Bären, auch der Käfer fliegt von Blumenwirtshaus zu Blumenwirtshaus, um einen Schoppen Alten oder Neuen zu trinken; auch er meint: was chani für mi Durst? Nicht nur die irdische Mutter bedenkt am Christabend liebevoll ihr Kind; auch die Sonne achtet sorglich, daß ihr Kind, der Abendstern, nicht falle, und wie der Stern heimkommt, da sinkt er freudig niederwärts:

jez isch em wohl am Muetterherz.

Nicht nur der Hauensteiner im Breisgau denkt an das kleine Haus in Herrischried, wo er geht und steht: auch die Wiese, das hold herangewachsene Markgräfler Mägdlein, eilt mit freudigem Sehnen in die Arme des Bräutigams Rhein. Selbst so abstrakte Dinge wie Samstag und Sonntag, wie das neue Jahr werden mit Leben und Rede begabt.

Von diesem Standpunkt aus, der die ganze Natur vermenschlicht, kann es auch nichts Wunderbares geben. Es ist wie etwas Selbstverständliches, daß dem erdbeersuchenden Knaben ein Engel begegnet, daß des Riedligers Tochter ein Erdweiblein in goldigen Haaren entgegentritt, daß der Bauer mit dem Denglegeist plaudert als mit Seinesgleichen.

Hebel hat sich nicht durch falsche lehrhafte Bestrebungen abhalten lassen, Sage und Glauben des Volkes in solcher Weise zu verwerten; er betrachtete es nicht als seine Aufgabe, den Volksaberglauben zu zerstören, sondern er war der Ansicht, es sei „dem Beruf weiser Volkslehrer angemessener, ihn womöglich zu verschönern und zu veredeln und durch besonnene Leitung unschädlich zu machen und zu moralischen Zwecken zu benutzen“.

Hebels Art der Naturbetrachtung ist für ihn nichts Zufälliges, nicht eine äußere Form, die sich ihm bloß dann darbot, wenn der poetische Geist über ihn kam, sie entsprach vielmehr einem tiefen Herzensbedürfnis. Hebel war eine festumschlossene, vielleicht beschränkte Persönlichkeit. Was ihm einmal nicht sympathisch, seiner Art nicht verwandt war, das bestand nicht für ihn, dem beizukommen besaß er kein Mittel. Was ihm aber einmal nahe getreten war, was für ihn Bedeutung hatte, das umfaßte er mit voller Liebe, mit dem stellte er sich auf gleichen Fuß, beseelte es mit seiner Seele, mochte es auch durch seine Beschaffenheit, durch Raum oder Zeit weit von ihm abstehen. Darum finden wir auch außerhalb der Dichtungen oft genug solche kleine idyllische Züge, in seinen Briefen wie seinen sonstigen Schriften.

Er preist die Eidechsen, die in den Quellen wohnen: „solch ein Tierlein in seiner verschlossenen Brunnenstube hat ein geheimliches Leben und Wesen, sieht nie die Sonne auf- oder untergehen, erfährt nichts davon, daß der Prinz von Brasilien nach Amerika ausgewandert ist, und daß die englischen Waren auf dem festen Lande verboten sind, weiß nicht, ob's noch mehr solche Brunnenstuben in der Welt giebt, oder ob die seinige die einzige ist, und ist doch in seinem nassen Elemente des Lebens froh, und hat keine Klage und keine Langeweile." Die allemannischen Gedichte sind für Hebel ein lebendiges Wesen: „das Büblein gaukelt mir schon seit 10 Tagen vollgliedrig und wohlgewachsen vor den Augen, und freut sich deiner Liebe, und jukt dir ungeduldig entgegen, aber der infame Schneider bringt immer den Rock noch nicht. Doch bis 3 Königtag — ja bis dorthin hoff ich das kleine Hanswürstlein an Ort und Stelle gebracht zu haben," oder: „ich schicke dir deinen Paten das Wälderbüblein aus der Wiedertaufe," oder: „unterdessen pützele und mützele ich am Wälderbüblein, das dich grüßt, und dir für deinen wohlwollenden und kräftigen Vorschub das Händlein entgegenstreckt."

Wer auf den Abendstern käme, der würde dort das Leben unserer Erde weiter leben: „Sieh dort, würde er zu seinem ersten Bekannten sagen, mit dem er bekannt wird, sieh jenen lieblichen Stern, dort bin ich daheim, und mein Vater und meine Mutter leben auch noch dort. Die Mutter ist eine Geborne so und so." Und die Gestalten der biblischen Geschichte denken und empfinden wie wir selbst. Nach der Verkündigung „sehnte sich Maria nach ihrer guten Gefreundtin, der Elisabeth, daß sie mit ihr reden und einer Seele sagen könnte, was ihr Gott durch den Engel habe geoffenbaret." Wie die Weisen aus Morgenland nach Jerusalem kamen, „da dachten sie nicht anders, als daß ganz Jerusalem werde voll Freude sein, jedes Kind auf der Gasse werde ihnen Rede und Antwort geben können auf ihre Frage. O, wie verwunderten sie sich, als alles so stille war!"

So kann man also wohl von Hebel sagen, freilich in anderm Sinne als bei so manchem andern, daß ihn die Liebe zum Dichter gemacht hat, die Liebe zu seinem Volke, die Liebe zur Natur.

Aber diese Liebe zu seinem Volke, dieser vertrauliche geistige Verkehr mit demselben hat dem Dichter auch wieder geschadet. Unwillkürlich versetzt sich der Erzähler in den Kreis, der seinen Worten lauscht. Ist die Geschichte zu Ende, so nimmt der teilnehmende Freund nicht gleich den Hut zur Hand und verläßt die Stube: sondern man plaudert noch über das, was man eben gehört hat. In dem idyllischen Kreis der Hebelschen Gestalten kann aber nicht von der Komposition einer Erzählung gehandelt, nicht ein ästhetisches Urteil über dieselbe abgegeben werden, sondern die Hörer oder der Berichterstatter ziehen das „Merke" aus dem Vernommenen. Und so wird der Erzähler unbewußt zum Lehrer; die Idylle vermischt sich mit der Didaxe. So hat denn Hebel mehrmals am

Schlusse der Dichtung die gute Lehre angehängt, die unter Umständen lose genug mit dem Vorhergehenden verbunden und nicht gerade übermäßig tief ist. Das gilt besonders vom „Knaben im Erdbeerschlag", aus dem die Konsequenz gezogen wird, daß man vor fremden Leuten freundlich sein müsse und 's Chäppli lüpfe z' rechter Zit. Durch solche didaktische Schlußwendung wird freilich unter Umständen der poetische Eindruck des Ganzen etwas beeinträchtigt, sie hat aber zugleich die Wirkung, das durch die Erzählung erschütterte Gleichgewicht der Seele wieder herzustellen, die durch das Wirken unheimlicher Mächte hervorgerufene Beklemmung wieder aufzuheben und die Stimmung in den heiteren Grundton zurückzuführen, der Hebels eigenstes Eigentum ist.

Es giebt wenige Dichter, die so rein, so ganz aus sich heraus, ihre Eigenart zur Darstellung gebracht haben, wie gerade Hebel. Der Litterarhistoriker, der es liebt zu klassifizieren, das Mannigfaltige in Gruppen und Schulen zu ordnen, der die Fäden aufsucht, die von Person zu Person sich hinüberspinnen, wird durch Hebel in einige Verlegenheit gebracht. Hebel stand auf der Seite alles dessen, was volkstümlich war, und gegenüber allem Unvolkstümlichen. Das hat schon Jean Paul empfunden, wenn er sagt: „eben habe ich zum fünften oder sechsten Male eine Sammlung Volkslieder von Einem Dichter gelesen, welche in der Herderschen stehen könnte, wenn man in einen Blumenstrauß wieder einen binden dürfte." Und Hebel selbst hat es klar genug ausgesprochen; er schreibt an Hitzig: „wenn dir in der Poesie wie in der Natur frischer lebendiger Morgenhauch, gekühlt über dem Wasser und in den Bergen und gewürzt im Tannenwald, besser behagt als die drückende Schwüle, oder gar der Anhauch aus einem Blasbalg, so lies Grimms altdänische Heldenlieder, Balladen und Märchen." Er selbst hatte diese dänischen Lieder dreimal ausgelesen. So ist es begreiflich, daß er zur eigentlichen klassischen Litteratur kein Verhältnis gehabt hat. Die Namen Goethe und Schiller werden in den Briefen fast nicht genannt. Zu einer Zeit, wo die litterarische Welt durch die Xenien in Aufruhr versetzt wurde, begnügt er sich in aller Gemütsruhe, ein halbes Hundert derselben aus Recensionen zu kennen. Und sehr charakteristisch ist nachstehende Äußerung: „Madame Voß läßt mir sagen, daß eine Recension der allemannischen Gedichte von Goethe nächstens in der Jenaer Allg. Litteraturzeitung erscheinen werde. So hoch mir Goethes Name tönt, so hätte ich sie doch lieber von Voß selber gelesen." In einer Einzelheit ist Hebel vielleicht von Schiller beeinflußt worden: schon eine der zeitgenössischen Kritiken bemerkt, daß der „Wächter in der Mitternacht" Verwandtschaft zeige mit Schillers Glocke. Auch in einer formellen Eigenheit knüpft er an die klassische Dichtung an, in seinen reimlosen fünffüßigen Jamben, die nichts weniger als volkstümlich sind.

Ebenso stand Hebel den Romantikern gleichgiltig gegenüber. Diese suchten nach dem Volkstum, er war in gesichertem Besitz desselben. Diese

kamen auf ihrer Suche bei allen Völkern herum und waren ausgesprochene Kosmopoliten; Hebel bekennt sich zu einem fast beschränkten Stammespatriotismus. Diese erfüllte eine sentimentale Schwärmerei für die Natur; er hatte ein durchaus klares und gesundes Verhältnis zu derselben.

Wenn Hebel Jung-Stilling verehrte, so war es hauptsächlich der Charakter des Mannes, der ihn anzog: „geehrt sei er für den Heldenmut, der lieber gegeiselt und verspottet und mit Fäusten geschlagen und gekreuzigt werden will, eh' er der Wahrheit (sei es auch nur der seinigen) untreu werden kann." Über die Schwächen des Schriftstellers ist er sich völlig klar; während er Stillings Heimweh liest, schreibt er an seinen Zenoides: „es wär mir eine interessante Lektüre, wenn er's entweder kürzer gefaßt, oder anders bearbeitet hätte. Aber eine Allegorie durch 4 starke Oktavbände durchgewunden! ... ich bin am 3. Teil und bekomme bald das Endweh."

Mit Bewunderung und Verehrung schaute Hebel auf Jean Paul; die beiden Männer mußten sich sympathisch sein, der Humorist dem Humoristen, die Männer, die beide mit gleicher Liebe das kleine Leben der Menschen und die leisesten Regungen der Natur umfaßten. Hebel ist fromm und gerührt, wenn er am Sonntagsmorgen im Freien sitzt und im Jean Paul liest. Er empfiehlt Gustave „die schönen Schriften dieses einzigen vortrefflichen Menschen": „seine Schilderungen der Natur, des menschlichen Herzens, der menschlichen Freuden und Leiden übertreffen alles Ähnliche, nur die Natur selbst nicht."

Aber trotzdem hat auch Jean Paul keinen wirklichen Einfluß auf den Dichter geübt: dazu gab es doch wieder zu Vieles, was die Beiden trennte, was Hebel an jenem tadeln mußte; „man hat anfänglich Mühe, sich in die eigentümliche Manier dieses Originals zu finden, und manches mag für nichtstudierte Personen schwer und unverständlich sein," schreibt er an Gustave, und von den Flegeljahren sagt er: „im zweiten (Band) hatte ich noch fröhliche Zeiten, aber im dritten will mir vorkommen, es sei abgesehen auf einen Streckroman, oder auf eine Ziehpumpe in die Cottasche Verlagskasse."

Wohl hat Hebel in seinen Briefen nicht selten Jean Paulsche Redeweise nachgeahmt, wenn er z. B. von seinem Straßburger Aufenthalt als den illuminierten Kupferstichen seines Lebens spricht oder wenn er sich seinen Freund Hitzig vorstellt, wie er „vor seiner Folioausgabe von Kaffeetassen sitzt und den Text mit Brotbröcklein durchschießt und das fromme Weiblein aus seinem Oktavtäßlein" eine Mücke herausfischt. Aber das ist stets bewußter Scherz, und er versäumt selten, hinzuzufügen „wie Jean Paul sagt" oder „mir will vorkommen, ich Jeanpaulisiere" oder „ich habs von Jean Paul gestohlen".

Wenn Hebel von irgend einem Zeitgenossen nachhaltige Anregung erfahren hat, so ist es Voß gewesen, der Idyllendichter, dem er auch persönlich näher gekommen ist. Vossens im Dialekt geschriebene Idyllen „de

Winterawend" und „de Geldhapers" waren es wohl, die in Hebel die Idee der mundartlichen Dichtung erweckten. Vossens Mahnungen waren es besonders, welche die zahlreichen formellen Glättungen der dritten Auflage veranlaßten. Auch das kommt wohl einigermaßen auf Rechnung des norddeutschen Dichters, daß Hebel vielfach des fremden Maßes des Hexameters sich bedient hat, obwohl er selbst später es merkwürdig findet, wie ein Deutscher dazu kommen konnte, „den angeborenen Reim und Jambus zu verlassen und über seine scharfeckige Sprache den wellenlinigen Hexameter des Joniers zu legen". Freilich dürfte es schwer fallen, Vossens Einfluß auf Hebel und den Theokrits, Virgils auseinander zu halten. Hebel vergleicht gelegentlich eine theokritische Idylle mit ihrer Nachbildung durch Virgil; dann fährt er fort: „was soll ich von der Vossischen Nachbildung sagen? Sie gefällt mir. Aber wenn ich von allen dreien die beste nennen müßte, so könnte mir doch nur zwischen den zwei ältern die Wahl wehe thun." Theokrit ist Hebels Lieblingsdichter, aus Virgils Georgica stammt das Motto der allemannischen Gedichte. So sind denn auch die „Feldhüter" antikem Muster nachgebildet, und in dem hochdeutschen Gespräch über die Kürze und Länge des Lebens tritt der Einfluß Theokrits zutage. Aber über die allgemeine Anregung geht es auch hier nicht hinaus.

War die Anregung, die Hebel von andern empfangen hat, nur unbedeutend, um so bedeutender und nachhaltiger war die Wirkung, die von ihm selber ausging. Haben auch einzelne, wie Grübel, unmittelbar vor ihm oder gleichzeitig dialektische Poesieen geschaffen, so war es doch bis auf Klaus Groth und Fritz Reuter stets Hebel, der immer wieder den Anstoß zur mundartlichen Dichtung gegeben hat. Auf niederdeutschem Gebiet geht dann eine neue mächtige Bewegung vom Verfasser der Ollen Kamellen aus; in Allemannien herrscht noch heute Hebel uneingeschränkt.

Neben den allemannischen Dichtungen Hebels müssen seine hochdeutschen sehr in den Hintergrund treten. Mit Ausnahme einiger Übersetzungen (aus den eigenen allemannischen Gedichten, aus der Bibel, aus der Antike) sind es fast durchaus Gelegenheitsgedichte: Episteln, Neujahrswünsche des Wochenblattträgers, Sprüche zu Geburtstagen, Hochzeiten, Patengeschenken, Veilchensträußen, ein Gesellschaftslied, eine Kantate rc. Selbständigen poetischen Wert hat nur ganz Weniges, so das Gedicht „die Rose", das schön empfundene „Neujahrslied" (mit der Freude zieht der Schmerz), dann das „Abendlied" und vor allem das „Musketierlied", in welchem der echte Ton des Volksliedes angeschlagen ist, und welches, von Silcher trefflich komponiert, wohl das einzige von den hochdeutschen Gedichten ist, das im Gedächtnis der Nachwelt fortleben wird.

Hebels dichterische Größe gründet eben darin, daß er aus dem Volke heraus gedichtet hat, mit tiefster Erfassung von dessen Eigentümlichkeit.

Aus dem Volke heraus hat er gedichtet, für das Volk zu dichten, lag nicht in seiner Absicht. Und doch, wer wie er fest im Volke steht,

ist berufen, auch auf das Volk zu wirken. Das hat Hebel bewährt: der Volksdichter ist auch ein Volksschriftsteller geworden.

Seit 1803 lieferte Hebel Beiträge für den „Kurfürstlich Badischen Landkalender für die Badische Markgrafschaft". Was er schrieb, nahm sich sonderbar genug aus neben den Leistungen anderer Mitarbeiter. In demselben Jahrgang z. B. (1806), in welchem Hebel seine treffliche Schilderung der Spinnen gab, steht von anderer Hand ein Artikel „von dem Nutzen der Vögel", im Stile eines Quartaneraufsatzes, der so anfängt: „die Vögel gewähren uns manche große Vorteile. Die Geier und Raben verzehren Äser und verhindern dadurch die Verpestung der Luft. Die Störche und Reiher vertilgen die zu häufigen Frösche, Eidechsen und Schlangen.... In eben diesem Lande (Ägypten) ist der Erdgeier sehr häufig, und dient zur Reinigung des Landes von toten Körpern rc." Sehr begreiflich, daß Hebel an dem Kalender in dieser Gestalt keine große Freude hatte. Daher machte er 1806 dem Konsistorium den Vorschlag, die einheitliche Bearbeitung des Kalenders einem Landgeistlichen zu übertragen, der der Aufgabe gewachsen sei. Die Behörde fand den geeigneten Mann in Hebel selbst, und dieser übernahm Anfang 1807 die Redaktion des Kalenders. So ist denn der Jahrgang für 1808 der erste, der von Hebel selbst herausgegeben und von ihm allein geschrieben ist. Mit dem Wechsel der Leitung erleidet auch das äußere Gewand eine Änderung; der Titel lautete nunmehr: „Der Rheinländische Hausfreund oder Neuer Kalender auf das Schaltjahr 1808, mit lehrreichen Nachrichten und lustigen Erzählungen".

Rasch erwarb sich der Hausfreund großen Beifall. Schon 1809 ergeht von dem Heidelberger Buchhändler Engelmann an Hebel die Einladung zur Redaktion eines Volksblattes, ein Anerbieten, das Hebel jedoch abgelehnt hat. Und anfangs 1811 giebt Schütz in der Hallischen Litteraturzeitung vom 12. Febr. eine ungemein lobende Anzeige des Kalenders, in welcher er Hebel „jedem, der etwas für das Volk zu schreiben gedenkt, als Muster in Geist und Ton" aufstellt. Folgenreicher als die Aufforderung Engelmanns war eine solche von Cotta. Ebenfalls noch 1809 machte dieser Hebel den Vorschlag, seine Beiträge zum Kalender in einem besonderen Buche zu sammeln. Hebel ging darauf ein, und so erschien 1811 das „Schatzkästlein des rheinischen Hausfreundes". Dies Schatzkästlein — ein damals mehrfach begegnender Titel für ähnliche Sammlungen — enthielt Hebels Aufsätze und Erzählungen aus den Kalendern vom Jahre 1803—1811 einschließlich.

Das Schatzkästlein ist nicht bloß durch mechanisches Aneinanderreihen der Kalenderartikel entstanden; es hat die Vereinigung in einer einheitlichen Sammlung mancherlei Veränderungen nach sich gezogen. Als Hebel 1808 den Kalender ganz übernahm, hatten in den drei letzten Jahrgängen von anderer Hand Betrachtungen über das Weltgebäude gestanden, die Hebel 1808 mit seinem Artikel über die Planeten fortsetzte, die er aber nicht in seine Sammlung herübernehmen konnte. Es mußten also neue

an ihre Stelle treten. Die über den Mond wurde da eingereiht, wo die frühere ihren Platz hatte, die zwei anderen fanden eine andere Stätte. Hebel fühlte es und hat es auch in seinem Vorwort ausgesprochen, daß das Beste nicht sogleich am Anfang des Büchleins stehe. So sollte wenigstens der Eingang des Ganzen ein würdiger sein, und das konnte nicht besser geschehen, als wenn die Betrachtungen über das Weltgebäude die Sammlung eröffneten. Neu ist auch — mit Ausnahme des ersten Rätsels — das siebente Stück des Schatzkästleins, „zwei Gehilfen des Hausfreunds". Der Adjunkt und die Schwiegermutter desselben wurden erst im Kalender von 1811 bei den Lesern eingeführt. Das ging bei einem einheitlichen Ganzen nicht mehr an; es mußte im Anfang geschehen, und so konnte nun auch der Adjunkt eine etwas größere Rolle in den Geschichten erhalten. Gänzlich umgearbeitet ist Nummer 13 der nützlichen Lehren; sie entstand aus einem Artikel über die „Vorbereitung des Getreides zur Aussaat".

Ein späterer Bericht über einen Steinregen wurde in den Aufsatz „über mancherlei Regen" eingefügt; „große Schneeballen" wurden unterdrückt, weil der Inhalt sich wesentlich deckte mit dem Bericht über schreckliche Unglücksfälle in der Schweiz.

Von eigentlichen Erzählungen fehlen nur drei: „der fechtende Handwerksbursche in Anklam", „der Rekrut", „drei Worte". Ausgelassen sind weiter die Rätsel, die politischen Übersichten und die Weltbegebenheiten (aus denen jedoch das Bombardement von Kopenhagen genommen ist), einige unbedeutende Artikel mehr beschreibend-statistischer Natur, wie „die französische Armee", „zahlreiche Mordthaten", endlich die „Tinterezepte" und das „Mittel, die Baum- und Rebpfähle dauerhaft zu machen". Auch einige Umstellungen nahm Hebel vor. „Mancherlei Regen" aus dem Kalender von 1806 trat zwischen die Stücke von 1804 und 1805, weil sonst die Auflösung des zweiten Rechenexempels der Aufgabe unmittelbar gefolgt wäre; die übrigen Sachen von 1806 werden zwischen 1807 und 1808 eingeschoben, um den Aufsatz über den Mond von dem über die Planeten zu trennen. Und das Abendlied, das ursprünglich mit dem Sommerlied zusammenstand, wurde an späterer Stelle eingefügt. Gar manches hatte nur im Rahmen des Kalenders Sinn und Bedeutung und mußte daher beseitigt werden: die Anreden des Hausfreundes an den Leser, Beziehungen auf gleichzeitige Ereignisse, auf die Stellung der Himmelskörper in dem betreffenden Jahre, Verweise auf frühere und spätere Jahrgänge des Kalenders, Beschreibungen der nebenstehenden Holzschnitte.

Außerdem war zu bedenken, daß der Leserkreis des Schatzkästleins ein weiterer und teilweise auch ein höher stehender sein würde, als der des Rheinischen Hausfreundes. So ist denn eine Reihe von lokalen Anspielungen weggefallen, auf badische Ortschaften und Städte, auf das Donaueschinger und Seckinger Bier; die Dreibätzner haben dem Zwölfer oder Zwölfkreuzerstück weichen müssen. Im Kalender begegnete man noch

einer ganzen Reihe von alemannischen Wörtern; sie sind durch hochdeutsche ersetzt worden. Statt Rinken, Matten, Storken heißt es nun Schnalle, Wiese, Störche; wer zu den Falschmünzern kam, wurde nicht mehr vergälstert, sondern in Schrecken gesetzt; der Lehrjunge zerbrach jetzt ein Arzneiglas, wo er früher ein Gütterlein verheite. Aber auch abgesehen von der Beseitigung eigentlicher Dialektwörter wurde die Sprache im ganzen eine gewähltere, wurden zu gewöhnliche und derbe Ausdrücke seltener. Aus probieren wird versuchen, aus anführen täuschen, aus verlumpt wird verarmt. Statt „weißt du was? nimm Gott zu Hilfe" heißt es nun: Guter Freund, nimm Gott zu Hilfe; der verratene Löffeldieb wird bloß noch mit Schimpf und Schande zum Tempel hinausgejagt, während er im Kalender auch noch ein paar Tritte dazu erhielt. Besonders schlimm ist es dem Teufel ergangen; er ist aus allen Stellen verdrängt worden, durch Satan, der böse Feind, der Schwarze, ein Anderer; es wird nicht mehr zum Teufel gegangen, sondern ins Weite, und statt eines armen Teufels nimmt jetzt ein armer Mensch unser Mitleid in Anspruch.

Auch sonst wurde im einzelnen manches gebessert, sachliche Anstöße beseitigt, Triviales oder Überflüssiges gestrichen. Im Wohlfeilen Mittagessen hat erst das Schatzkästlein die Pointe scharf und klar herausgearbeitet, und in „Hohes Alter" hat der Schluß durch eine kleine Änderung wesentlich gewonnen.

So zeigt sich denn auch hier, wie bei den Gedichten, welch große Liebe und Sorgfalt Hebel auf die Form seiner Geisteserzeugnisse verwandt hat. Ein merkwürdiger Zufall ist es, daß die erste Gesamtausgabe, die den ganzen Hausfreund bringt, die von 1843, die Beiträge vor 1808 in der Fassung des Schatzkästleins, die spätern in der des Hausfreundes giebt.

Das Schatzkästlein erfuhr eine rühmende Besprechung in den Süddeutschen Miscellen für Leben, Litteratur und Kunst, 1811, Nr. 40.

Der Kalender selbst ging seinen ruhigen Gang weiter, bis zum Jahr 1815. Die Auflage betrug für letzteres Jahr 40 000 Exemplare. Da kam eine unerwartete Störung. Als im Herbst 1814 die ersten Exemplare des Kalenders aufs folgende Jahr ausgegeben wurden, da nahm man auf katholischer Seite Anstoß an der Erzählung „der fromme Rat", und man brachte es dahin, daß der Verkauf des Kalenders verboten wurde. Die Folge davon war, daß zwei Blätter neu gedruckt werden mußten. Hebel war über die Sache sehr ärgerlich. „In Zukunft schreib den Kalender wer will," schreibt er an Hause, und er bleibt dem Entschlusse getreu. Im Jahrgang 1816 stehen bloß zwei Kleinigkeiten von ihm, die wohl vom Manuskripte für das vorige Jahr übrig geblieben waren, in dem von 1817 gar nichts. 1818 ergreift er nur das Wort, um durch „eine Gerechtigkeit" das Andenken seines geliebten Lehrers Grether gegen Verunglimpfungen zu schützen. Wenn er 1819 den Kalender wieder auf sich nahm, so hat es damit seine besondere Bewandtnis.

Im Juli 1817 hielt sich Hebel einige Zeit in Baden-Baden auf und wurde bei dieser Gelegenheit der Königin Katharina von Württemberg vorgestellt. Sie sprach mit ihm über Volksbelehrung und ihr Vehikel, den Kalender, doch nur im allgemeinen. Was die Königin wollte, erfuhr er erst aus einem Briefe Justinus Kerners, der sich auf Wunsch seines Bruders Karl, damals Ministers des Innern, mit Hebel in Korrespondenz setzte.*) Man stellte ihm den Antrag, einen württembergischen Volkskalender zu schreiben. Hebel trug Bedenken, darauf einzugehen, weil er sich nicht verbarg, „daß es schwer sei, Nationalschriftsteller für ein Volk zu sein, das man nicht als das seinige und so gut als das seinige kennt". Als man sich aber mit Aufsätzen begnügte, die kein lokales Interesse hatten, nahm er an, unter der Bedingung, daß die Beiträge gleichzeitig im Hausfreund erscheinen dürften, da er dem vielseitigen Zuspruch nicht mehr widerstehen könne, wenn er an der Ausstattung eines andern Kalenders teilnehme. Hebel hat denn eine größere Zahl von Erzählungen an Kerner geschickt. Aber verschiedene Umstände wirkten zusammen, um den Plan der Königin scheitern zu lassen, und der einzige Erfolg der ganzen Sache war, daß der Hausfreund von 1819 wieder lauter Erzählungen von Hebel brachte. Damit war aber Hebels Kalenderthätigkeit endgiltig abgeschlossen. Man braucht nicht viel nach Gründen dafür zu fragen: Alter und Geschäfte lasteten immer schwerer auf Hebel; die guten Stunden der Laune und des Humors waren immer seltener geworden.

Was Hebel in diesen Beiträgen zum Kalender geschaffen hat, ist von der mannigfaltigsten Beschaffenheit.

Der Gebildete liest seine Zeitung, um den Lauf der Welt im Auge zu behalten; zu seiner Belehrung liest er Geschichtsbücher, philosophische und naturwissenschaftliche Werke; er liest die Schöpfungen unserer Dichter, er geht ins Theater, um sich erschüttern und rühren zu lassen, um das Herz zu erheitern, sich frei zu lachen von den Sorgen des Daseins. Und mit der ästhetischen Wirkung ist mehr oder minder auch eine ethische verbunden. Alle diese Bedürfnisse kennt auch der Bauer; aber es fehlt ihm an Mitteln, dieselben in gleicher Weise zu befriedigen. Außer der Bibel oder dem Gesangbuch ist — oder war wenigstens der Kalender sein einziges Buch; dieser mußte eine ganze Bibliothek ersetzen. So berichtet denn der Hausfreund seinen Lesern den Gang der Weltbegebenheiten und erzählt ihm von dem Leben seiner Vorfahren. Er erklärt ihm die Wunder des Himmels und predigt über die Geschöpfe Gottes, die Erscheinungen der Natur, die dem Landmann täglich vor Augen sind; er giebt ihm goldene Sprüche der Weisheit. Aber das Wahre wirkt leichter im Bilde des Geschehenen als in der trockenen Erörterung. Darum zieht Hebel nicht theoretisch gegen die Gespensterfurcht zu Felde, sondern er erzählt, wie die Angst des Hausfreundes und des Vicepräsidenten vor der mitter-

*) Der Bericht von Varnhagen Denkwürdigkeiten 9, 152 ist ganz unzuverlässig.

nächtlichen Gestalt in Scherz sich auflöst. Er warnt nicht im allgemeinen vor den Marktschreiern, sondern der Leser erfährt, wie der falsche Zahnarzt die Leute beschwindelt hat. Die Sparsamkeit, das Wohlthun wird nicht theoretisch empfohlen, sondern ihr Segen am einzelnen Beispiel gezeigt. Und da der einfache Mensch nicht so gewandt ist, sich die Moral der Geschichte rasch selbst herauszunehmen, kommt ihm der Erzähler mit einem Merke zu Hilfe.

Freilich, mit dieser Moral ist es nicht immer so ernsthaft gemeint; sie ist bisweilen mehr scherzhaft angefügt. Merke: man muß keine silbernen Löffel stehlen, das konnte der geneigte Leser zur Not noch sich selber sagen. Hebel war nicht so pedantisch, um bloß belehren zu wollen. Die Mehrzahl der Erzählungen hat ihren Zweck in sich selbst, ist nur geschaffen, das Herz des Lesers zu bewegen, zu erfreuen. Die mannigfachsten Stimmungen werden hier angeschlagen; die größten Gegensätze des menschlichen Lebens kommen zum Ausdruck: von dem tief ergreifenden Wiedersehen der Bergmannsbraut und ihres Verlobten, von der heimlichen Enthauptung bis zu den lustigen Stücklein des Zundelfrieders und des Zundelheiners. Doch das Heitere überwiegt. Die Freude an der Dummheit, die unbewußt komisch ist, am schlagenden Witz, wo ein Schalk den andern übertrumpft, die Lust am Necken und am Schabernack ist Hebel allezeit eigen gewesen. Er selbst hat gerne im Freundeskreis dem oder jenem einen lustigen Possen gespielt, wenn auch die Sage ihm manches vielleicht mit Unrecht aufgebürdet hat. Besondere Sympathie hat er für das Gaunertum, so lange es mit Humor zu Werke geht und nicht zum schweren Verbrechen wird. „Wie manche schöne lange Winternacht," so schreibt er an die Familie Hause, „habt ihr mich (abwechselnd mit den Wegelagerern und Falschmünzern) zum süßen Schlummer eingewiegt." In diesen Leuten bewunderte er, was ihm fehlte, das Freie und Selbständige des Wesens: „es ist gar herrlich," schreibt er, „so etwas Vagabundisches in das Leben zu mischen. Das ist es, was den Bettler groß und stolz macht. Ich habe diese Glücklichen immer beneidet."

Dieser ganze Reichtum von Bildern aus dem menschlichen Leben entstammt begreiflicherweise nicht lediglich der freien Erfindung Hebels. Es läßt sich vielmehr an vielen Stellen nachweisen, an anderen vermuten, daß das Rohmaterial für seine Erzählung ihm von außen zugekommen. Das eine verdankte der Hausfreund mündlicher Überlieferung, den Scherzen und Schnurren, die im heitern Freundeskreis erzählt wurden. Die Geschichte des Schneiders von Pensa war ihm von Offizieren berichtet worden, die selber in Pensa gewesen. Der Zundelfrieder war eine historische Persönlichkeit, und seine Thaten sind sicherlich im Volke von Mund zu Mund gegangen. Einen Teil der Rechenexempel hatte Gustave Fecht beigesteuert; eine Aufgabe ist aus dem noch erhaltenen Rechenbuche von Hebels Vater genommen. Vieles entstammt den Zeitungen und Zeitschriften seiner Tage. Manchen Stoff hat ihm die Freiburger Zeitung

geliefert; das „unverhoffte Wiedersehen“ ist in merkwürdiger Weise durch einen Artikel des „Jason“ angeregt. Eine große Anzahl von Geschichten hat Hebel aus dem Vademecum für lustige Leute entnommen.*)

Es gewährt einen ungemeinen Reiz, die Hebelsche Darstellung mit seinen Quellen zu vergleichen. Bald ist eine einzelne Pointe herübergenommen und zu einer ganzen Erzählung ausgestaltet; bald folgt der Hausfreund der Vorlage Schritt für Schritt in der Entwickelung der Dinge. Wo in der Quelle die Handlung keine einheitliche, die Motivierung eine schlechte war, da hat Hebel ein festes, geschlossenes Gefüge hergestellt. Wenn dort der Schlechte, der Boshafte ohne Strafe ausging, ist hier die Vergeltung für den Frevler nicht ausgeblieben. Und so verschiedenartig diese Quellen, so unbedeutend bisweilen die Veränderungen, die Hebel mit ihnen vorgenommen, so trägt doch alles einen einheitlichen Charakter, den Stempel einer abgeschlossenen künstlerischen Individualität, das Zeichen der unbedingten Volkstümlichkeit. Hebel erzählt, wie der gemeine Mann selbst erzählt, und er besitzt das Geheimnis, ihm das Fernliegende nahezubringen, ihm für das Fremdartige Anteil abzugewinnen. Der Bauer verlangt nicht, daß der Lehrer oder Pfarrer seinen Dialekt spreche. So hat auch Hebel hochdeutsch geschrieben. Es fließt wohl manches dialektische Wort, manche mundartliche Form mit ein, aber nur so viel, als sich fast jeder Gebildete in der täglichen Rede gestattet, so viel als notwendig ist, um dem Ganzen den Charakter des Ungezwungenen, des behaglichen Plauderns zu geben. Dagegen verlangt der Bauer das, daß man die Worte, den Satzbau so füge, wie er es gewohnt ist zu thun und täglich von seinesgleichen zu hören. Da giebt es keine langen, verwickelten Perioden, sondern kurze, einfache Sätze, die lose mit **und** aneinander gereiht werden; da wird keine kunstvolle abhängige Rede gebaut, sondern die Gedanken, die Aussprüche des andern frischweg mit dessen eigenen Worten in gerader Rede angeführt. Und oft genug, wenn ein Satz als Nebensatz begonnen ist, begegnet es, daß die Fortsetzung sich loslöst und selbständig wird; unter Umständen wird auch der Hauptsatz gänzlich vergessen. Leicht begegnet es der gemeinen Rede, daß sie zwei verschiedene Ausdrucksweisen zu einer vermischt; sie nimmt es überhaupt mit der Logik nicht so genau: sie verwendet ihr **darum** auch an Stellen, wo nicht eine Folge, sondern ein Grund eingeführt werden soll. Und wie sie vergißt, was sie eben gesagt und doch der Fortsetzung, Ergänzung bedürfte, so vergißt sie auch, was sie nicht gesagt: sie redet ohne Anstand von dem Christoph, dem Hans Frieder, wenn die beiden auch noch gar nicht erwähnt waren. Noch eine andere Folge einer gewissen geistigen Trägheit

*) Ich teile bei den einzelnen Erzählungen nur dann eine frühere Fassung mit, wenn bestimmt anzunehmen ist, daß Hebel dieselbe vorgelegen hat. Sonst hätte ich noch vielfach Verweisungen anbringen müssen, z. B. auf „Schimpf und Ernst“ S. 260 (zu „Kindesdank und Undank“), S. 297 (zu „der kluge Sultan“), S. 327 (zu „seltsamer Spazierritt“), S. 332 (zu „das letzte Wort“), S. 397 (zu „der schlaue Husar“).

ist es, daß der Volksmund sehr gerne stehende Redensarten, sprichwörtliche Ausdrücke gebraucht. Alle diese Eigentümlichkeiten der bequemen, volksmäßigen Rede sind ebenso viele Eigentümlichkeiten des Hebelschen Stiles.

Das Hauptgeheimnis der volkstümlichen Erzählung besteht aber darin, daß sie anschaulich sei. Die kunstmäßige Erzählung strebt nach dem Wechsel: bald wird das Geschehene unmittelbar uns vorgeführt, bald erfahren wir aus dem Mund der beteiligten Personen, was vorgegangen. Die volkstümliche Weise Hebels läßt möglichst vieles vor unsern Augen geschehen und möglichst wenig berichten. Jene hebt das Wichtigere scharf heraus und läßt Nebensächliches in den Schatten treten. Diese läßt es leicht an der richtigen Perspektive fehlen und malt Nebenumstände behaglich aus; sie duldet nicht die unbestimmte Andeutung, sondern individualisiert überall; auch das Unbedeutendste erhält scharf umrissene Gestalt. Hebels Geschichten spielen meist nicht in irgend einem Dorf, sondern in Segringen, Hertingen oder Brassenheim, nicht in irgend einem beliebigen Wirtshaus, sondern im roten Löwen, im roten Ochsen oder in der goldenen Linde. Der Großsultan der Türken geht nicht „einmal“ in die Kirche, er thut es an einem Freitag; die keifende Frau klagt ihr Leid nicht, wie es in der von Hebel benützten Quelle heißt, einem klugen Mann, sondern dem Pfarrherrn, und vom Zirkelschmidt, der kein Geld mehr hat, wird gesagt, daß er nimmer wußte, „ob die bayrischen Thaler rund oder eckig sind“.

Diese liebevolle Ausmalung des Kleinen und Nebensächlichen ist für den Volksschriftsteller sehr wichtig. Sie vor allem gewährt Hebel die Möglichkeit, die fremden Stoffe, die Erlebnisse des Gasconiers und Holländers, das Bonmot eines Voltaire so völlig in das oberrheinische Leben hineinzudichten, daß sie aus demselben herausgewachsen scheinen. So vor allem kann er die Aufgabe erfüllen, die nach Hebels eigenen Worten dem Volksschriftsteller zufällt, daß er stets den Leser zwischen bekannten Anschauungen umherführe.

Das gilt nicht nur von der Anschauung der äußeren Sinne, sondern auch von dem innern Anschauen, vom Empfinden und Glauben des Volkes. Aber gerade hier ist der Punkt, wo der Volksschriftsteller nicht ganz in seinem Volke aufgehen darf; gerade hier muß er zum Lehrer werden, zum Streiter gegen allerlei weltlichen und geistlichen Aberglauben in Sitte und Brauch, in Fühlen und Denken. Doch bleibt auch hier ein gemeinsamer Grund unverloren: vor allem die Bibel. Und oft genug weist Hebel den Leser auf Sätze der heiligen Schrift, redet er im Tone des Evangeliums, des Psalmisten. So erinnert seine Darstellung manches Mal an jene Luthers, zumal an seine Tischreden; auch Luther ist ja Meister der volkstümlichen Rede gewesen.

In einem Punkte war es Hebel leider nicht vergönnt, über den Standpunkt seiner Zeit und seiner Landsleute sich zu erheben, in dem

Grade der politischen Einsicht und der Wärme der vaterländischen Gesinnung. Wohl ist es nicht undeutsch, was er 1802 an Gyßer schreibt:

enen am breite Rhi, wo jez der Premié-Consul
d' Schatzig bleit, und 's Volch regiert mit blutige Hände;

wohl nimmt er 1805 Partei für Österreich; wohl findet sich in den „Weltbegebenheiten" manche patriotische Äußerung versteckt. Aber doch kann er 1807 an Gustave schreiben: „ich wünsche dem Napoleon Sieg, damit es doch wieder einmal Ruhe wird." Doch erzählt er mit Behagen Geschichten aus dem Leben des „großen Helden" Napoleon. Wo Franzosen und Preußen zusammentreffen in den Erzählungen, ist Verrat und Gemeinheit auf Seiten des Deutschen, Großmut und Edelsinn bei dem Gallier zu finden. Doch ist er Mitarbeiter der Zeitschrift „Jason", welche den Napoleonkultus systematisch betrieb, welche von Napoleon 1807 sagen konnte: „Gott gab ihm die Kraft und den Willen, alles Hindernis zu übersteigen, welches die Bösen dem Guten in den Weg legen"; welche die Anschauung vertrat, daß der Kampf der Tiroler ein Kampf der alten Ideen gegen die neuen sei, ein Streit des Fanatismus und der Verblendung gegen die Aufklärung und den Fortschritt. Und Hebel hat diesen theoretischen Standpunkt ins Praktische übersetzt in seiner höhnenden Schilderung des edlen Tirolers, des unglücklichen Andreas Hofer.

Freilich, auch sein deutsches Herz hat höher geschlagen in den Tagen der Entscheidung. Einige Zeit nach der Leipziger Schlacht sprach er es aus: „wenn der Ruf ergeht, zur Befreiung des Vaterlandes in den Landsturm einzutreten, so werde auch ich gerne die Lanze ergreifen und mitziehen." Und 1814 zürnt er: „Ist's permittiert, wenn Europa mit zusammengeraffter letzter Kraft seine bluttriefende, vollgefressene, zu aller Rache reif gewordene Feindin besiegt, um die Lorbeeren und Früchte des Sieges und sich zu den Füßen der Besiegten niederlegen zu können und ihr die schönsten Triumphe zu bereiten, die sie je noch gehabt haben? Ist um Wahrheit und Freiheit, um Recht, um Rache, um Ehre gekämpft worden, oder war es eine große Schachpartie? O Zenoides, erkennt dein erleuchtetes Auge nicht, daß ein großes Trauerspiel aufgehört hat und eine Posse an seine Stelle getreten ist?" Ja, im selben Jahre 1814 erläßt er sogar ein patriotisches Mahnwort „an den Vetter",*) einen Aufruf, Haus und Heimat mit den Waffen zu schützen, beweist aber gerade durch diesen Aufruf, daß ihm die echte Begeisterung, daß ihm die Sprache der Leidenschaft versagt war. Seine Weltbetrachtung war eben durchaus eine humoristische. Wo der Lauf der Dinge etwas anderes von ihm ver-

*) Dieses Schriftstück scheint auf offiziellen Anlaß und für offizielle Verwendung verfaßt zu sein: Jakob Grimm schreibt unter dem Datum „Chaumon in Bassigny 8. Febr. 1814": „Man hat ein Manuskript eines Aufsatzes von Hebel über die Zeitereignisse, den Landsturm ꝛc., das ich noch nicht gesehen habe, Gesprächsweise wie im Hausfreund." Briefwechsel aus der Jugendzeit S. 241.

langt hätte, da schloß er sich ab und fiel, wie er es nennt, in seinen politischen Igelschlaf. Bisweilen wohl hat es den Anschein, als ob der schlafende Landvogt geweckt würde, „aber basta! der Landvogt ist noch gar nicht aufgestanden, er hat sich nur umgedreht und schläft jetzt wieder auf der andern Seite". Wer Hebel darob schelten will, der muß eines bedenken: nur so war es ihm möglich, der Humorist zu sein, zu dem er geschaffen war. Nur so konnte er in den trübsten Zeiten den Hausfreund schreiben, nur so seinen Geschichten den sonnigen Humor verleihen, der sie unvergänglich gemacht hat, und der bei wenigen seines gleichen findet.

Witz ist den Erzählungen, welche Hebel als Quellen benützt hat, nicht fremd, aber von Humor sind sie fast gänzlich verlassen. Und von Hebels Nachahmern gilt meistens das Gleiche: die volkstümliche Redeweise, das Eingehen auf die Anschauung des gemeinen Mannes, das läßt sich ablernen und ist nachgeahmt worden; sein Humor aber läßt sich nicht ablernen, weil er eben auf Charakteranlage beruht. Er ist jenes sanfte und weise Lächeln des Weisen, der über den Ärger, den Druck der Welt erhaben ist, der ebendeshalb an den kleinen Widersprüchen des Daseins seine Freude haben kann: er weiß, daß im Verkehrten ein brauchbarer Kern steckt, daß das Gute zuletzt allewege siegen muß.

Der Humor ist das Lebenselement in allen Schöpfungen Hebels. Humoristisch sind die zwei Aufsätze über die Juden und über das glückliche Los eines Schneiders, die auch sonst dem Tone des Hausfreundes nahe stehen. Humor waltet, bald lauter, bald versteckter, in den Gedichten; Humor reicht bis in die theologischen Abhandlungen, bis in die Aufgaben zu lateinischen Stilübungen hinein; die Briefe an seine vertrauten Freunde sind ein unerschöpflicher Born fröhlichen und mutwilligen Humors.

Man hat Hebel als Humoristen und als Volksschriftsteller mit Mathias Claudius zusammengestellt. Aber der Vergleich kann nur zum Nachteile von Claudius ausfallen. Dieser stand nicht so ganz auf dem Grunde des Volkes wie unser Hebel; seine Volkstümlichkeit ist gar oft eine gemachte; man wird nicht warm bei seiner Rede. Dazu ist bei Asmus die moralisierende, die religiöse Tendenz gar zu vordringlich; der Mann will stets etwas erreichen und kommt zu keiner unbefangenen naiven Hingabe an das Leben des Volkes. Der Gegensatz zwischen Claudius und Hebel ist merkwürdig genug. Claudius war nicht Pädagoge oder Theologe von Beruf; seine äußere Lage bot ihm wenig Veranlassung, als Sittenprediger für das Volk aufzutreten. Weit eher hätte man dies von Hebel erwarten können, dem Mann der Schule, dem Mann der Kirche, der gerade als er den Hausfreund schrieb, von Stufe zu Stufe aufsteigend, in die höchsten Ehren der badischen Landeskirche einrückte.

1805 hatte Hebel den Titel Kirchenrat erhalten; 1808 wurde er zum Direktor des Karlsruher Lyceums, 1809 zum Mitglied der evangelischen Kirchen- und Prüfungskommission ernannt. Im Jahre 1814 wurde ihm zwar die Direktion des Lyceums abgenommen, dagegen trat er zur selben

Zeit in die evangelische Ministerialsektion ein und wurde dadurch Mitglied der obersten Kirchen- und Schulbehörde. Endlich 1819 wurde er vom Großherzog Ludwig als Prälat an die Spitze der evangelischen Landeskirche gestellt.

Als Prälat war er von 1819 an Mitglied der ersten Kammer der Landstände, hat jedoch bei seiner Abneigung für politische Dinge hier keinen großen Einfluß geübt. Und ebenso nahm er als Prälat Anteil an der Generalsynode von 1821, welche die Union der badischen Kirche geschaffen hat.

Hebel hat nicht nach solchen Ehren gestrebt. Im Gegenteil, sie banden ihn an Geschäfte, die seiner Natur nicht zusagten, die ihm die Lust und die Muße benahmen, seinen Lieblingsneigungen nachzugehen. Immer häufiger werden mit den Jahren die Klagen über dieses unerquickliche Dasein; die Geschäfte machen ihn „zum verbarmungswürdigsten angenagelten und angekreuzigten Märtyrer für die gute Sache". Er seufzt: „daß ich über den heillosen Mechanismus des Ganzen wachen muß, daß sich mein Museum in eine Canzleistube verwandelt hat, wo ich den ganzen Tag Berichte schreiben, Buch und Rechnungen führen, Red und Antwort geben, Akten durchgehen, Süddeutsche Miszellen zensieren, statt daran zu arbeiten, examinieren, kastigieren, Zeugnisse fertigen, mit allen Vätern aller Kinder des Lyceums korrespondieren muß, das lehrt mich den Sinn der Worte verstehen: ich sterbe täglich." Dazu kamen körperliche Beschwerden, Taubheit des einen Ohrs, rheumatische Schmerzen des rechten Arms, so daß das Schreiben anfängt ihm beschwerlich zu werden, und nach und nach die Last des Alters. „Mein Leben stiehlt sich mir," schreibt er 1825, „unter unangenehmen Geschäften, unwillkommenen Zerstreuungen, Sorgen seltsamer Art, und schweren Launen weg."

Trotz alledem ist er unermüdlich im Dienste seines Berufes und entfaltet eine reiche Wirksamkeit. Er macht Inspektionsreisen und erstattet Berichte; er schreibt Abhandlungen für die Pfarrsynoden oder für die theologische Gesellschaft in Lörrach; er verfaßt Gebete und andere liturgische Formulare. Nach der Generalsynode vollendet er seine Bearbeitung der biblischen Geschichten und schafft einen neuen Katechismus. Im Dienste seines Berufes unternahm er seinen letzten Gang: es war bei Gelegenheit einer Inspektionsreise, daß er in Schwetzingen starb, am 22. September 1826.

Hebel war der rechte Mann, an der Spitze einer Landeskirche zu stehen, zu einer Zeit, wo alles auf die Union hindrängte, wo man das Gemeinsame der getrennten Konfessionen betonte und ihre Gegensätze zurücktreten ließ.

Hebel ist ein entschiedener Gegner der Intoleranz. Er verehrt warm den so ganz anders gearteten Jung-Stilling und mahnt seinen Zenoides: „zürne mir nicht über den frommen und heiligen Sänger in deinem Unglauben." In seiner Erzählung „die Bekehrung" hat er ein warnendes

Beispiel aufgerichtet gegen die Proselytenmacherei. Dogmatischen Erörterungen und Streitigkeiten blieb er fern. In seiner Auslegung des göttlichen Wortes stellt er sich vor allem auf den ethischen Standpunkt. Er fragt in erster Linie danach, was dem Wesen Gottes, seiner unendlichen Liebe und Güte entspricht, kommt aber freilich bisweilen bei seiner Auslegung zu etwas gewaltsamen Deutungen des klaren Wortlautes. Er kann nicht glauben, daß Jephtha seine Tochter wirklich als Opfer geschlachtet habe, da die Bibel kein Wort der Mißbilligung äußert. Er polemisiert gegen diejenigen, die den Menschen so schlimm und schlecht finden, weil die bösen Neigungen zuerst in seinem Herzen erwachen. Er findet eine neue Auslegung für den Spruch: viele sind berufen, aber wenige sind auserwählt; denn so traurige Worte, meint er, wie sie der Satz bei der gewöhnlichen Auffassung enthält, sage „der sanfte, schonende Jesus nicht, der nicht, der gekommen ist zu den Menschen, daß sie Leben und volle Genüge haben sollen". Er kann sich nicht denken, daß Gott einem kapriziösen Wohlthäter gleiche, „der alle seine Wohlthaten an wunderliche Bedingungen knüpft. Und das thäte er doch, wenn er den, welcher das, was die protestantische oder katholische Kirche sagt, geradezu glaubt, selig machte, und den, der gern glauben möchte, und gewiß glauben würde, wenn er könnte, verdammen wollte ... Über den Rand des Grabes hinaus kann es wohl wenig schaden, nicht geglaubt zu haben, was man nicht glauben konnte ... Wer ohne den Glauben gut handelt, auch dessen wird sich Gott erbarmen."

Die Kirchenlehre ist ihm „der ehrwürdige Rost und Grünspan, der sich in der Reihe der Jahrhunderte zuerst an dem Evangelium angesetzt und hernach eingefressen hat". Freilich: „man kann ihn nicht mehr wegschaben, ohne etwas von dem edeln Metall abzukratzen." Hebel ist erhaben über die orthodox lutherische Anschauung, daß das Gebet „auf die Determination des göttlichen Willens Einfluß habe"; er mahnt den Betenden: „fühle im Gebet, daß Gott durch dich selbst deine Bitte erhören will." Bisweilen fühlt man, daß Hebel in seinen Anschauungen unter dem Banne des Rationalismus steht: so in seiner Auffassung von Christi Kreuzigung und Auferstehung. Da ist keine Rede von der Erfüllung einer messianischen Weissagung, von Opfer- und Versöhnungstod, sondern Christus ist gestorben und auferstanden, um den Glauben an seine Person zu befestigen, die Meinung von einem irdischen Messiasreich zu zerstören. Hebel wagt es auszusprechen, daß der kirchliche Begriff in Bezug auf die Gottheit Christi zu weit gehe, und hat sogar dem Gedanken Raum gegeben, daß das Christentum eine vorübergehende Erscheinungsform der Religion sei, daß die Zeit kommen könne, wo die Menschheit nicht mehr einer geoffenbarten, positiven Religion bedürfe, wo die Prediger „Lehrer einer rein vernünftigen, demonstrativen Religion geworden sind".

Bei dieser freien Stellung konnte Hebel mit dichterischem Gemüt der heiligen Schrift gegenübertreten, nicht bloß empfangend, sondern gestal-

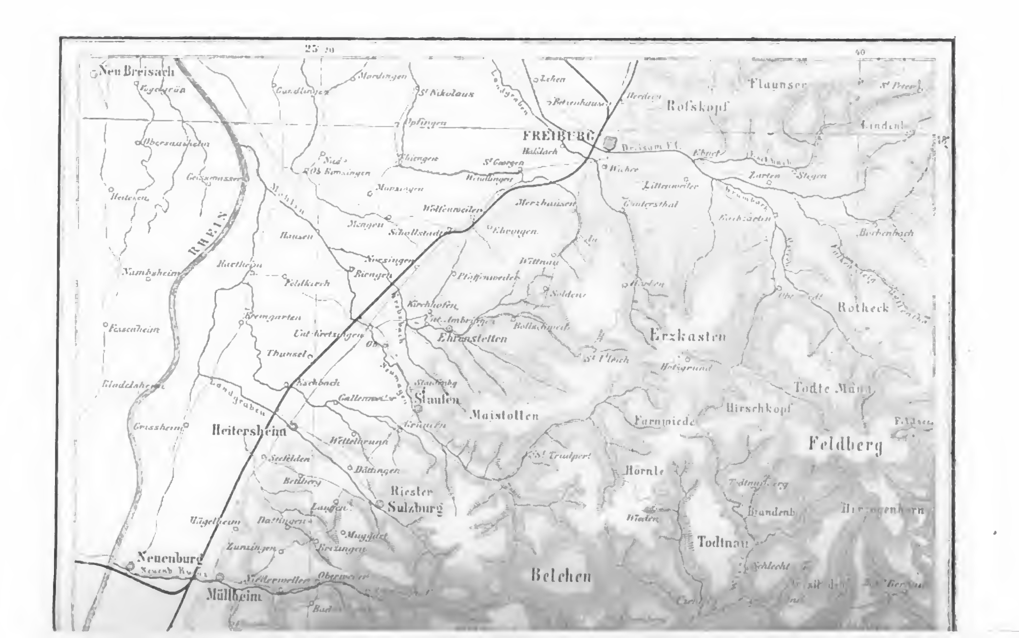
tend. Er versenkt sich liebevoll in das Denken und Sinnen der biblischen Gestalten und sucht in ihrem Gebahren die rein menschliche, ungekünstelte Natur. Wo die Bibel bloß andeutet, wo sie Lücken läßt, da ergänzt er und malt dichterisch aus, da schafft er abgerundete lebensvolle Bilder. Schön schildert er in einem seiner biblischen Aufsätze Maria und die Jünger am Grabe des Auferstandenen; ein Meisterstück ist seine Charakteristik des Judas Ischarioth. Eine Fülle von lieblichen, anschaulichen Bildern gewähren die biblischen Geschichten; gar oft ist es geradezu die Art des Hausfreundes, die hier waltet. Freilich, solch unbefangenes Schalten mit dem biblischen Stoffe mußte manchen Anstoß erregen bei bekenntniseifrigen wortgläubigen Gemütern, und so haben die biblischen Geschichten nie sehr große Verbreitung gefunden.

Am wenigsten ist von solcher Eigenart in Hebels Predigten zu erkennen. Wenngleich sie wärmer und lebendiger sind, als die manches berühmten und gefeierten Zeitgenossen, so gelang es Hebel doch nicht, hier seine volle Persönlichkeit zu entfalten, originell und anregend zu sein wie in seinem sonstigen Schaffen. Es war ihm eben nicht gegeben, außer im engen Kreise sein reiches Gemüt zum Ausdruck zu bringen; alles Offizielle war ihm hemmend und beengend.

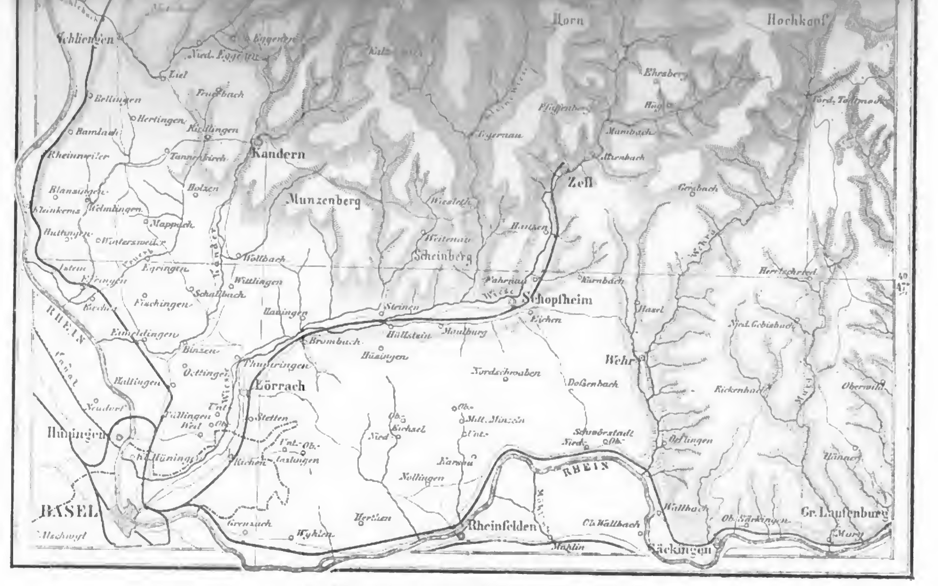
Wüßte man das nicht, so könnte man sich billig wundern, daß seine Predigten nicht tiefer gehen, nicht kräftiger zum Herzen sprechen. Denn trotz eines rationalistischen Anhauches, trotz seines wenig orthodoxen Standpunkts ist er von warmem, kindlichem Glauben erfüllt. Er glaubt fest an einen persönlichen, allmächtigen und allgütigen Gott, dessen Weisheit zu bewundern er nicht müde wird, auf dessen Vorsehung er fest sich verläßt; er glaubt fest an Auferstehung und Unsterblichkeit. Und das ist bei ihm kein Verstandesglaube, sondern der Glaube spiegelt sich in einem frommen, friedevollen Gemüt, in einem liebevollen Fühlen und Handeln. „Denn," sagt er, „niemand, der lebendig und fest an ein besseres Leben nach dem Tode glaubt, kann ein Egoist sein." Mit rührender Teilnahme verfolgt er die Schicksale seiner Freunde; stets ist er mit Rat und That zur Hilfe bereit.

Als Hebel gestorben, da wissen seine Freunde nicht Worte zu finden für die Trefflichkeit des Dahingegangenen, nicht genug zu sagen von der Liebe und Güte seines Herzens.

So steht der unvergeßliche Mann vor uns, „eine stark ausgeprägte Individualität für sich, kernhaft, etwas zähe in seiner Art, abgeschlossen, wenig von außen bewegt, mit sich einig, ohne Spur einer Zerrissenheit".



Neu Breisach
Flaunser
Rofskopf
FREIBURG
Lehen
St Nikolaus
Mordingen
Gundlingen
Opfingen
Haslach
St Georgen
Wiehre
Zarten
Stegen
Lindenb
St Peter
Littenweiler
Merzhausen
Günterstal
Kirchzarten
Buchenbach
Wolfenweiler
Schallstadt
Ehrengen
Mengen
Hausen
Norsingen
Biengen
Hartheim
Feldkirch
Pfaffenweiler
Wittnau
Sölden
Kirchhofen
Ehrenstetten
Bollschweil
Erzkasten
Rotheck
St Ulrich
Heitersheim
Staufen
Maistollen
Farnwiede
Hirschkopf
Todte Mann
Feldberg
Grissheim
Eschbach
Thunsel
Bremgarten
Ballrechten
Wettelbrunn
Dottingen
Riester
Sulzburg
St Trudpert
Hörnle
Todtnau
Todtnauberg
Brandenb
Belchen
Laufen
Britzingen
Zunzingen
Neuenburg
Müllheim
Badenweiler
Niederweiler
Oberweiler
Nambsheim
Geiswasser
Heiteren
Fessenheim
Blodelsheim
Vogelgrün
Obersaasheim
RHEIN
Landgraben
25
40



Der Schauplatz von Hebels Gedichten und Geschichten.

Bibliographie.

Hebel, J. P., sämmtliche Werke. 8 Bde. Karlsruhe, Müller 1832—1834. Dasselbe 1838. — Werke, 5 Bde. Karlsruhe, Müller 1843. — Werke, 3 Bde, ebenda 1846, 1847; ebenda 1853. — Werke, 2 Bde. 1—6. Auflage. Berlin, Grote 1868—75. — Werke, 1 Bd. Leipzig, Dyk 1871. — Werke, 2 Bde., mit einer Einleitung von G. Wendt, Berlin, Grote 1873 und 1874. — Werke, 3 Bde. München, Homolatsch (Stuttgart, Koch) 1873 (mit Biographie von G. Längin).

Aus Joh. Peter Hebels ungedruckten Papieren. Nachträge zu seinen Werken, Beiträge zu seiner Charakteristik, hrsg. von G. Längin. Tauberbischofsheim, Lang 1882.

Allemannische Gedichte. Für Freunde ländlicher Natur und Sitten. Carlsruhe, Macklot 1803, 1804, 1806, 1808. — Wien 1814. — Wien, Haas 1816, 1817. — Aarau, Sauerländer 1820, 1821, 1826, 1827, 1831, 1838, 1842, 1860, 1865, 1873, 1876. — Reutlingen, Mäcken 1821. — Reutlingen 1822. — Reutlingen, Fleischhauer, ohne Jahr (frühestens 1823). — Reutlingen 1835. — Leipzig, Reclam (1868, Universalbibliothek Nr. 24). — Leipzig, Dyk (1870). Mit Einleitung, den verschiedenen Lesarten, vermehrtem Wörterbuch (von H. Düntzer). — Leipzig, Wigand 1872, 1882, im allemannischen Originaltext. Mit Bildern nach Zeichnungen von Ludw. Richter. — Berlin, Grote 1873. — Aarau, Sauerländer 1873, herausgegeben und erläutert von Ernst Götzinger. — Leipzig, Kempe 1878.

Allemannische Gedichte. Auswahl. Mit Wörterbuch. Hildburghausen 1830. 12. (Vgl. Koebners Antiqu. Katalog Nr. 157.)

Hebel. Zwölf allemannische Gedichte, sorgfältig revidiert und vollständig erläutert, mit 9 Federzeichnungen von Hans Brendel, nebst 5 ausgewählten Melodien mit Klavierbegleitung. Winterthur, Steiner 1849.

Haag, leichte Melodien für eine und mehr Stimmen mit Klavierbegleitung zu Hebels allemannischen Gedichten. Basel 1813. 4. (Koebners Antiq. Katalog Nr. 157.)

Zehn Blätter Radierungen zu den allemannischen Gedichten von Sophie Reinhard. Die Gegenstände dieser Blätter sind: 1., 2. und 3. Der Karfunkel. 4. Das Herlein. 5. Das Gespenst an der Kanderer Straße. 6. und 7. Der Statthalter von Schopfheim. 8. Hans und Verene. 9. Auf einem Grabe. 10. Guter Rath zum Abschied oder der Wegweiser.

Nisle, Jul., 27 Umrisse zu Hebels allemannischen Gedichten. Mit einer erklärenden Einleitung von A. L. (?) (4 Blätter Text.) Quer-Halbfolio. Stuttgart, Litteratur-Compt. 1837.

Wolke, sassisge Leder. Leipzig 1804 (darin plattdeutsche Übertragungen von „Freude in Ehren", „Nachtwächterruf", „Hans und Verene").

Hebels Gedichte für Freunde ländlicher Natur und Sitten, aus dem allemannischen Dialekt in die hochdeutsche Mundart übertragen. Bremen und Aurich, Müller.

Hebel, J., allemannische Lieder umzudeutschen versucht von J. G. S(cheffner). Königsberg, Nicolovius 1811.

Hebel, J. P., allemannische Gedichte in hochdeutscher Mundart. Zweite vermehrte Ausgabe. Königsberg, Universitätsbuchhandlung 1817.

Hebel, J. P., allemannische Gedichte in hochdeutscher Mundart. Zweiter Theil (aus der neuen Auflage für die Besitzer der ersten abgedruckt). Ebenda 1817.

Hebel, J. P., allemannische Gedichte für Freunde ländlicher Natur und Sitten, nach der 5. Originalausgabe ins Hochdeutsche übertragen (von Fr. Girardet). Leipzig, Hartknoch 1821.

Hebel, J. P., dieselben. Aus der allemannischen Mundart übersetzt von J. Val. Adrian. Stuttgart, Cotta 1824.

Hebel, J. P., allemannische Gedichte, ins Hochdeutsche metrisch übertragen von O. C. Freiherrn von Budberg. Heidelberg, Groos 1826.

Hebels allemannische Gedichte. Ins Hochdeutsche übertragen von R. Reinick. Mit Bildern nach Zeichnungen von L. Richter. Leipzig, Wigand 1851, 1853, 1859, 1869.

Plattdeutscher Hebel. Eine freie Übersetzung der Hebelschen allemannischen Gedichte von Johann Meyer. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1859.

Über Hebels allemannische Gedichte nebst Proben einer Übersetzung derselben von C. P. Köhler. Programm der Bürgerschule zu Culm 1854.

Poésies allemandes de J. P. Hebel, Th. Körner, L. Uhland, H. Heine, traduites par Max Buchon. Salins 1846.

Vergl. dazu Moritz Rapp, Hebels Idyllen in französischer Übersetzung, Tübinger Jahrbücher der Gegenwart 1847, 183 und „Die allemannische Muse in französischem Gewande", Karlsruher Beobachter 1847, Nr. 15.

Hebel, poésies complètes, traduites et suivies de scènes champêtres par Max Buchon. Bern, Dalp 1853.

Hebel, J. P., Poésies allémanniques, traduites en vers par Max Buchon. Besançon, Baudin 1864. Fr. 1. (Eine Probe daraus Alemania I, 296: le cerisier.)

Le cerisier, par Frédéric Caumont, d'après une poésie allémanique de Hebel, in: l'Educateur. Revue pédagogique publiée par la société des instituteurs de la Suisse Romane. Genève 1872, 215. (Daraus: Alem. I, 295.)

K. A. Gebhard, metrische Übertragungen einiger deutschen Gedichte ins Lateinische. Beigabe zu dem Herbstprogramm 1859 des Gymnasiums in Lahr. Darin „die Feldhüter" (Tityrus et Corydon, frugum custodes.)

J. D. Seisen, einleitende Bemerkungen zu J. P. Hebels allemannischen Dichtungen. Ein zum Druck umgearbeiteter Vortrag beim Schulaktus der höheren Bürgerschule in Schopfheim 1853.

Derselbe, einl. Bemerkungen zu J. P. Hebels allemannischen Dichtungen. Zweites Stück. 1854.

A. Lebermuth, Hebel und seine Gedichte in allemannischer Mundart vom vlämischen Gesichtspunkt aus betrachtet. Bruxelles, Weißenbruch 1865.

Erzählungen des rheinländischen Hausfreundes. 2 Abtheilungen. Leipzig, Dyk 1870.

Hebel, J. P., Schatzkästlein des rheinischen Hausfreunds. Tübingen, Cotta 1811. — Stuttgart 1818, 1827, 1845, 1847, 1850, 1859 (1859 als Lfg. 52 und 53 der deutschen Volksbibliothek), 1869, 1876. — Leipzig, Reclam (1869; Universalbibliothek 143—144.) — In stenographischer Schrift autographiert von V. Viéchy. Augsburg, Lampart 1871, 1875, 1882.

Hebels ausgewählte Erzählungen des rheinländischen Hausfreundes. Für die reifere Jugend hrsg. von Karl Stöber. Pforzheim (Stuttgart), Flammen und Hoffmann 1847, 1853, 1861, 1868, Straßburg (Lahr), Schauenburg 1874.

Hebel. Des rheinländischen Hausfreundes ausgewählte Erzählungen. Bremen, Nordwestdeutscher Volksschriftenverlag 1875.

Schatzkästlein für die Jugend. Aus den sämmtl. Erzählungen ausgewählt und mit einer biographischen Einleitung versehen von Pet. Diehl. Stuttgart, Thienemann 1875.

Hebel, J. P., Contes allemands imités de Hebel et de Karl Simrock par Nicol Martin. Paris, Hachette 1866, 1872.

J. P. P[armenideus], das beste Latein. Süddeutsche Miszellen 1811, 27. Juli.

Hebel, J. P., biblische Geschichten für die Jugend. 2 Bdchen. Stuttgart, Cotta 1822, 1824, 1830 1847, 1853.

Hebel, J. P., biblische Geschichten für die katholische Jugend; eingerichtet von einem katholischen Geistlichen. 2 Bdchen. Stuttgart, Cotta 1825.

Hebel, J. P., biblische Geschichten, aufs Neue herausgegeben und für Schule und Haus bearbeitet von G. Längin. Karlsruhe, Braun 1873.

A. Birlinger, J. P. Hebel: die biblische Geschichte. Alem. II, 174.

Hebel, J. P., christlicher Katechismus. Aus dessen hinterlassenen Papieren herausgegeben. Karlsruhe, Müller 1828, 1829.

Hebel, catechismo christiano. Tradotto dal tedesco per le chiese evangeliche nelle vallate di Poschiavo e Pregaglia. Coira, Grubenmann. (Erschien zwischen 1833 und 1841.)

Theokrits „Adoniazusen" (XV. Idyll) übersetzt von J. P. Hebel, hrsg. von J. Weißgerber im Programm des Großherzogl. Lyceums zu Freiburg i. B. 1858.

A. Birlinger, Goldkörner aus J. P. Hebels Schriften. Den Lesern der allemannischen Gedichte und des Hausfreundes. Alem. I, 291.

Hebel, J. P., Festgabe zu seinem hundertsten Geburtstage. Herausgegeben von Friedrich Becker. Basel, Schweighauser 1860. (Briefe an Gustave Fecht, Günttert, Hitzig.)

Aus Hebels Briefwechsel. Zur Erinnerung an den 10. Mai 1860. Freiburg i. B., Wagner 1860. (Briefe an Kirchenrat Engler, an die Familie Hause, hrsg. von Alexander Ecker.)

Briefe von Johann Peter Hebel an einen Freund mit Erläuterungen. Ein Beitrag zur Feier seines hundertjährigen Geburtstages, 10. Mai 1860. Mannheim. (Nicht im Buchhandel.)

Nachtrag zu den Briefen von Joh. Peter Hebel an einen Freund. Mannheim 1862. (Beide von Friedr. Aug. Nüßlin.)

23 Briefe von J. P. Hebel an die Familie D. Schneegans in Straßburg (1804—1822), mitgeteilt von Henriette Schneegans. In der „Alsatia" 1875, S. 17—67.

G. Längin, aus Hebels Briefwechsel mit den Straßburger Freunden. Alem. VII, 69 (Auszüge aus den in der „Alsatia" gedruckten Briefen).

Ein alemannischer Brief Hebels in der „Alemannia". Gedichte in allemannischer Mundart von L. F. Dorn, Pfarrer Schneider, Dr. Hagenbach, Eichin. Lörrach, Gutsch 1843.

Ein Brief an den Gartendirektor Zeyher (vom Jahr 1810) im neuen Nekrolog der Deutschen IV, 543.

Zwei lateinische Briefe an Herrn von Ittner im Taschenbuch für Geschichte und Alterthum in Süddeutschland, hrsg. von H. Schreiber. Fünfter Jahrgang. S. 419.

Aus ungedruckten Briefen Hebels an Gustave Fecht. Badische Landeszeitung 1879, Nr. 227, 228, 232, 240, 242, 243.

Nekrologe: Neuer Nekrolog der Deutschen IV, 520 ff. (von K. B.). — Allgemeine Zeitung 1827, Beilage 14—17. — Morgenblatt 1827, S. 251 (vom „ehemaligen Adjunct des rhein. Hausfr."). — Der Gesellschafter oder Blätter für Geist und Herz, 1827, S. 315 (von E. von Odeleben). — Bibliothèque Allemande. Tome II (1827; D. E. St, notice sur Hebel).

Heinrich Döring, Johann Peter Hebel. Allgemeine deutsche Realencyklopädie von Ersch und Gruber, Sektion II, Teil 3, S. 295 (1828).

Leben des allemannischen Dichters Johann Peter Hebel. (Von Kirchenrat Sonntag, in Band I der Ausgabe von 1834.)

Etwas über Hebel (mit Hebels väterlichem Haus in Stahl), in Badenia, herausgegeben von Josef Bader. Karlsruhe. Zweiter Jahrgang. 1840. S. 215.

J. P. Hebels Leben. (Von Hofgerichtsrat Albert Preuschen in Band I der Ausgabe von 1843.)

Zu Hebels Ehrengedächtnis vom Adjuncten des rheinländ. Hausfreundes. Ebenda. (Über den Adjunct siehe „Zwei Gehilfen des Hausfreundes", Anm.)

Ein Hebelfest. Karlsruher Beobachter 1845, Nr. 30.
Berthold Auerbach, Schrift und Volk. Grundzüge der volksthümlichen Litteratur, angeschlossen an eine Charakteristik J. P. Hebels. Leipzig, 1846.
Über Hebel auf dem Karlsr. Gymnas. und den Hausfreund vergl. Vierordt, in der Vorrede zum Karlsruher Lycealprogramm vom Jahr 1857, S. XIII ff.
Friedrich Giehne, Studien über Hebel, in Deutsche Vierteljahrsschrift 1858, Nr. 3, S. 1 ff.
Hebel-Büchlein. Eine Gabe der Erinnerung an den 10. Mai 1859. Hrsg. von Fr. Junker. Mit einer Ansicht von Hebels Grabdenkmal. Schwezingen, Schwab 1859.
Beim Schlusse des Schuljahres 7. September 1859 an die Schüler des Karlsruher Lyceums gerichtete Worte (durch die Freundlichkeit des Herrn Direktor Vierordt dem Druck überlassen), in Evangelisches Kirchen- und Volksblatt für das Großherzogtum Baden 1860, Nr. 3 (S. 20).
Ludw. Friedr. Dorn, Festrede bei der hundertsten Geburtstagsfeier Johann Peter Hebels, am 10. Mai 1860 gehalten in dessen Heimath Hausen im Wiesenthal. Basel, Schweighauser 1860.
Biographische Skizze Hebels (Festrede gehalten im Kaufhaussaal zu Freiburg am 10. Mai 1860 von Alexander Ecker, in dem oben verzeichneten Buche: Zu Hebels 100jähriger Geburtstagsfeier).
Leben und Wirken von Joh. Peter Hebel. Herausgegeben von Pfarrer Strack in Oberosbach. Freiburg i. B., Poppen 1860.
Moritz Rapp, das goldne Alter der deutschen Poesie. Tübingen 1861. Bd. II, S. 189—259: Hebel.
J. Brandt, der Dichter des Wiesenthals. Daheim 1866, S. 124.
F. Hermann Kahle, Claudius und Hebel nebst Gleichzeitigem und Gleichartigem. Ein Hilfsbuch zum Studium deutscher ... Sprache und Litteratur. Für Seminaristen, Lehrer ꝛc. Berlin, Wiegandt und Grieben 1864.
Joh. Müller, Hebel als Theolog für die Theologen. Aarau 1870.
J. Holtzmann, Johann Peter Hebel. Karlsruher Zeitung 1870, 21. April bis 23. April.
A. Birlinger, über Johann Peter Hebel. Badische Landeszeitung 1870, Nr. 110—121.
Klaus Groth, Hebel auf dem Parnaß, in „Die Gegenwart" 1872, Nr. 21 (S. 326).
A. Birlinger, Weisheit aus J. P. Hebels Schriften. Den Lesern der allemannischen Gedichte und des Hausfreundes, in Alem. Bd. I, S. 209 und Bd. II, S. 178.
A. Birlinger, Johann Peter Hebels Erben. Alem. I, S. 290.
A. Birlinger, J. P. Hebel und des Knaben Wunderhorn. Alem. I, S. 291.

August Corrodi, Rob. Burns und Pet. Hebel. Eine literar-historische Parallele. Berlin 1873. (Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, hrsg. von Virchow und Holtzendorff. VIII. Serie, S. 527; H. 182.)

A. Birlinger, zu J. P. Hebel. Alem. II, S. 99.

A. Birlinger, J. P. Hebel und Hoffmann von Fallersleben. Alem. II, S. 179.

Johann Peter Hebel, ein Lebensbild von G. Längin. Karlsruhe, Macklot 1875.

G. Längin, die Hebelfeier in Karlsruhe. Alem. III, S. 161.

Johann Peter Hebel, von G. Längin, in „Badische Biographien", hrsg. von Fr. von Weech. Heidelberg 1875. Bd. I, S. 347.

E. Scheurer, J. P. Hebel, sa vie et ses oeuvres. Tours, Mazereau, später Paris, Thorin 1876. 140 S. (Der biographische Teil nach Längin, dessen Name nicht genannt; seine Quellenverweisungen teilweise abgedruckt, so daß sie dem Verfasser anzugehören scheinen!!)

G. Längin, ein Stammbuch Hebels. Alem. V, S. 33.

Joh. Peter Hebel, von J. Mähly, in der Allgem. deutschen Biographie. Bd. 11, S. 188.

L. Metzger, Johann Peter Hebels Gedichte, in „Die Gegenwart" 1880, S. 102, 103 und 121—123.

Hebels Leben. Eine Idylle, in des Schwarzwaldes allemannischer Mundart. Nebst einem kleinen Anhang Von J. G. Schultheiß. Heidelberg, Karl Groos 1831. (Ein Gespräch in Hexametern zwischen der Wiese und dem Dichter, die sich gegenseitig von Hebel erzählen. Im Anhang noch drei allemannische Gedichte.)

En Usstich alte, rein ghaltene Markgröfler. Gespräch auf dem Wege an Hebels Säkularfest zu Hausen am 10 Mai 1860. Von Karl Raupp von Schopfheim im Wiesenthal. Zu Gunsten der Hebelstiftung. Freiburg i. B., F. X. Wangler.

Franz Otto, der Sohn des Schwarzwaldes Johann Peter Hebel und der rheinische Hausfreund. Otto Spamers Neue Volksbücher Nr. 16. Leipzig, Spamer 1882.

Der Präzeptoratsvikari. Erzählung aus Hebels Jugendjahren von Hermann Albrecht. In „'s Gotte-Stübli". Ein oberrheinisches Jahrbuch. Schopfheim, Uehlin. Bd. I, S. 1—163.

O. Behaghel.

Allemannische Gedichte.

---

1. An Pfarrer Günttert in Weil.

Vetter Vogt!

Der Bammert (i muß ichs chlage) wird tägli
liederlicher, füler, versoffener — 's isch nümme z' lebe,
's isch nümme z' gschire mit em; 's hilft weder Strofe, no Zuespruch.
Lueget, wiener mers macht: — 's isch wege me Tubakspfifli,
wege me tusignette Pfifli, 's het mi sechs Gulde
g'chost, und ungradi Chrützer, no oni 's Bschleg dra, und ohni
's Chetemli dra; sust seit me der Gattig Pfiflene Meerschum.
Wiß sin si wie Chlabaster, und weich wie Anke, und wie 'ne
Fliegeschißli so licht, wenn eim e Fliegen uf d' Hand schißt.
Raucht men us so me Pfifli, se würds ich wie länger, wie schöner:
Zerst würds grüen am Bschleg, as wie der libhaftig Grüespo,
alli wil witer abe, und alli wil grüener und dunkler,
biß es schwarz üsch, wie d' Nacht, doch brun wirds gegenem Chopf zu,
und der Chopf blibt wiß, 's isch nüt nutz, wenn er nit wiß blibt.
Aber so e Pfifli isch wie e schallos Eili,
wie e Sermonetchindli (doch nit der Landvögti ihres),
wo mes arührt, thuts em weh; im Augeblick het es
Mose, Chritzli, Löchli, me darf nit herzhaft dra chuche.
Het ein e Rusch, se will i'm nit rothe, us some Pfifli
z' rauche, 's Pfifli wär hih! und überhaupt wenn ein voll isch,
Soll er's rauche lo si; me het bitrübti Exempel.
's goot mittem zunderst und zöberst, der Bode will unterem breche,

An Pfarrer Günttert in Weil. Mitgeteilt nach dem Original-Briefe an Günttert; zuerst gedruckt in der Gesamtausgabe von 1834, vermutlich nach Hebels Konzept. Der Brief ist in Karlsruhe geschrieben, wie die Erwähnung des Turnbergs S. 4, V. 27 beweist, also frühestens Pfingsten 1792 (Längin, Nachträge, S. 209). Pfarrer Tobias Günttert ist geboren September 1731, war Prorektor des Pädagogiums zu Lörrach von 1779—1790, Pfarrer zu Weil 1790—1821, † 20. Dez. 1821. Der Bammert wäre nach einer Familientradition der Pfarrer Reinhard in Tüllingen; dagegen spricht aber die Angabe in den Ges. Werken v. 1834, die ihn als Lörracher Amtsaktuar bezeichnet; außerdem setzt der ganze Inhalt des Briefes voraus, daß der „Bammert" zur Zeit seiner Abfassung den Aufenthalt in Karlsruhe gehabt. — 1. Vogt, der Gemeindevorsteher, s. Einl. S. V.

d' Bruke schwanke, d' Berg bewege si, d' Lüt sicht en doppelt,
schwezt mit em selber — armsdicki Wort — si schieße kem Pfarer
so vo de Lippe; der Ziezero z' Rom isch numme ne Naar gsi.
Aber wider zum Pfifli. Wenn so e Pfifli versaut isch,
Lueget, se cha me's putze, und wenns so rueßig und schwarz ist,
wie der Michel mit 14 Striche, so würds ich doch wider
wie der g'falle Schnee, me glaubts nit, wemmes nit gse het.
Schabe chames — und wenns so rublig, wie's Heer Faktore
Jobek Friderli wär, se wirds ich so glatt, und so glänzig —
's Suffilis Bäckli chöne nit glänziger, chönne nit glätter
si — und wenn so e Pfifli recht g'schlacht soll blibe, se nimmt me
naüme ne Tüpfi, wo no ke Eieren-Anke isch drinn gsi,
wo no ke Heer (mit Salveni z' vermelde) 's Füdle drus gsalbt het,
loßt im Tüpfi Wax vergo, wie finer, wie besser,
und chocht 's Pfifli im Wax. 's isch aber e besundere Vortel,
's cha's nit iedwedi Chue. Der werdets selber nit chönne.
Usem Fundement verstot's der Bammert und sider
aß er d' Feldhut verlore, und kenni Einig me z' zie het,
puzt er Pfifli. Der Burscht het sust schier nüt me z' verdiene.
's Stunde rüeffe treit nit viel i — zwor brüelt er enzetzli,
er, und d' Chatze, und d' Guhl, und 's Wirths fulärtige Hofhund
henn e Gragöl mit enander; der Mond am Himmel wird schüch drob,
d' Hexe segne si selber im rueßige Chemi, und bete:
„das walt Gott, und b'hüt is Gott“ — so grüseli thut er;
aber brüele und suffe isch zweierlei. Gsoffe muß doch si.
Und wie ärger er brüelt, wie erger suft er, bis d' Sterne
no'tuo verbleichen am graue Himmel und ene am Thurnberg
liisli der Morge verwacht. Und was er mit Wache verdient het,
het er vor Tag scho versoffe. Wo vo iez lebe? der Tag will
au si Sach; und der Bammert isch kenn vo dene, wo's Esse
obem Suffe verby lön. Er frißt ich mit vieren um d' Wetti,
wenn ers het, seigs Chees, seig's Brotis, Strübli und Tübli.
Aber so ne Lebe chost Geld in iezige Zite;
d' Noth lert bete, d' Noth lert schaffe, d' Noth lert der Bammert
Pfifli butzen. — Es treit zwor wenig i, doch ischs so viel.
Loset iez, wie er mers macht. Mi Pfifli isch rublig; i gib em's
vor zwölf Wuche. 's het no gschneit, 's het no ke Blümli

28. Michel mit 14 Striche, verstehe ich nicht.

's Chöpfli zeigt, se gib i'm 's Pfifli, und sag em: „do hent ers!
Schabets, siedets, butzets! Gent Achtig druf, 's chostet sex Gulde
ohni's Bschleg dra, und ohni's Chetemli. Bringets bald wider!
Wenn ders ordeli butzet, und zitli bringet, se hilf i'ch
wider zu euem Aemtli, und zahl ich extra zwo Halbi."
Wärs nit Ehre werth? Was thut er? Er nimt mer mi Pfifli:
Jo i will i'chs putze und ordeli wieder bringe! —
Sellemols gseh, und nümme. I frog en wo i'm der Chopf sich:
Bammert henn der mers Pfifli? — I schiß ich ufs Pfifli! isch d' Antwort.
Hen ders verlohre? — Nei — se hen ders versoffe, bekennets!
Nei, i ha's nit versoffe! se bringets! Mor'n will i's bringe.
Lueget so trib is vo Fasnecht bis Ostre, vo Ostre bis Pfingste,
wer mer's Pfifli nit bringt, das isch der liederlich Bammert.
Vetter Vogt, drum meint i, der chöntet mer öppe do bistoh,
wenn der e scharpfe Bifehl im Bammert schicktet; der wüsset,
wie me mit em muß rede! vernehmlich: „'s Dunder und 's Wetter
fahr ich in Chrage denn au! du dunderschießige Chetzer.
Het der Heer Stabhalter si tusignett Pfifli für euch gkchauft?
's Pfifli use! bi Gott! sust münt er sechs Woche ins Hüsli!
Dixi! Günttert, Vogt." — Was gilts, er lost's nit druf a cho?
Tüent mer der Gfalle, Heer Vogt! — der neu Vicari vo Löhrech
bringt ich mi Briefli, e brave Heer, und g'mei mit de Lüte.
Sust sin die junge Burst mengmol e wenig phantestig,
meine, sie heige ellei mit Löffle d' Glersemkeit gfresse.
Dreck hen si gfresse, jo woll! (vor euen Ehre z' vermelde)
schwetze uf der Chanzle vo weltliche Sachen us Büch're
('s fräs es ke Hund und ke Chatz) und ziehn ich ke gotsig Sprüchli
us der Bibel a, — sie wüsse bi Got nit, was drin stot!
B'haupte Christis der Heer, seig's Josephs libliche Suhn gsi,

77. Der Heer Stabhalter, der Übername Hebels selbst. — 81. Statt der Verse von hier bis zum Schluß, die zuerst Becker, Festgabe S. 3 mitgeteilt hat, heißt es in der ursprünglicheren Fassung in den Werken von 1834:

bringt ich d' Bollete, ne brave Her, und gmei mitte Lüte.
Sust sin die junge Burst mengmol e wenig phatestig,
meine, sie heigen ellei mit Löffle d'Glersamkeit gfresse.
Aber der neu Vikari isch kei vo dene. Er predigt
Gottes Wort, wies si ghört, und füehrt e christliche Wandel,
het e tröstlige Zuespruch, und wenn er d' Bibel vom Schaft langt,
hexesrisirt er eim d' Sprüch so dütli, aß es e Freud isch.
Drum erwiset em Ehr — I will ihn grekhummedirt ha!

Stabhalter.

Der Vikar ist Hebels Freund Hitzig, der unterm 2. Nov. 1791 als Vikar nach Lörrach an Hebels Stelle kam.

heig nit füris glitte, seig nit vo de Todten erstande.
Hohl ich der Teufel denn au! die dunderschießigi Läri!
Bringen is no um Glauben und Liebi, um Hoffnig und Himmel.
Und wenn ein vor Chummer und Trübsal schier gar verschmachtet
oder wenn ein's Gewisse an sine Sünden erinn'ret,
oder wemme vo hinnen im letste Stündli soll scheide,
stöhn si wie Mulaffe do mit ihrer weltliche Wisheit,
wüsse nit gix no gax und chönnen ein ebe nit tröste.
Aber der neu Vicari isch ken vo dene. Er predigt
wies si ghört no' em Text, und nit usem hunderst'n ins tausigst,
het e tröstliche Zuspruch, und führt e christliche Wandel,
git de Lüte Bscheid, und wenn er d' Bibel vom Schaft lengt,
Hexefrisirt er eim d' Sprüch so dütlich, aß es e Freud isch.
So e Heer muß men ehre. Sind ordeli, wenn er ins Dorf chunt!
Machet em ke Verdruß. I will ich en grehkumedirt ha!
Gent wol Achtig uf d' Gmei, und grüßet's Bammerte Schwoger.

Hbl. Stbhtr.

101. Hexefrisirt, scherzhafte Verdrehung von exegesiert. — 105. Stabhalter ist der zweite Ortsvorgesetzte.

Allemannische Gedichte.

Für Freunde ländlicher Natur und Sitten.

Sylvestrem tenui musam meditabor avena.

Carlsruhe.
In Macklots Hofbuchhandlung.
1803.

1. Titelblatt der ersten Ausgabe. Sie enthält die Gedichte Nr. 2—32, in der Anordnung und der Textgestalt, wie wir sie bieten.

Meinem

lieben Freund

Herrn

Berginspektor Herbster

und dann

meinen guten

Verwandten, Freunden und

Landsleuten

zu

Hausen im Wiesenthal

zum Andenken

gewidmet

von

J. P. H.

1. Widmungsblatt der ersten Ausgabe.

Vorrede.

Der Dialekt, in welchem diese Gedichte verfaßt sind, mag ihre Benennung rechtfertigen. Er herrscht in dem Winkel des Rheins zwischen dem Frickthal und ehemaligen Sundgau, und weiterhin in mancherlei Abwandlungen bis an die Vogesen und Alpen und über den Schwarzwald hin in einem großen Teil von Schwaben. Für Freunde ländlicher Natur und Sitten eignet diese Gedichte ihr Inhalt und ihre Manier. Wenn Leser von höherer Bildung sie nicht ganz unbefriedigt aus den Händen legen, und dem Volk das Wahre, Gute und Schöne mit den heimischen Tönen und vertrauten Bildern lebendiger und wirksamer in die Seele geht, so ist der Wunsch des Verfassers erreicht.

Leser, die mit dieser Sprachweise nicht ganz bekannt sind, werden folgende wenige grammatikalische Bemerkungen nicht überflüssig finden. Das u und ü vor einem h, dem wieder ein Vokal folgt oder folgen sollte, geht in die Triphthongen ueih und üeih über, und diese Form ist also im Metrum immer einsilbig. Z. B. früeih, frühe. — Beide Artikel werden meist abgekürzt, tonlos und in der Aussprache wahre Präfixa des Substantivs oder Suffixa der Präposition. Hie und da schien es unvermeidlich, sie als solche auch in dem Texte auszudrücken. Z. B. Uffem, auf ihm; Uffeme, auf einem. — Der Accusativ des Singulars ist auch bei den Masculinis dem Nominativ gleich, z. B. Der Tag, der und den Tag. Der Dativ des Sing. wird bei den Masculinis und

1. Vorrede der ersten Ausgabe; gleichlautend mit der der zweiten.

Neutris, bisweilen auch Femininis durch die Präposition in bezeichnet. Z. B. im Liecht, imme Liecht, dem, einem Licht; innere (in einer) Frau, einer Frau. — Das absolute Pronomen Ich lautet im Nominativ des Pluralis, wie der Dativ des Sing. Mir; auch Du, häufiger Dir als Ihr. Sich im Neutr. heißt bisweilen Ihns. Aber überall werden die Personalpronomina und das unbestimmte Man, wenn sie keinen Nachdruck oder Gegensatz haben, wie der Artikel, abgekürzt und wahre Präfixa oder Suffixa der nächsten Wörter, letztere, wenn alsdann zwei Vokale zusammen kämen mit einem eingeschobenen n. Z. B. Sagi, sage ich; Woni, wo ich; Wennd' und Wennde, wenn du; Wemme, wenn man. Sagmer, sage mir; Denkder, denke dir; Bringem, Bringere, Bring ihm, ihr. Sägemer, sagen wir; Sägetder, sagt ihr. Sie zèigenis, zeigen uns; Zeigenich, zeigen euch; Zuenis, zu uns; Zuenich, zu euch. Sägene, sage ihnen. Sägider, sage ich dir; Sägi'm, sage ich ihm rc. Indessen sind diese Anhängwörter, um dem Texte nicht ein zu fremdes Ansehen zu geben, auch in ihrer veränderten und abgekürzten Form fast überall getrennt geschrieben, wenn nicht Aussprache oder Deutlichkeit die Verbindung zu erfordern schien.

Das Glossarium am Ende enthält die in den Gedichten vorkommenden Idiotismen und ungewöhnlichen Formen des Dialekts verglichen mit (Sch.) Scherzii Glossarium Germanicum medii ævi. (Id.) Versuch eines Schwäbischen Idiotikon von Schmid. (Ad.) Adelungs Wörterbuch der hochdeutschen Mundart und andern. Hie und da sind passende Belege aus (Par.) Paraphrasis N. T. Zürich (ohne Jahrzahl) unterlegt worden. Die Absicht des Verfassers war, teils solchen Lesern, die manche Ausdrücke nicht kennen möchten, mit der Erklärung entgegen zu kommen, teils einheimische, die in der Sprache ihrer Landsleute nur eine Entstellung und Mißhandlung des gutdeutschen Ausdrucks finden, an einzelnen Beispielen auf das Alter und die Ableitung ihrer eigentümlichen Wörter aufmerksam zu machen. Beide Teile werden es daher gerne verzeihen, wenn jeder von ihnen manches finden wird, was er schon lange wußte, manches, was er nicht zu wissen verlangt.

2. im Liecht, imme Liecht. Das ist unrichtig; im ist hier nichts anderes als der verstümmelte Artikel dem. — imme entstand aus einem(e), innere aus einer(e). — 10. Woni, in sorgfältig geschriebenen Manuskripten setzt Hebel das n isoliert zwischen die beiden Worte.

Vielleicht findet hie und da auch der Sprachforscher etwas der Aufmerksamkeit wert.

Die Melodien Nr. 1, 3, 4 verdankt der Verfasser der Freundschaft eines Mannes von sehr gebildetem Geschmack, dem bei Geschäften ernsterer Art auch die Muse der Tonkunst hold ist, Nr. 2 aber der Güte eines Unbekannten.

Vorrede zur dritten Auflage.

Das Publikum hat die allemannischen Gedichte so gütig aufgenommen, daß der Verlagshandlung eine neue Auflage derselben notwendig zu werden schien. Um diese anspruchlosen Spiele meiner Muse der Liebe und Teilnehmung, die sie bisher so glücklich gefunden haben, immer würdiger zu machen, habe ich für diese Ausgabe die öffentlichen und stillen Belehrungen und Winke mehrerer ebenso einsichtsvollen als nachsichtigen Richter und Freunde zu mannigfaltigen Verbesserungen derselben dankbar zu benutzen gesucht, und das beigehende Idiotikon, wo es nötig schien, da und dort vermehrt.

Möge das Publikum für diese Bemühung seinen Beifall zu gewinnen, wozu auch die Verlagshandlung durch einige Kupferstiche das ihrige beitragen wollte, dem Büchlein ferner ein freundliches Gesicht gönnen, und sie statt des Kompliments annehmen, womit sich ihm der Verfasser empfiehlt.

Karlsruhe, den 2. April 1806.

J. P. H.

2. Wir geben das Glossar nicht in der Gestalt, wie es Hebel veröffentlicht; es ist sehr unvollständig; die Etymologieen sind teilweise recht bedenklicher Natur. — 6. „Müller in Friesenheim hat drei vortreffliche Melodieen geliefert", schreibt Hebel an Hitzig, Becker S. 136; nämlich zu „Freude in Ehren", „Hans und Verene", „Wächterruf". Die vierte Melodie, zum „Morgenstern", war Hebel aus Kolmar zugegangen. — 15. Verbesserungen, siehe darüber die Einleitung S. IX ff. — 19. Drei Kupferstiche, Zeichnung von Zix in Straßburg, zum „Karfunkel" (Titelkupfer), zum „Schmelzofen", zu der „Mutter am Christabend".

Vorrede zur vierten Auflage.

Mehrere Freunde der allemannischen Gedichte haben den Wunsch geäußert, in einer neuen Auflage die Lesarten der ersten wieder hergestellt zu sehen. Ich fühle, wie viel in diesem Wunsche Schmeichelhaftes liegt. Er verbürgt mir in einem neuen Beweis das Wohlwollen, mit welchem diese Gedichte bei ihrer ersten Erscheinung aufgenommen worden, und der Aufmerksamkeit, mit welcher das Publikum dieselben fortdauernd beehrt. Was wir lieb haben, gefällt uns am längsten in der Gestalt, in welcher es uns lieb geworden ist. Mit einiger Schüchternheit, und nicht ohne den Versuch einer kurzen Rechtfertigung gebe ich daher in dieser neuen Auflage den veränderten Text der dritten wieder.

Die neuen Lesarten und größern Umarbeitungen, die in denselben eingeführt sind, entstanden aus dreierlei Rücksichten.

Kaum konnte eine mißbilligende Miene auf die Veränderungen fallen, die ich hie und da versucht habe, um einzelne Härten des Dialektes zu mildern, oder dem Vers, in welchen sich derselbe nicht überall gerne schmiegt, in etwas nachzuhelfen. Sie sind wenig auffallend, und wie ich wünsche, verbessernd. — Ebenso wenig können wohl einzelne ältere Lesearten vermißt und zurückgewünscht werden, die wie Seite 18, Vers 1 oder ebendaselbst Vers 8—11 der ersten Ausgabe auf ganz lokale Umstände und bereits vorübergegangene Erscheinungen anspielen, und eben deswegen nur für die wenigen Leser an Ort und Stelle Sinn und Interesse haben konnten. — Eine andere Bewandtnis dürfte es mit den Verwischungen einzelner Züge und größeren Umarbeitungen der alten Ausgabe haben, die eine dritte Rücksicht veranlaßte. Sie scheinen vielleicht ganz willkürlich und zwecklos zu sein, sind es aber am wenigsten. Fast nur durch ein Wunder könnte bei aller Vorsicht ein Schriftsteller, der den engen Kreis, aus welchem er seine Gegenstände heraushebt, selber angiebt oder verratet, und das Leben, das sich in demselben bewegt, mit Treue darzustellen sucht, vor dem Unglück verwahrt bleiben, zu treffen, was er nicht treffen

21. Es handelt sich um V. 153 und V. 166—169 der „Wiese“.

wollte. In mehreren Stellen ist mir dieses widerfahren. Personen, die ich nicht kenne, glaubten da und dort sich, ihre Schicksale und persönlichen Eigenheiten angedeutet zu sehen, und fanden sich dadurch betrübt oder beleidigt. Ich benutze diese Gelegenheit zur öffentlichen Versicherung, daß ich durch das ganze Werklein auf niemand deuten, niemand kränken und höhnen wollte. Zugleich aber darf ich von allen übrigen Lesern hoffen, daß sie die Umarbeitung solcher Stellen, wenn auch die Gedichte selbst dadurch verloren hätten, moralisch billigen werden.

Zu dem allem berechnet der Verleger, der auch seine Meinung mit einzutragen, um Erlaubnis bittet, daß um ein gutes mehr Exemplare der veränderten dritten, als der beiden ersten Auflagen in das größere Publikum gekommen seien, und es scheint etwas an der Besorgnis desselben zu sein, daß den Lesern, die diese Gedichte erst aus besagter dritter Auflage kennen, eine zweite und zurückgehende Änderung auffallender und wieder ebenso unangenehm werden könnte, als manchen ältern Freunden derselben die erste war.

Karlsruhe, den 30. Oktober 1808.

J. P. H.



Vorwort zur fünften Ausgabe.

Die Verspätung dieser schon längst angekündigten Ausgabe ist größtenteils durch den Übergang an eine andere Verlagshandlung veranlaßt. Noch andere Hindernisse verlängerten den Aufschub zum Bedauern des Verfassers. Mehrere der neu hinzugekommenen Gedichte sind aus der Iris von Jakobi und dem alsatischen Taschenbuch wieder gesammelt. Ich übergebe sie dem Publikum mit dem Wunsche, daß ihnen eine gleich wohlwollende Aufnahme wie den frühern möge zuteil werden.

J. P. Hebel.

4. Die vier ersten Auflagen waren bei Macklot in Karlsruhe erschienen. Im Juni 1818 kündigte Gottlieb Braun in Karlsruhe an, daß noch im Laufe des Jahres die fünfte Auflage in seinem Verlage erscheinen werde; dieselbe kam aber erst 1820 heraus und zwar bei Sauerländer in Aarau.

2. Die Wiese.*)

Wo der Dengle-Geist**) in mitternächtige Stunde
uffem silberne Gschir e goldeni Sägese denglet,
(Todtnau's Chnabe wüsse's wohl) am waldige Feldberg,
Wo mit liebligem Gsicht us tief verborgene Chlüfte
d' Wiesen use luegt, und check ins Todtnauer Thal springt,
schwebt mi muntere Blick, und schwebe mini Gidanke.
Feldbergs liebligi Tochter, o Wiese, bis mer Gottwilche!
Los, i will di iez mit mine Liederen ehre,
und mit Gsang bigleiten uf dine freudige Wege!
Im verschwiegene Schoß der Felse heimli gibohre,
vo de Wulke gsäugt, mit Duft und himmlischem Rege,
schlofsch e Bütscheli-Chind in di'm verborgene Stübli
heimli, wohlverwahrt. No ni hen menschligi Auge
güggelet und gseh, wie schön mi Meiddeli do lit
im christalene Ghalt und in der silberne Wagle;
und kei menschlig Ohr het no si Othmen erlustert,
oder sie Stimmli ghört, si heimli Lächlen und Briegge.
Numme stilli Geister göhn uf verborgene Pfade
us und i, und ziehn di uf, und lehre di laufe,
gen der e freudige Sinn, und lehre di nützligi Sache,
und es isch kei Wort verlohre, was sie der sage.
Denn so bald de chasch uf eigene Füeßlene furtcho,

*) Ein Waldstrom dieses Namens, der an dem Feldberg im Vorderösterreichischen entspringt, hinter Hausen im Wiesenthal ins Badische sich ergießt, bei Gündenhausen einen andern Strom gleiches Namens aufnimmt, und bei Kleinhüningen im Kanton Basel in den Rhein ausströmt. Anm. Hebels.

**) Gespenst auf dem Feldberg. Anm. Hebels.

Die Wiese. An Hitzig 20. Juni 1801: „Ist dir denn noch keine Idee zur Fortsetzung des Dengelegeistes durch die Seele gegangen? Um ihn nicht ganz zu verlieren hab ich ihn einsweilen einem langen Gedichte an die Wiese vorgewebt."

schliessch mit stillem Tritt us di'm christalene Stübli
barfis usen, und luegsch mit stillem Lächlen an Himmel.
O, wie bisch so nett, wie hesch so heiteri Aeugli!
Gell, do ussen ischs hübsch, und gell, de hesch ders nit vorgstellt?
Hörsch, wie's Läubeli ruuscht, und hörsch, wie d' Vögeli pfife?
Jo, de seisch: „I hörs, doch gangi witers und blib nit.
Freudig isch mi Weg, und alliwil schöner, wie witer!“
Nei se lueg me doch, wie cha mi Meidbeli springe!
„Chunnsch mi über,“ seits und lacht, „und witt mi, se hol mi!“
Alliwil en andere Weg, und anderi Sprüngli!
Kei mer nit fel Reinli ab! — Do hemmers, i sags io, —
hani's denn nit gseit? Doch pürzlisch witers und witers,
groblisch uf alle vieren, und stellsch di wieder uf d' Beinli,
schliefst in d' Hürst, — iez such mers eis! — dört güggelets use,
Guggus, daß di Potz! und het si urige Phatest!
Aber wie de gohsch, wirsch alliwil größer und schöner;
wo di liebligen Othem weiht, se färbt si der Rase
grüner rechts und links, es stöhn in saftige Triebe
Gras und Chrüter uf, es stöhn in frischere Gstalte
farbigi Blümli do, und d' Immli chömmen und suge.
's Wasserstelzli chunnt, es chömme Todtnauer Wuli,
alles will di seh, und alles wi di bigrüße,
und di fründlig Herz git alle fründligi Rede:
„Chömmet ihr ordlige Thierli, do hender, esset und trinket!
Witers goht mi Weg, Gsegott, ihr ordlige Thierli!“
Rothet iez ihr Lüt, wo üser Töchterli hi goht!
Hender gmeint an Tanz, und hender gmeint, zu de Bube?
z' Uzefeld verbey gohts mit biwegliche Schritte
zu de Schöne Buchen,*) und hört e heiligi Meß a.
Gut erzogen ischs, und anderst cha me nit sage.
No der heilige Meß se seits: „Jez willi mi schicke,
aß i wieder witers chumm!“ — Jez simmer scho z' Schönau,
iez am Chastel verbey und alliwil witers und witers
zwische Berg und Berg im chüele duftige Schatte,
und an mengem Chrütz verbey an menger Kapelle.
Aber wie de gohsch, würsch sichtli größer und schöner;
wo di liebligen Othem weiht, se färbt si der Rase

*) Eine Kapelle dieses Namens an der Wiese. Anm. Hebels.

grüner rechts und links, es stöhn in chräftige Triebe
neui Chrüter do, es schießen in prächtige G'stalte
Blumen an Blumen uf, und geli saftigi Wide.
Vo di'm Othem gewürzt, stöhn rothi Erberi-Chöpfli
Millione do, und warten am schattige Thalweg.
Vo di'm Othem g'nährt, stigt rechts an sunnige Halde
goldene Lewat uf in Feldere Riemen an Rieme.
Vo di'm Othem g'chüelt, singt, in de Hürste verborge,
freudig der Hirte-Bueb, und witer ehne tönt d' Holz-Ax.
's Mambecher Hätteli chunnt, und wulligi Häli vo Zell her
Alles lebt und webt, und tönt in freudige Wiise;
alles grünt und blüeiht in tusigfältige Farbe;
alles isch im Staat, und will mi Meiddeli grüße.
Doch de bisch ke Meiddeli me, de bisch iez e Meidli!
Aber an der Bruckwoog, nit wit vom steinene Chrützli,
chresme Zeller Büebli hoch an de felsige Halde,
suchen Engelsüß, und luegen aben und stune.
„Toneli, seit der Sepli, was het echt d' Wiesen im Chöpfli?
Lueg doch, wie sie stoht, und wie sie nieder an d' Stroß sizt
mit vertieftem Blick, und wie sie wieder uffstoht,
gege de Matte lauft, und mittere selber im Champf isch!"
Feldbergs Tochter, was hesch im Chopf? I frog, wie der Sepli,
und de g'fallsch mer numme halber, chani der sage!
Fehlt der näumis, se schwetz, und hättsch gern näumis, se sag mer's!
Aber wer nüt seit, bisch du! Mit schwankige Schritte
Laufsch mer d' Matten ab in dine tife Gidanke
usem Zeller Thal ins Wiesethal gegenem Bergwerch,
und schangschiersch der Glauben und wirsch e luthrische Chetzer!
Hani's denn nit gseit, und hani mers nit vorgstellt?
Aber iez ischs so, und was hilft balgen und schmähle!
Aendere chani's nit, se willi lieber gar helfe;
öbbe bringsch mer doch no Freud und heiteri Stunde!
Halt mer e wenig still, i will di iez lutherisch chleide;
barfis darfsch nit goh, und rothi Strümpfli nit trage.
Do sin wiißi bauwele Strümpf mit chünstlige Zwickle,
(leg di selber a!) und Schuh und silberni Rinkli,
do ne grüne Rock; vom breit verbendlete Liibli

87. Von Hausen an wird die Gegend protestantisch; übrigens ist jetzt auch in dem oberhalb gelegenen Schönau eine kleine protestantische Gemeinde.

2*

fallt bis zu de Chnödlenen abe Fältli an Fältli!
Sizt er recht? Thu d' Häftli i! und do isch e Brusttuch,
sammet und roseroth. Jez flichti der chünstligi Zupfe
us de schöne, sufer gstrehlte, flächsene Hoore.
Obe vom wiißen Aecken und biegsem in d' Zupfe verschlunge,
fallt mit beiden Ende ne schwarze sidene Bendel
bis zum tiefe Rock=Saum abe. Gfallt der di Chappe,
wasserblaue Damast und gstickt mit goldene Blume?
Zieh der Bendel a, wo in de Ricklene durgoht,
unter de Zupfe dure, du Dotsch, und über den Ohre
fürsi mittem Letsch, und abe gegenem Gsicht zu!
Jez e side Fürtuch her, und endli der Hauptstaat,
zwenzig Ehle lang und breit e Mayländer Halstuch!
Wie ne luftig Gwülch am Morgehimmel im Frühlig
Schwebts der uf der Brust, und stigt und fallt mittem Othem,
wahlt der über d' Achsle, und fallt in prächtige Zipfle
übere Rucken abe, sie rusche, wenn de'n im Wind gohsch!
Het me's lang, se loßt me's henke, hör i mi Lebtig.
D' Ermel, denk wol, henksch an Arm, wil 's Wetter so hübsch isch,
aß me 's Hemd au sieht, und dini gattigen Aermli;
und der Schie=Hut nimmsch in d' Hand am sidene Bendel;
d' Sunne git der wärmer, und schint der besser in d' Auge,
wenn d'en in de Hände treisch, und 's stoht der au hübscher!
Jez wärsch usstaffirt, als wenn de hofertig stoh wottsch,
und de gfallsch mer selber wieder, chani der sage.
Wienes sie iez freut, und wie's in zimpfere Schritte
tänzelet, und meint, es seig d' Frau Vögtene selber,
wie's si Chöpfli hebt, und alli Augeblick z'ruck schielt,
öb me's echt au bschaut, und öb men ordeli no luegt!
Jo, de bisch io hübsch, und io du Närli, mer luege,
io, du Zeller Meidli, mit diner marggröfer Chappe,
mit de lange Zupfen und mit der längere Hoorschnur,
mittem vierfach zsemmegsezte Mayländer Halstuch!
Aber rothet iez, wo d' Marggröfer Jumpfere hi goht!
Oebben uffe Platz, und öbben unter d' Linde,
öbben in d' Weserey, und zu de Husemer Chnabe?
Hender gmeint, io wol! Am Bergwerch visperlets abe,

123. Vögtene, Bürgermeisterin.

lengt e wenig duren, und trüllt e wengeli d' Räder,
was der Blos-Balg schnufe mag, aß d' Füürer nit usgöhn.
Aber 's isch si Blibes nit. In d' Husemer Matte
schießt's, und d' Legi ab mit große Schritte go Farnau,
laufsch mer nit, se gilts mer nit, ins Schopfemer Chilspel.
Aber z' Gündehuse, wer stoht echt an der Stroße,
wartet, biß de chunnst, und goht mit freudige Schritte
uf di dar, und git der d' Hand, und fallt der an Buse?
Chennsch di Schwesterli nit, 's chunnt z'allernöchst vo Wisleth?
Uf und nieder hets di Gang und dini Gebehrde.
Jo de chennschs, worum denn nit? Mit freudigem Brusche
Nimmschs in d' Arm, und losch's nit goh, gib achtig, verdrucks nit!
Jez marschieremer witers, und alliwil aben und abe!
Siehsch dört vorne 's Röttler Schloß — verfalleni Mure?
In vertäfelte Stube, mit goldene Lüste verbendlet,
hen sust Fürste gwohnt, und schöni fürstligi Fraue,
Heren und Here-Gsind, und d' Freud isch z' Röttle deheim gsi.
Aber iez isch alles still, undenklichi Zite
brenne keini Liechter in sine verrißene Stube,
flackeret kei Füür uf siner versunkene Füürstet,
goht kei Chrug in Cheller, ke Züber aben an Brunne.
Wildi Tube niste dört uf mosige Bäume.
Lueg dört ehnen isch Mulberg, und do im Schatte verborge
's Föhris Hüsli, und am Berg dört, d' Höllstemer Chilche.
Steine lömmer ligen, und fahre duren in d' Matte,
Will der Schanzli näumis, se mag er use zu dir cho.
Unter Steine chunnsch mit dine biwegliche Schritte
wieder über d' Stroß. Jez göhmer füren ins Rebland
Hauige zu, und Hage zu, und aben an Röttle.
Lueg e wenig use, wer stoht dört oben am Fenster
In si'm neue Chäpli, mit sine fründligen Auge?
Neig di fin, zeig wie, und sag: „Gott grüßich Her Pfarer!"

142. Wisleth, die „kleine Wiese". — 159. Statt dieses Verses in der dritten Auflage:

gute Weg isch au nit um, und weidli chasch laufe.
Wenn's nit nidsi gieng, i weiß nit, öb i der noch käm.

— 165. „Dafür sollst du, wenn ich mit meiner Pflegtochter, der Wiese, unter Röttel nvorbeimarschiere, von ihr einen freundlichen Knicks und von mir einen dankbaren Aufblick erhalten", an Hitzig, Becker S. 139. — Ferd. Wilh. Hitzig, geb. zu Bischoffingen den 26. Dez. 1767, 1791 Präzeptoratsvikar in Lörrach, 1796 Prorektor in Lörrach, 1800 Pfarrer in Rötteln, 1812 Pfarrer und Dekan in Schopfheim, 1818 desgl. in Auggen, 1828 Stadtpfarrer und Dekan in Lörrach, † 31. Aug 1849.

Jez gohts Thumrige zu, — sie hen der welle ne Tuck thu,
aber 's macht der g'ringe Chummer, — öb der's der Reinert
gut heißt, oder nit, se gumpisch ebe, wie's dir gfallt,
übers Stellaschi ab, und furt in d' Lörrecher Matte.
Nimm di e wenig in Acht, siehsch dört im Grüne sel Chrütz nit?
Wart, was werde d' Stettemer sage, wenn sie erfahre,
was de z' Huse bosget hesch! Doch gheit es di wenig.
Aber wie de gohsch vom Bergwerch abe go Schopfe,
bis an Stetten aben uf diner steinige Landstroß,
bald am linke Bord, bald wieder ehnen am rechte
zwischenem Faschinat, wirsch alliwil größer und schöner,
freudiger alliwil, und schaffig, was me cha sage.
Wo di liebligen Othem weiht, wie färbt si der Rase
grüner rechts und links, wie stöhn mit chräftige Triebe
neui Chrüter uf, wie stöhn in höhere Farbe
alli Blume do. De Summer-Vögle thut d' Wahl weh.
Wechslet nit der Chlee mit goldene Chettene-Blueme,
Frauemänteli, Hasebrödli, würzige Chümmi,
Sunneblume, Habermark und Dolden und Ruchgras?
Glitzeret nit der Thau uf hunderttusig Halme?
Wattet nit der Storch uf hoche Stelze derzwische?
Ziehn si nit vo Dorf zu Dorf in lange Reviere
feisti Matte Stunde wiit und Tauen an Taue?
's Brombecher Mummeli chunnt, es chömme Lörecher Rößli,
freße der us der Hand, und sin fast närisch vor Freude,
und vo Baum zu Baum, vo Zelle bis füre go Rieche
halte d' Vögeli Jude-Schul und orglen und pfife.
(D' Brombecher Linde lit, der Sturmwind het sie ins Grab gleit.)
Aber rechts und links wie schwanken an flachere Reine
Rocken und Weizehalm! Wie stöhn an sunnige Halde

166. Statt dieses Verses und der 6 folgenden in der dritten Auflage:

jez gohts Thumrige zu, jez witer in d'Lörecher Matte.
Siehsch des ordelig Städtli mit sine Fenstern und Gieble,
und die Basler Here dört uf der staubige Stroße,
Wie sie riten und fahren? Und siehsch dört 's Stettener Wirthshus?
Worum wirsch so still und magsch nit dure go luege?
Gel, de siehsch sel heilig Chrütz vo witem und trausch nit,
möchtisch lieber z'ruck, as fürsi! Loß der nit gruse!
's währt nit lang, se stöhn mer frei uf schwitzrischem Bode.

— 184. Sunneblume, nicht unsere Garten-Sonnenblume, sondern Chrysanthemum leucanthemum L., die Wucherblume. — 188. Danach in der dritten Auflage noch:

Und derzwischen stöhn scharmante Dörfer und Chilchthürn.

Reben an Reben uf! Wie woget uf höchere Berge
rechts und links der Buchewald und dunkleri Eiche!
Wie isch alles so schön, und überal anderst und schöner!
Feldbergs Tochter, wo de bisch, isch Nahrig und Lebe!
Neben an der ufen und neben an der abe
gigst der Wage, d' Geisle chlöpft, und d' Sägese ruschet,
und de grüßisch alli Lüt, und schwetzisch mit alle.
Stoht e Mühli näumen, en Oehli oder e Ribi,
Drohtzug oder Gerste-Stampfi, Sägen und Schmidte;
lengsch mit biegsemen Arme, mit glenkseme Fingere dure,
hilfsch im Müller mahlen und hilfsch de Meidlene ribe,
spinnsch mer 's Husemer Ise, wie Hanf in gschmeidigi Fäde.
(Gell, iez schlacht di 's Gwiße wieder, 's goht eim nit anderst!)
Eicheni Plütschi versägsch, und wandlet 's Ise vom Füürherd,
uffen Ambos, lüpfsch de Schmiede freudig der Hammer,
singst derzu, und gersch ke Dank, „Gott grüßich, Gott bhütich!"
Und isch näume ne Bleichi, se losch di au das nit verdrieße,
chuuchisch e bizzeli duren, und hilfsch der Sunne bleiche,
aß sie fertig wird, sie isch gar grüseli landsem!
Aber solli eis, o Wiese, sage, wie 's ander,
nu se seig's bikennt! De hesch au bsunderi Jeste,
's chlage's alli Lüt, und sage, 's seig der nit z' traue,
und wie schön de seigsch, wie liebli dini Gibehrde,
stand der d' Bosget in den Auge, sage sie alli.
Eb men umluegt, chresmisch näumen über d' Faschine,
oder rupfsch sie us, und bahnsch der bsunderi Fußweg,
bohlsch de Lüte Stei uf d' Matte, Jaspis und Feldspat.
Hen sie näume gmeiht, und hen sie gwarbet und g'schöchlet,
holsch's und treisch's im Nochber duren Arfel um Arfel.
's sagen au e Theil, de seigisch glückli im Finde
uf de Bänke, wo nit g'wüscht sin, sel hani nie gseh.
Mengmol haseliersch, und 's muß der alles us Weg goh;
öbbe rennsch e Hüsli nieder, wenns der im Weg stoht.
Wo de gohsch, und wo de stohsch isch Balgen und Balge.
Feldbergs Tochter los, de bisch an Tuged und Fehler
zitig, chunnts mer halber vor, zum Manne, wie wärs echt?
Zeig, was machsch für Aeugli? Was zupfsch am sidene Bendel?
Stell di nit so närsch, du Dingli, meinsch denn, me wüß nit,
aß de versproche bisch, und aß der enander scho bstellt hen?

Meinsch, i chenn di Holderstock, di chräftige Burst nit?
Ueber hochi Felsen, und über Stuuden und Hecke
eis gangs us de Schwitzerberge gumpet er z' Rhineck
aben in Bodesee, und schwimmt bis füre go Chostez,
seit: „I muß mi Meidli ha, do hilft nüt, und batt nüt!“
Aber oben an Stei, se stigt er in landseme Schritte
wieder usem See mit sufer gwäschene Füße,
Tiesehofe gfallt em nit und 's Chloster dernebe,
nei, er rennt Schafhusen ab, und stoht an de Felse.
An de Felse seit er: „Mi Meidli muß mer werde!
Lib und Lebe wogi dra, und Brusttuch und Chretze!“
Seits und nimmt e Sprung! Jez bruttlet er abe go Rhinau,
trümmlig ischs em worde, doch chunnt er witers und witers.
Eglisau und Chayserstuhl und Zurzi und Waldshut
het er scho im Aecken, er lauft vo Waldstadt zu Waldstadt,
iez am Hörnli aben in schöne breite Reviere
Basel zu, und loßt der Hochzeit-Zedel schreibe.
Gell, i weiß es! Bisch im Stand und läugnisch, was wohr isch!
  Hätti z' rothe gha, 's wär z' Wil e schickliche Platz gsi;
's sin doch au scho Gutsche vo Basel use gfahre,
ohni Widerred vo mine gnädige Here,
use zu Her Briggem, und ine zu Her Chma.
Aber di Vertraue stoht zum Chlei-Hüniger Pfarer.
Wie de meinsch, se göhnmer denn dur d' Riechemer Matte!
Lueg, isch sel nit d' Chlübi, und chunnt er nit dort abe?
Jo er ischs, er ischs, i hörs am freudige Brusche!
Jo er ischs, er ischs mit sine blauen Auge,
mit de Schwitzer-Hosen und mit der sammete Chretze,
mit de christalene Chnöpfen am perlefarbige Brusttuch,
mit der breite Brust, und mit de chräftige Stotze,
's Gotthards große Bueb, doch wie ne Roths-Her vo Basel
stolz in sine Schritten und schön in sine Gebehrde.
  O wie chlopft der 's Herz, wie lüpft si 's Mayländer Halstuch,

248 f. Waldshut, Laufenburg, Säckingen und Rheinfelden hießen die vier österreichischen Waldstädte. — 253. Wo Hebels Freund Günttert Pfarrer war. — 254. Statt dieses und der beiden folgenden Verse in der dritten Auflage:

's hat scho menge Briggem si gattig Brütli go Wil gführt,
usem Züri-Biet, vo Liestel aben und Basel
und isch jez si Ma, und 's chocht em d' Suppen und pflegt em
ohni Widerred vo mine gnädige Here.

— 259. Chlübi, ein Landgut beim Zusammenfluß der Wiese mit dem Rhein. H.

und wi stigt der d' Röth in dini lieblige Backe,
wie am Himmel 's Morgeroth am lieblige Maytag!
Gell, de bischem hold, und gell, de hesch ders nit vorgstellt,
und es wird der wohr, was im verborgene Stübli
d' Geister gsunge hen, und an der silberne Wagle!
Halt di numme wohl! — I möcht der no allerley sage,
aber 's wird der windeweh! Di Kerli, di Kerli!
Förchsch, er lauf der furt, se gang! Mit Thränen im Aeugli
rüefsch mer: „Bhütdi Gott!" und fallsch em freudig an Buse.
Bhütdi Gott der Her, und folgmer, was i der gseit ha!

---

3. Freude in Ehren.

Ne G'sang in Ehre
wer will's verwehre?
Singt 's Thierli nit in Hurst und Nast,
der Engel nit im Sterneglast?
e freie frohe Muth,
e gsund und frölich Blut
goht über Geld und Gut.

Ne Trunk in Ehre
wer will's verwehre?
Trinkt 's Blüemli nit si Morgethau?
Trinkt nit der Vogt si Schöppli au?
Am Werchtig hemmer gschaft,
drum bringt der Rebesaft
am Sunntig neui Chraft.

Ne Chuß in Ehre
wer will's verwehre?
Chüßt 's Blüemli nit si Schwesterli,
und 's Sternli chüßt si Nöchberli?
In Ehre, hani gseit,
und in der Unschuld G'leit,
mit Zucht und Sittsemkeit.

Freude in Ehren. „Indessen hats doch noch einen kleinen Zuwachs gegeben — Freude mit gutem Gewissen — das Habermuß — der Storch — Sonntagsfrühe", an Hitzig 11. Febr. 1802.

Ne freudig Stündli
isch's nit e Fündli?
Jez hemmers und jez simmer do;
es chunnt e Zit, würds anderst goh.
's währt alles churzi Zit,
der Chilchhof ischt nit wit.
Wer weiß, wer bal dört lit?

Wenn d' Glocke schalle,
wer hilftis alle?
O gebis Gott e sanfte Tod!
e rüeihig Gwisse gebis Gott,
wenn d' Sunn am Himmel lacht,
wenn alles blizt und chracht,
und in der lezte Nacht!

---

4. Die Irrlichter.

Es wandlen in der stille dunkle Nacht
wohl Engel um, mit Sterneblume gchrönt,
uf grüne Matte, bis der Tag verwacht,
und do und dört e Betzit-Glocke tönt.

Sie spröche mitenander deis und das,
sie machen öbbis mitenander us;
's sin gheimi Sache; niemes rothet, was?
Druf göhn sie wieder furt, und richte's us.

Und wenns so finster wird, wie in're Chue,
und wemme nümme sieht, wo d' Nußbäum stöhn,
was gschieht? se mü'en die füürige Manne zu,
und mü'en den Engle zünde, wo sie göhn.

Und iedem hangt e Bederthalben a,
und wenns em öd wird, lengt er ebe dri,
und biißt e Stückli Schwefelschnitten a,
und trinkt e Schlückli Treber-Brentewi.

9. In der dritten Auflage:
Und stoht ke Stern am Himmel und ke Mon.
11. In der dritten Auflage:
mü'en selli Marcher usem Füür an d'Frohn.

Druf puzt er d' Schnören amme Tschäubli ab;
Hui, flackerets in liechte Flammen uf,
und, hui, gohts wieder d' Matten uf und ab,
mit neue Chräfte, d' Matten ab und uf.

's isch chummliger so, wenn eim vorem Fuß
und vor den Auge d' Togge selber rennt,
aß wemme sie mit Hände trage muß,
und öbbe gar no d' Finger dra verbrennt.

Und schritet spot e Mensch dur d' Nacht derher,
und sieht vo witem scho die Kerli goh,
und betet lisli: „Das walt Gott der Her" —
„Ach bleib bey uns" — im Wetter sin sie do.

Worum? So bald der Engel bete hört,
se heimelets en a, er möcht derzu.
Der füürig Marcher blieb io lieber dört,
und wenn er chunnt, se hebt er d' Ohre zu.

Und schritet öbsch e trunk'ne Ma dur d' Nacht,
er fluecht und sappermentet: „Chrütz und Stern",
und alli Zeichen, aß der Bode chracht,
sell hörti wohl der füürig Marcher gern.

Doch wirds em nit so gut; der Engel seit:
„Furt, weidli furt! Do magi nüt dervo!"
Im Wetterleich, sen isch der wiit und breit
kei Marcher me, und au kei Engel do.

Doch goht me still si Gang in Gottis G'leit,
und denkt: „Der chönnet bliben oder cho,
ne jede weiß si Weg, und 's Thal isch breit,"
sel isch 's vernünftigst, und sie lön ein go.

Doch wenn der Wunderfitz ein öbbe brennt,
me lauft im Uhverstand den Engle no,
sel isch ene wie Gift und Poperment;
im Augeblick se lön sie alles stoh.

Z'erst sage sie: „Denkwol es isch si Weg,
er goht verbey, mer wen e wenig z'ruk!"
So sage sie, und wandle still us weg,
und sieder nimmt der füürig Ma ne Schluck.

Doch folgt me witers über Steg und Bort,
wo nummen au der Engel goht und stoht,
se seit er z'lezt: „Was gilts i find en Ort,
du Lappi, wo di Weg nit dure goht!"

Der Marcher muß vora; mit stillem Tritt
der Engel hinterher, und lauft me no,
se sinkt men in e Gülle, 's fehlt si nit.
Jez weisch di B'richt, und jez chasch wieder goh!

Nei, wart e wenig, 's chunnt e guti Lehr!
Vergiß mers nit, schribs lieber in e Buch!
Zum Erste sagi: Das walt Gott der Her,
isch alliwil no besser, aß e Fluch.

Der Fluch jagt d' Engel mittem Heil dervo;
e christli Gmüeth und 's Bette zieht si a;
und wemme meint, me seh ne Marcher cho,
's isch numme so d' Laterne vorne dra.

Zum Anderen, und wenn en Ehre=Ma
ne Gschäft für ihn ellei z' verrichte het,
se loß en mache! Was gohts di denn a?
und los nit, wemme mittem Nochber redt!

Und goht me der us Weg, se lauf nit no!
Gang diner Wege furt in Gottis Gleit!
's isch Uhverstand, me merkts enanderno,
und 's git en Unehr; sag i heig ders gseit!

---

70. für ihn, für sich.

5. Der Schmelz-Ofen.

Jez brennt er in der schönsten Art,
und 's Wasser ruuscht, der Blosbalg gahrt,
und bis aß d' Nacht vom Himmel fallt,
se würd die ersti Maßle chalt.

Und 's Wasser ruuscht, der Blosbalg gahrt;
i ha druf hi ne Gulde g'spart.
Gang Chüngi, lengis alte Wi,
mer wen e wengli lustig sy!

Ne Freudestund isch nit verwehrt;
me gnießt mit Dank, was Gott bischert,
me trinkt e frische frohe Mueth,
und druf schmekt wieder 's Schaffe gut.

E Freudestund, e guti Stund!
's erhaltet Lib und Chräfte gsund;
doch muß es in der Ordnig goh,
sust het me Schand und Leid dervo.

E frohe Ma, ne brave Ma!
Jez schenket i, und stoßet a:
„Es leb der Marggrov und si Huus!"
Ziehnt d' Chappen ab, und trinket us!

Ne bessere Her treit d' Erde nit,
's isch Sege, was er thut und git,
i cha's nit sage, wieni sott:
Vergelts em Gott! Vergelts em Gott!

Und 's Bergwerch soll im Sege stoh!
's het menge Burger 's Brod dervo.
Der Her Inspekter lengt in Trog,
und zahlt mit Freud, es isch kein Frog.

Der Schmelzofen am 20. Juni 1801 an Hitzig gesandt: „der Proteus ist in mich gefahren, und ich habe den Zarplern und Zolpozern den Abschied gesungen, habe müssen, nicht ob ich hab wollen, und da schick ich dirs", vgl. V. 125 ff.; „Zarpler und Zolpozer" ist in der Proteusersprache = Schwerter und Kanonen. — 19. Marggrov, der spätere Großherzog Karl Friedrich.

Drum schenket i, und stoßet a!
Der Her Inspekter isch e Ma,
mit üsers Gattigs Lüte gmei,
und fründli gege groß und chlei.

Er schafft e gute Wi ufs Werk,
er holt en über Thal und Berg,
er stellt en luter uffe Tisch,
und mißt wie's recht und billig isch.

Sell isch verbey, der Ma am Füür
muß z'trinke ha, wärs no so thür;
es rieslet menge Tropfe Schweiß,
und wills nit go, men ächzet eis.

Me streift der Schweiß am Ermel ab,
me schnufet, d' Bälg verstuune drab,
und mengi liebi Mitternacht
würd so am heiße Herd verwacht.

Der Schmelzer isch e plogte Ma,
drum bringet em's, und stoßet a:
Gsegott! Vergiß di Schweiß und Ach,
's het ieden anderen au si Sach!

Am Zahltag theiltisch doch mit kei'm,
und bringsch der Lohn im Nastuch heim,
se luegt di d' Marei fründli a,
und seit: „I ha ne brave Ma!"

Druf schlacht sie Eiern-Anken i,
und sträut e wenig Imber dri;
sie bringt Salat und Grüebe dra,
und seit: „Jez iß du liebe Ma!"

Und wenn e Ma si Arbet thut,
se schmekt em au si Esse gut;
er tuuschti nit in Leid und Lieb
mit mengem riche Galge-Dieb.

46. bringet em's: es einem bringen = zutrinken.

Mer sitze do, und 's schmektis wohl.
Gang Chüngeli lengis no nemol,
wil doch der Ofe wieder goht,
und 's Erz im volle Chübel stoht!

Se brenn er denn zu guter Stund,
und Gott erhaltich alli gsund,
und Gott biwahrich uf der Schicht,
aß niemes Leid und Unglück gschicht.

Und chunnt in strenger Winters-Zit,
wenn Schnee uf Berg und Firste lit,
en arme Bub, en arme Ma,
und stoht ans Füür, und wärmt si dra,

und bringt e par Grumbireli,
und leits ans Füür, und brotet sie,
und schloft by'm Setzer uffem Erz —
schlof wohl, und tröst der Gott di Herz!

Dört stoht so ein! Chumm arme Ma,
und thue eis Bscheid, mer stoßen a!
Gsegott, und tröst der Gott di Herz,
me schloft nit lieblig uffem Erz!

Und chunnt zur Zit e Biderma
ans Füür, und zündet 's Pfifli a,
und sezt si näumen ane mit,
se schmeks em wohl, und — brenn di nit!

Doch fangt e Büebli z' rauchen a,
und meint, es chönns, as wie ne Ma,
se macht der Schmelzer churze Bricht,
und zieht em 's Pfifli usem Gsicht.

Er keits ins Füür, und balgt derzu:
„Du dunderschießige Lappi du,
sug amme Zipfeli Leberwurst,
's isch besser für so chleini Burst!"

90. Statt dieses und der beiden folgenden Verse in der dritten Auflage:

Heschs au scho glehrt, du Lappi du!
Sug amme Störzli Habermark,
Weisch? Habermanle (sic!) macht d' Bube stark!

'S isch wohr, 's git mengi Churzwiil mehr
am Suntig no der Chinderlehr,
und strömt der füürig Ise-Bach
im Sand, es isch e schöni Sach.

Frog menge Ma: „Sag, Nochber he!
hesch au scho 's Ise werde seh
im füürige Strom de Forme no?"
Was gilts, er cha nit sage: Jo!

Mir wüsse, wie me 's Ise macht,
und wie's im Sand zu Massle bacht,
und wiemes druf in d' Schmidte bringt,
und d' Luppen unterm Hammer zwingt.

Jez schenket i, und stoßet a:
der Hammer-Meister isch au ne Ma!
Wär Hammer-Schmid und Zeiner nit,
do läg e Sach, was thät me mit?

Wie giengs im brave Hamberchs-Ma?
's muß iede Stahl und Ise ha;
und het der Schnider kei Nodle meh,
sen ischs au um si Nahrig gscheh.

Und wenn im früeihe Morgeroth
der Buur in Feld und Fuhre stoht,
se muß er Charst und Haue ha,
sust isch er e verlohrene Ma.

Zum Broche brucht er d' Wägese,
zum Meihe brucht er d' Sägese,
und d' Sichle, wenn der Weize bleicht,
und 's Messer, wenn der Trübel weicht.

Se schmelzet denn, und schmiedet ihr,
und dankich Gott der Her derfür!
Und mach en andere Sichle drus,
und was me bruucht in Feld und Hus!

Und numme keini Sebel meh!
's het gnug misrabli Chrüppel ge,
's hinkt mengen ohni Fuß und Hand,
und menge schloft im tiefe Sand.

Kei Hurlibaus, ke Füsi meh!
Mer hen 's Lamento öbbe gseh,
und ghört wie's in de Berge chracht,
und Aengste gha die ganzi Nacht,

und glitte, was me lide cha;
drum schenket i, und stoßet a:
Uf Völker Fried' und Einigkeit
vo nun a bis in Ewigkeit!

Jez zahlemer! Jez göihmer hei,
und schaffe hüt no allerley,
und dengle no bis tief in d' Nacht,
und meihe, wenn der Tag verwacht.

---

6. Der Morgen-Stern.

Woher so früeih, wo ane scho,
Her Morge-Stern enanderno
in diner glitzrige Himmels-Tracht,
in diner guldige Locke Pracht,
mit dinen Auge chlor und blau
und sufer g'wäschen im Morge-Thau?

Hesch gmeint, de seigsch elleinig do?
Nei weger nei, mer meihe scho!
Mer meihe scho ne halbi Stund;
früeih uffsto isch de Gliedere gsund,
es macht e frische frohe Muth,
und d' Suppe schmekt eim no so gut.

126. In der dritten Auflage:
'S het Wunde gnug und Schmerze ge.

'S git Lüt, sie dose frili no,
sie chönne schier nit use cho.
Der Mähder und der Morge-Stern
stöhn zitli uf, und wache gern,
und was me früeih um Vieri thut,
das chunnt eim z' Nacht um Nüni gut.

Und d' Vögeli sin au scho do,
sie stimmen ihri Pfifli scho,
und uffem Baum und hinterm Hag
seit eis im andere Gute Tag!
Und 's Turtel-Tübli ruukt und lacht,
und 's Betzit-Glöckli isch au verwacht.

„Se helfis Gott, und gebis Gott
e gute Tag, und bhütis Gott!
Mer beten um e christlig Herz,
es chunnt eim wohl in Freud und Schmerz;
wer christli lebt, het frohe Muth:
der lieb Gott stoht für alles gut."

Weisch Jobbeli, was der Morge-Stern
am Himmel sucht? Me seits nit gern!
Er wandlet imme Sternli no,
er cha schier gar nit vonnem lo;
doch meint si Mutter, 's müeß nit sy,
und thut en wie ne Hüenli i.

Drum stoht er uf vor Tag, und goht
si'm Sternli no im Morgeroth;
er sucht und 's wird em windeweh,
er möcht em gern e Schmützli ge,
er möcht em sagen: I bi der hold!
es wär em über Geld und Gold.

Doch wenn er schier gar bynem wär,
verwacht si Mutter handumcher,
und wenn sie rüeft enanderno,
sen isch mi Bürstli niene do.
Druf flicht sie ihre Chranz ins Hoor,
und lueget hinter de Berge vor.

Und wenn der Stern si Mutter sieht,
se wird er todesbleich und flieht,
er rüeft si'm Sternli: Bhütdi Gott!
es isch, aß wenn er sterbe wott.
Jez Morge-Stern hesch hohi Zit,
di Mütterli isch nümme wit.

Dört chunnt sie scho, i ha's io gseit,
in ihrer stille Herlichkeit!
Sie zündet ihri Strahlen a,
der Chilch-Thurn wärmt si au scho dra,
und wo sie fallen in Berg und Thal,
se rüehrt si 's Leben überal.

Der Storch probirt si Schnabel scho,
„de chaschs perfekt, wie gester no!"
und d' Chemi rauchen au alsgmach;
hörsch 's Mühli-Rad am Erle-Bach,
und wie im dunkle Buche-Wald
mit schwere Streiche d' Holz-Ax fallt?

Was wandlet dört im Morge-Stral
Mit Tuch und Chorb dur's Matte-Thal?
's sin d' Meidli iung, und flink und froh,
sie bringe weger d' Suppe scho,
und 's Anne Meili vornen a,
es lacht mi scho vo witem a.

Wenn ich der Sunn ihr Büebli wär,
und 's Anne Meili chäm ungfähr
im Morgeroth, ihm giengi no,
i müeßt vom Himmel abe cho,
und wenn au d' Muetter balge wott,
i chönnts nit lo, verzeihmers Gott!

———

7. Der Carfunkel.

Wo der Aetti Tubad schnätzlet, se lueget en d' Marei
fründli und bittwis a: „Verzelis näumis o Aetti,
weisch so wieder, wie necht, wo 's Chüngi het welle vertschlofe!"
Drüber rucke 's Chüngi, unds Anne Bäbi und d' Marei
mit de Chunklen ans Licht, und spanne d' Saiten, und striche
mittem Schwärtli 's Rad, und zupfen enander am Ermel.
Und der Joppi nimmt e Hampfle Liechtspöhn, und sezt si
nebene Liechtstock hi, und seit: „Für das willi sorge."
Aber der Hans Jerg lit e lange Weg überen Ofe,
lueget aben und denkt: „Do obe höri's am beste,
und bi niemes im Weg." Druf, wo der Aetti si Tubad
gschnitte het, und 's Pfifli gfüllt, se chunnt er an Liechtspoh,
und hebt 's Pfifli unter, und trinkt in gierige Züge,
bis es brennt; druf drukt er 's Füür mit de Fingeren abe,
und macht 's Deckeli zu. „Se willi denn näumis verzehle,"
seit er, und sizt nieder, „doch müender ordeli still sy,
aß i nit verstuun, ebs us isch, und du dört obe,
pack di vom Ofen abe! Hesch wieder niene ke Platz g'wüßt?
Ischs der z'wohl, und g'lustt's di wieder no nem Carfunkel?
Numme ken, wie selle gsi isch, woni im Sinn ha:
'S isch e Plätzli näume, 's goht weder Ege no Pflug druf,
Hurst an Hurst scho hundert Johr und giftigi Chrüter,
's singt kei Trostle drinn, ke Summervögeli bsuecht sie,
breiti Dosche hüete dört e zeichnete Chörper.
's wär ke ungschickt Bürschli gsi, sel seit me, doch het er
zitli 's Wirthshus g'liebt, und über Bibel und Gsangbuch
sin em d' Charte gsi am Samstig z' Nacht und am Sunntig.
Flueche het er chönne, ne Hex im rueßige Chemi
hätt si bsegnet und bettet, und d' Sternen am Himmel hen zittert.
's het e mol im grüene Rock e borstige Jäger
zug'luegt, wie sie spiele. Mit unerhörte Flüeche
het der Michel Stich um Stich und Büeßli verlohre.
„Du vertlaufsch mer nit!" seit für si selber der Grünrock;
d' Wirthene hets ghört, und denkt: „Was gilts, 's isch e Werber!"
's isch ke Werber gsi, der werdets besser erfahre,
wenn der Michel g'wibet het, und 's Güetli verlumpet.
Was het 's Stroßwirths Tochter denkt? Si het em us Liebi

Hand und Jowort ge, doch nit us Liebi zum Michel,
nei zu Vater und Mutter, es isch ihr Willen und Wunsch gsi.
Sellen Oben ischs in schwere Gidanke vertschlofe,
selli Mittnacht hets e schwere bidütseme Traum gha.
's isch em gsi, es chömm vo Staufe füren an d' Landstroß;
an der Landstroß goht e Chapeziner und betet.
„Schenket mer e Helgli, Her Pater, wender so gut sy!
Bini nit Bruut? 's cha sy 's het gueti Bidütig."
Landsem schüttlet si Chopf der Pater, und unter der Chutte
lengt er e Hampfle Helge. „Do zieh der selber ein use!"
Seits, und wo nes zieht, se lengt's in schmutzigi Charte.
„Hesch echt 's Eckstei=Aß? 's bidütet e rothe Carfunkel;
's isch ke gute Schick!" — „Jo weger," seit es, „das hani!"
Wieder seit der Pater: „Weisch was, o Brüütli, zieh' anderst!
Hesch echt Siebe Chrütz?" — „Jo weger!" seit es und süfzget. —
„Tröst di Gott, zieh anderst, 's cha sy die dritti isch besser!
Hesch e blutig Herz?" „Jo weger!" seits und lot's falle. —
„Jez zieh no ne mol, 's cha sy, di Heilige chunnt no!
Ischs der Schuflebueb?" — „I weiß nit, bschauet en selber!" —
„Jo de hesch en! Tröst di Gott! Er schuflet di abe."
So het's im Kätterli traumt, und so hets selle mol gschlofe.
Stroßwirths Tochter, was hesch denkt, und hesch mer en doch g'no?
Jo, es het io müeßen und gseit: „Ins Here Gotts Name!
No de siebe Chrützen und hinterem blutige Herze
chunnt mi Heilige, wills der Her, und schuflet mi abe."
Z'erst hätt's möge go. Wohl mengmol het zwor der Michel
wieder gspielt und trunken, und gflucht, und 's Kätterli ploget.
Mengmol isch er in si gange, wenn 's en mit Thräne
bittet het, und bette. Ne mol se seit er: „Jez willi
mit der akkordieren, und d' Charte willi versflueche:
Soll mi der T . . . . . hole, so bald i eini me arühr!
Aber ins Wirthshus gangi, und 's Wirthshus chani nit mide!
Grums und hül, so lang de witt, ich cha der nit helfe!"
Het er 's Erst nit ghalte, sen isch er im Andere treu gsi.
Woner ins Wirthshus chunnt, se sitzt mi borstige Grünrock
Hinterem Tisch, selb dritt, und müschlet d' Charten, und rüeft em:
„Bisch e Cammerad, se chumm, se wemmer eis mache!"
„Ich nit," seit der Michel, „Bas Margreth leng mer e Schöpli!"
„Du nit?" seit der Grün, „Chumm numme, biß de di Schoppe

trunke hesch, und 's goht um nüt, 's isch ebe für Churzwiil!"
„He," denkt bynem selber der Michel, „wenn es um nüt goht,
sel isch io nit g'spielt," und sezt si richtig zum Grünrock.
's chunnt e Chnab ans Fenster mit lockiger Stirnen, und rüeft em:
„Meister Michel, uffe Wort! Der Stroßewirth schikt mi."
„Schik en wieder," seit er, „i weiß scho, was er würd welle.
Wer spielt us? und was isch Trumpf? und gstoche das Eckstei!"
Druf und druf! Z'lezt seit der Grünrock: „Los, de spielsch glückli!
Wemmer umme Chrützer mache?" — „Sel isch iez ithue,"
denkt der Michel, „gspielt isch gspielt, und mintwege!" seit er.
„Chömmet," rüeft der Chnab, und pöpperlet wieder am Fenster,
„Nummen uf en einzig Wörtli!" — „Loß mi ung'heit iez!
Chrütz im Baum, und Schufle no! Und no ne mol Schufle!"
Und so gohts vom Chrützer bis endli uffe Dublone.
Wo si ufstöhn, seit der Grünrock: „Michel, i cha di
iez nit zahle! Nimm mi Ring, 's cha sy er isch mehr werth!"
's dritmol chlopfts am Fenster: „O Michel chömmet, wil's Zit isch!"
„Loß en schweze," seit der Grünrock, „wenn er nit goh will!
Nimm du do mi Fingerring, und wenn de ke Chrützer
Geld deheim, und niene hesch, es cha der nit fehle.
Wenn der Ring am Finger steckt, und wenn de in Sack lengsch
alli Tag emol, se hesch e bairische Thaler.
Nummen an kem Fyrtig, sel wotti der selber nit rothe.
Chasch mi witers bruche, se rüef mer nummen! I hör di.
Heißi nit Vizli Buzli, und hani d' Ohre nit bymer?"
Sieder briegget d' Frau deheim im einseme Stübli,
und list in der Bibel und im verrißene Bettbuch,
und der Michel chunnt und schändet: „Findi di wieder
an dim ewige Betten und dunderschießige Hüle?
Lueg do, was i gunne ha, ne rothe Charfunkel!"
's Kätterli verschrickt: „O Jesis," seit es, „was siehni!
's isch ke guete Schick!" — und sinkt dernieder in Ohmacht.
Wärsch doch nümme verwacht, wie menge bittere Chummer
hättsch verschlofen, armi Frau, wo diner no wartet!
Iez wirds tägli schlimmer. Uf alle Merte flankiert er,
goht uf iedi Chülbi, und wo me ne Wirthshus bitrittet,
z'nacht um Zwölfi, Vormittag und z' oben um Vieri,

89. Chrütz im Baum ist der Treffbube.

sizt der Michel do, und müschlet trüglichi Charte.
's Chind verwildert, 's Güetli schwindet, Acker um Acker
chunnt an Stab und d' Frau vergoht in bittere Thräne.
Goht er öbbe heim, gits schnödi Reden und Antwort.
„Chunnsch du Lump?" Und so und so — Mit trunkene Lippe
fluecht der Michel, schlacht si Frau. Jez muß er zum Pfarrer,
iez vors Oberamt, und mittem Haschierer im Thurn zu.
Goht er schlimm, se chunnt er ärger, wennem der Vizli
Buzli wieder d' Ohre striicht, und Gallen ins Blut mischt.
So währts siebe Johr. Emol se bringt en der Buzli
wieder usem Thurn, und „Allo göhn mer ins Wirthshus,
eb de heim chunnsch mit de Streiche, wo sie der ge hen!
Was der d' Frau zum Willkumm präglet, wird di nit brenne.
Los, de duursch mi, wenn i dra denk, 's möcht ein versprenge,
wie's der goht, und wie der d' Frau di Lebe verbittert —
So ne Ma, wie du, wo 's Tags si Thaler verthue cha!
Glückli bisch im Spiele; doch no nem leidige Sprüchwort,
mittem Wibe hesch's nit troffe, chani der sage.
Wärsch ellei, wie hättsch's so gut, und lebtisch so rüeihig!
's pin'get di, i sieh ders a, und d' Obere schwelle.
Trink e Schlückli Brentewi, er chüeltder di Jast ab!"
Aber d' Frau deheim, mit zsemegschlagene Hände
sizt sie uffem Bank, und luegt dur Thränen an Himmel:
„Siebe Johr und siebe Chrütz!" so schluchzget sie endli,
„'s wird mer redli wohr, und Gott im Himmel wells ende!"
Seits und nimmt e Buch und betet in Todesgidanke.
Drüber schnellt der Michel d' Thür uf, und fürchterli schnauzt er:
„Hülsch au wieder, du heschs nöthig, falschi Canali!
Sur-Chrut choch mer!" 's Kätterli seit: „'s isch niene ke Füür meh."
„Sur-Chrut willi! Lueg i dreih der 's Messer im Lib um." —
„Lieber hüt, as morn! De bringsch mi untere Bode
ei Weg wie der ander, und 's Büebli hesch mer scho g'mordet." —
„Di soll der Dunder unds Wetter in Erds-Boden abe verschlage!"
seit's und zukt, und sinnlos trümmlet 's Kätterli nieder:
„O mi bluetig Herz," so stöhnts no lisli im Falle,
„Chumm, o Schuflebueb, do hesch mi, schufle mi abe!"
Jez der Michel furt, vom schnelle Schreken ergriffe,

116. chunnt an Stab, wird versteigert. — 130. Glück im Spiele, Unglück in der Liebe.

lauft ins Feld, der Bode schwankt, und 's raßlet im Nußbaum.
„Bizli Buzli roth mer du!" So rüeft er. Der Buzli
hinterem Nußbaum stoht er, und chunnt, und frogt en: „Was fehlt der?"
„D' Käth'ri hani verstoche, jez roth mer, was i soll mache!" —
„Isch das alles?" seit der Buzli. „Weger de chasch ein
doch verschrecken, aß me meint, was Wunder passiert seig!
Närsch, iez chasch im Land nit blibe, 's möcht e Verdruß ge.
Isch nit dört der Rhi? Und chumm, i will di bigleite,
's stoht e Schif am Gstad!" — Jez stige si ehnen im Sunggäu
frisch ans Land, und quer dur's Feld. Im einseme Wirthshus
brennt e Liecht. „Mer wen doch luege, wer no do inn isch,"
seit der Grün, „wer weiß de chasch der d' Grille vertribe!"
Aber im Wirthshus sitze no spoti nächtligi Gselle,
und 's goht vornen a mit Banketieren und Spiele.
„Chrütz isch Trumpf! Und no ne mol! Und chönnetder die do?
Gstoche die! und no ne Trumpf! Und — gstoche das Herzli!"
's warnet scho uf Zwölfi. O will mit lokiger Stirne
iez ke Chnab erschine? Nei weger! Michel, es endet!
O, wie spielsch so sölli ungschickt? Gstoche das Herzli,
lengt em tief in d' Seel, und alli mol, wenn er e Stich macht,
wiederholt's der Buzli, und wirft im Michel e Blick zu.
's schlacht scho Zwölfi us. Mit alliwil schlechtere Charte
spielt er allwil schlechter, und zahlt afange mit Chride.
's schlacht e Viertel uf Eis. Jez lengt er mit g'ringletem Finger
frisch in Sack: „Wer wechslet no ne bairische Thaler?"
Schlechti Münz, Her Michel! er lengt in glasige Scherbe,
thut e Schrei, und luegt mit Gruus und Schrecke der Grün a.
Aber der Buzli leert si Brenntewi-Gläsli und schmazget:
„Michel, chumm iez furt, der Wirth würd wellen ins Bett goh!
's chömme hüt viel Gäst, sie hen e lustige Fyrtig.
Isch nit Ludwigstag, der fünfezwenzigst Augusti?
Dreih am Ring, so lang de witt, de bringsch en nit abe!"
O, wie het der Michel g'lost — e lustige Fyrtig;
O wie het er d' Füeß am Tischbei unte verchlammert!
's hilft nit lang, und thut nit gut. Mit ängstlichem Bebe
stoht er uf, und seit ke Wort, und goht mittem Buzli,
vornen a der Grün, und an de Ferse der Michel,

181. Am 25. August 1270 starb Ludwig der Heilige von Frankreich.

wie ne Chalb im Metzger folgt zur bluetige Schlachtbank.
Debbe ne Büchseschuß vom Wirthshus stellt en der Buzli.
„Michel, seit er, lueg, es stoht kei Sternli am Himmel!
Lueg, der Himmel hangt voll Wetter über und über!
'S goht kei Luft, es schwankt kei Nast, es rührt si ke Läubli,
und du bischmer au so still! De wirsch doch nit bette!
Machsch der öbbe d' Uerthe? Gell 's Leben isch der verleidet?
Wie de meinsch! Di Wahl isch schlecht, i muß ders bikenne.
Se do hesch e Messer, i ha's am Blotzemer Mert g'chauft!
Hau der d' Gurgle selber ab, se chost's di ke Trinkgeld!"

* * *

So verzehlt der Aetti, und mit engbrüstigem Othem
seit iez d' Muetter: „Bisch bal ferig? Mach mer die Meidli
nit so z'förche, 's sin doch nummen erdichteti Mährli!" —
„Jo, i bi io ferig!" erwiedert der Aetti, „dört lit er
mit sim Ring im Dorneghürst, wo d' Trostle nit singe."
Aber d' Marei seit: „O Muetter, wer wird em denn förche!
Denksch, i merk nit, was er meint, und was er will sage?
Jo, der Bizli Buzli, das isch die bösi Versuchung.
Lokt sie nit, und führt sie nit in Sünden und Elend,
wenn e Mensch nit bete mag, und folgt nit, und schafft nüt!
Und der lockig Chnab isch gueti Warnig im Gwisse.
O, i chenn mi Aetti wohl, und sini Gidanke!"

---

8. Das Herlein.

Und woni uffem Schnid-Stuhl sitz
für Basseltang, und Liechtspöh schnitz,
se chunnt e Herli wohlgimuth,
und frogt no frey: „Haut 's Messer gut?"

Und seit mer frey no Gute Tag!
und woni lueg, und woni sag:
„'s chönnt besser go, und Große Dank!"
se wird mer 's Herz uf eimol chrank.

Und uf, und furt enanderno,
und woni lueg, ischs nümme do,

und woni rüef: „Du Herli he!“
se gits mer scho kei Antwort meh.

Und sieder schmekt mer 's Esse nit;
stell umme, was de hesch und witt,
und wenn en anders schlofe cha,
se höri alli Stunde schla.

Und was i schaff das g'rothet nit,
und alli Schritt und alli Tritt,
se chunnt mer ebe das Herli für,
und was i schwetz, isch hinterfür.

's isch wohr, es het e Gsichtli gha,
's verluegti si en Engel dra;
und 's seit mit so 'me freie Muth,
so lieb und süß: „Haut 's Messer gut?“

Und leider hani's ghört und gseh,
und sellemols und nümme meh;
dört ischs an Hag und Hurst verbey,
und witers über Stock und Stei.

Wer spöchtet mer mi Herli us,
wer zeigtmer siner Mutter Hus?
I lauf no, was i laufe cha,
wer weiß, se triffi's doch no a!

I lauf no alli Dörfer us,
i such und frog vo Hus zu Hus,
und würd mer nit mi Herli chund,
se würdi ebe nümme gsund.

---

9. Der Mann im Mond.

„Lueg Müetterli, was isch im Mo'?“
He, siehschs denn nit, e Ma!
„Jo wegerli, i sieh en scho;
er het e Tschöpli a.

Was tribt er denn die ganzi Nacht,
er rüehret io kei Glied?"
He, siehsch nit, aß er Welle macht?
„Io, ebe dreiht er d' Wied."

„Wär ich, wie er, i blieb dehei',
und machti d' Welle do."
He, isch er denn us üser Gmei'?
Mer hen scho gnug eso.

Und meinsch, er chönn so, wiener well?
Es wird em, was em g'hört;
er gieng wol gern — der sufer Gsell
muß schellewerche dört.

„Was het er bosget, Mütterli?
Wer het en bannt dörthi?"
Me het em gseit der Dieterli,
e Nütznutz isch er gsi.

Ufs Bete het er nit viel gha,
ufs Schaffen o nit viel,
und öbbis muß me triebe ha,
sust het me langi Wil.

Drum, het en öbbe nit der Vogt
zur Strof ins Hüsli gspert,
sen isch er ebe z' Chander g'hockt,
und het d' Butelli g'lert.

„Je, Müetterli, wer het em 's Geld
zu so'me Lebe ge?"
Du Närsch, er het in Hus und Feld
scho selber wüsse z'neh.

Ne mol, es isch e Sunntig gsi,
so stoht er uf vor Tag,
und nimmt e Beil, und tummlet si,
und lauft in Lieler Schlag.

Er haut die schönste Büechli um,
macht Bohne-Stecke drus,
und treit sie furt, und luegt nit um,
und isch scho fast am Hus.

Und ebe goht er übere Steg,
se ruuscht em öbbis für:
„Jez Dieter gohts en andere Weg!
Jez Dieter chumm mit mir!“

Und uf und furt, und sieder isch
kei Dieter wit und breit.
Dört obe stoht er im Gibüsch
und in der Einsamkeit.

Jez haut er iungi Büechli um;
jez chuchet er in d' Händ;
iez dreiht er d' Wied, und leit sie drum,
und 's Suse het en End.

So gohts im arme Dieterli;
er isch e gstrofte Ma!
„O bhütis Gott, lieb Müetterli,
ich möchts nit mittem ha!“

Se hüt di vorem böse Ding,
's bringt numme Weh und Ach!
Am Sunntig rueih, und bet und sing,
Am Werchtig schaff di Sach.

---

10. Die Marktweiber in der Stadt.

I chumm do us 's Rothshere Hus,
's isch wohr, 's sieht proper us;
doch ischs mer, sie heigen o Müeih und Noth
und allerlei schweri Gidanke,
„Chromet süssen Anke!“
wies eben überal goht.

Jo weger, me meint in der Stadt
seig alles sufer und glatt;
die Here sehn eim so lustig us,
und 's Chrütz isch ebe durane,
„Chromet iungi Hahne!"
mengmol im pröperste Hus.

Und wemme gchämpft muß ha,
gohts, meini, ehnder no a
im Freie dusse, wo d' Sunn o lacht;
do innen ischs zum Bitrüebe;
„Chromet geli Rüebe!"
Sie hen schier alliwil Nacht.

Früeih, wenn der Tag verwacht,
was ischs nit für e Pracht!
Der lieb Gott, meintme, well selber cho,
er seig scho an der Chrischone,
„Chromet grüni Bohne!"
und chömm iez enanderno.

Und d' Vögeli meines o,
sie werde so busper und froh,
und singe: „Herr Gott dich loben wir"
und 's glitzeret ebe z'send ane;
„Chromet iungi Hahne!"
's isch wohr, me verlueget si schier.

Und faßt e frische Muth,
und denkt: Gott meints io gut,
sust hätt der Himmel kei Morgeroth;
er willis nummen o üebe;
„Chromet geli Rüebe!"
mer bruche ke Zuckerbrod.

15. Statt der drei folgenden Verse in der dritten Auflage:
und Blumen und Aehri schwanke,
„Chromet süssen Anke!"
und d' Sterne flimmere z' Nacht!
— 22. Chrischone, alte Kirche auf einem Bergrücken östlich von Basel; jetzt Anstalt der Basler Mission für Ausbildung von Missionären.

Und innewendig am Thor
se hen sie d' Umhäng no vor,
's isch ebe no alles still und tod.
Und ziehn sie der Umhang fürsi,
„Chromet schwarzi Chirsi!"
se sehn sie kei Morgeroth.

Drum merke sies selber schier,
und chömme zum Pläsir
ufs Land, und hole ne frische Muth
im Adler und bym Schwane;
„Chromet iungi Hahne!"
üs stünd io d' Stadt wol gut!

Und doch meint so ne Her,
er seig weiß Wunder mehr,
aß üsers gattigs und bschaut ein nit.
es dunkt mi aber, er ir si;
„Chromet süssi Chirsi!"
mer tuuschte wegerli nit.

Rich sin sie, 's isch kei Frog,
's Geld het nit Platz im Trog;
thut üser eim e Büeßli weh,
Verbause sie Dublone,
„Chromet grüni Bohne!"
und hen no alliwil meh.

Was chost en Immis nit?
's heißt numme: Mul, was witt?
Pastetli, Strübli, Fleisch und Fisch,
und Törtli und Makrone;
„Chromet grüni Bohne!"
der Platz fehlt uffem Tisch.

38. In der dritten Auflage: het menge d' Umhäng no vor,
er schloft no tief und 's traumt em no.
— 42. In der dritten Auflage: se simmer scho alli do. — 48. In der dritten Auflage: und 's schmecktene zimli gut. — 50. Das Folgende in der dritten Auflage so:
und luegt ein numme halber a.
Es dunkt mi aber, er ir si;
„Chromet süssi Chirsi!"
Mi Hans isch au no e Ma.
— 57. In der dritten Auflage: mir thuet bym Blust e Büßli weh,
by ihne heißt es: Dublone.

Und erst der Staat am Lib!
me cha's nit seh vor Chib.
Jo wedelet numme, d' Stroß isch breit,
mit eue Junten! J thätich —
„Chromet zarti Retich!"
i hätt schier gar näumis gseit.

Doch isch eim 's Herz bitrübt,
se gib em, was em bliebt,
es schmekt em nit und freut en nit;
es goht eim wie de Chranke;
„Chromet süssen Anke!"
Was thut me denn dermit?

Und het me Chrütz und Harm,
sen isch me ringer arm;
me het nit viel, und brucht nit viel,
und isch doch sicher vor Diebe;
„Chromet geli Rüebe!"
z'lezt chunnt men o zum Ziel.

Jo gell, wenns Stündli schlacht?
He io, 's bringt iedi Nacht
e Morgen, und me freut si druf.
Gott het im Himmel Chrone;
„Chromet grüni Bohne!"
Mer wen do das Gäßli uf.

---

11. Der Sommerabend.

O, lueg doch, wie isch d' Sunn so müed,
lueg, wie sie d' Heimeth abezieht!
O lueg, wie Stral um Stral verglimmt,
und wie sie 's Fazenetli nimmt,

68. Das Folgende in der dritten Auflage so:

Lueg numme die chospere Junten a!
J wott sie schenkte mir sie.
„Chromet schwarzi Chirsi!"
Sie chönnte mini drum ha.

Der Sommerabend. Das Probegedicht, das bei der Subskriptionsanzeige bekannt gegeben wurde. Dann abgedruckt im Wochenblatt für das Land Breisgau 1802, 11. September.

e Wülkli, blau mit roth vermüscht,
und wie sie an der Stirne wüscht.

'S isch wohr, sie het au übel Zit,
im Summer gar, der Weg isch wit,
und z' schaffe findt sie überal
in Hus und Feld, in Berg und Thal;
's will alles Liecht und Wärmi ha,
und spricht sie um e Segen a.

Meng Blümli het sie usstaffirt,
und mit scharmante Farbe ziert,
und mengem Immli z'trinke ge,
und gfrogt: Hesch gnug und witt no meh?
und 's Chäferli het hinte no
doch au si Tröpfli übercho.

Meng Some-Chöpfli het sie gsprengt,
und 's zitig Sömli use g'lengt.
Hen d' Vögel nit bis z' allerlezt
e Bettles gha, und d' Schnäbel g'wezt?
Und kein goht hungerig ins Bett,
wo nit si Theil im Chröpfli het.

Und wo am Baum e Chriesi lacht,
se het sie'm rothi Bäckli gmacht;
und wo im Feld en Aehri schwankt,
und wo am Pfohl e Rebe rankt,
se het sie eben abe glengt,
und het's mit Laub und Bluest umhengt.

Und uf der Bleichi het si gschaft
hütie und ie us aller Chraft;
der Bleicher het si selber gfreut,
doch hätt' er nit: Vergelts Gott! gseit;
und het e Frau ne Wöschli gha,
se het sie trochnet druf und dra.

'S isch weger wohr, und überal
wo d' Sägesen im ganze Thal

dur Gras und Halme gangen isch,
se het sie g'heuet froh und frisch.
Es isch e Sach, by miner Treu,
am Morge Gras und z'obe Heu!

Drum isch sie iez so sölli müed,
und brucht zum Schlof kei Obe-Lied;
kei Wunder, wenn sie schnuft und schwizt,
lueg wie sie dört uf 's Bergli sizt!
Jez lächlet sie zum lezte mol,
iez seit sie: Schlofet alli wohl!

Und d'unten isch sie! B'hüt di Gott!
Der Guhl, wo uffem Chilch-Thurn stoht,
het no nit gnug, er bschaut sie no.
Du Wundervitz was gaffsch denn so?
Was gilts, sie thut der bald derfür,
und zieht e rothen Umhang für!

Sie duuret ein, die guti Frau,
sie het ihr redli Hus-Chrütz au.
Sie lebt gwiß mittem Ma nit gut,
und chunnt sie heim, nimmt er si Hut;
und was i sag, iez chunnt er bald,
dört sizt er scho im Fohre-Wald.

Er macht so lang, was tribt er echt?
Me meint schier gar er trau nit recht.
Chumm numme, sie isch nümme do,
's wird alles sy, se schloft sie scho!
Jez stoht er uf, er luegt ins Thal,
und 's Möhnli grüeßt en überal.

Denkwol, mer göhn iez au ins Bett,
und wer kei Dorn im Gwiße het,
der brucht zum Schlofen au kei Lied;
me wird vom Schaffe selber müed;
und öbbe hemmer Schöchli gmacht,
drum gebis Gott e guti Nacht!

---

12. Die Mutter am Christ-Abend.

Er schloft, er schloft! Do lit er, wie ne Grof!
Du lieben Engel, was i bitt,
by Lib und Lebe verwach mer nit,
Gott gits de Siinen im Schlof!

Verwachmer nit, verwachmer nit!
Di Mutter goht mit stillem Tritt,
sie goht mit zartem Mutter-Sinn,
und holt e Baum im Chämmerli d'inn.

Was henki der denn dra?
Ne schöne Lebchueche-Ma;
ne Gitzeli, ne Mummeli
und Blüemli wiiß und roth und gel,
alles vo süessem Zucker-Mehl.

's isch gnueg, du Mutter-Herz,
viel Süeß macht numme Schmerz!
Gib's sparsem, wie der liebi Gott,
er helfet nit alli Tag Zucker-Brod.

Jez Rümmechrüsliger her,
die allerschönste, woni ha,
's isch nummen au kei Möseli dra!
Wer het sie schöner, wer?

's isch wohr, es isch e Pracht,
was so en Oepfel lacht;
und isch der Zucker-Beck e Ma,
se mach er so ein, wenn er cha!
Der lieb Gott het en gmacht.

Was hani echt no meh?
Ne Fazenetli wiiß und roth,
und das eis vo de schöne.
O Chind vor bittre Thräne
biwahr di Gott, biwahr di Gott!

Die Mutter am Christ-Abend. Eine Nachahmung davon ist Alfr. Walchners: „'s Wienechtbäumli", Karlsruher Beobachter 1846, Nr. 103.

Und was isch meh do inn?
ne Büechli, Chind! 's isch au no di;
i leg der schöni Helgeli dri,
und schöni Gibetli sin selber drinn.

Jez chönnti, traui, goh;
es fehlt nüt meh zum Gute —
Potz tausig, no ne Ruthe!
Do isch sie scho, do isch sie scho!

's cha sy, sie freut di nit,
's cha sy, sie haut der 's Büdeli wund;
doch witt nit anderst, sen ischs der gsund,
de muesch nit, wenn d' nit witt.

Und willschs nit anderst ha,
in Gottis Name seig es drum!
Doch Muetter-Liebe isch zart und frumm,
sie windet rothi Bendeli dri,
und macht e Letschli dra.

Jez wär er usstaffirt,
und wie ne May-Baum ziert,
und wenn bis früeih der Tag verwacht,
het 's Wienecht-Chindli alles gmacht.

De nimmschs und dankschs mer's nit;
Drum weisch nit, wer ders git;
Doch machts der numme ne frohe Muth,
und schmekts der numme, sen ischs scho gut.

Bym Bluest, der Wächter rüeft
scho Oelfi! Wie doch d' Zit verrinnt,
und wie me si vertieft,
wenn 's Herz an näumis Nahrig findt!

Jez, bhütdi Gott der Her!
en anderi Cheri mehr!
Der heilig Christ isch hinecht cho,
het Chindes Fleisch und Blut ag'no;
Wärsch au so brav, wie er!

13. Eine Frage.

Sag, weisch denn selber au, du liebi Seel,
was 's Wienechtchindli isch, und heschs bidenkt?
Denkwol i sag der's und i freu mi druf.
O, 's isch en Engel usem Paradies
mit sanften Augen und mit zartem Herz.
Vom reine Himmel abe het en Gott
de Chindlene zum Trost und Sege gschickt.
Er hüetet sie am Bettli Tag und Nacht;
er deckt sie mittem weiche Fegge zu,
und weiht er sie mit reinem Othem a,
wird's Aeugli hell und 's Bäckli rund und roth.
Er treit sie uf de Händen in der Gfohr,
günnt Blüemli für sie uf der grüene Flur,
und stoht im Schnee und Rege d' Wienecht do,
se henkt er 'nen im Wienechtchindli-Baum
e schöne Früehlig in der Stuben uf,
und lächlet still, und het si süeßi Freud,
und Muetterliebi heißt si schöne Name.
Jo, liebi Seel, und gang vo Hus zu Hus,
sag Gute Tag, und Bhütich Gott, und lueg,
der Wienechtchindli-Baum verrothet bald,
wie alli Müetter sin im ganze Dorf.
Do hangt e Baum, nei lueg me doch und lueg!
In alle Näste nüt as Zuckerbrod!
's isch nit viel nutz. Die het e närschi Freud
an ihrem Büebli, will em alles süeß
und liebli mache, thut em, was es will.
Gib acht, gib acht, es chunnt e mol e Zit,
se schlacht sie d' Händ no zsemmen überm Chopf,
und seit: „Du gottlos Chind, isch das mi Dank?"
Jo weger Müetterli, das isch di Dank!
Jez do siehts anderst dri ins Nochbers Hus.
Scharmanti bruni Bire, welschi Nuß!
Scharmanti rothi Oepfel ab der Hurt!
e Gufebüchsli, doch wills Gott der Her
ke Gufe drinn! Vom zarte Bese-Ris
e goldig Rüethli, schlank und nagelneu!

Lueg, so ne Muetter het ihr Chindli lieb!
Lueg, so ne Muetter ziehts verständig uf,
und wird mi Bürstli meisterlos, und meint
es seig der Her im Hus, se hebt si b'herzt
der Finger uf, und förcht ihr Büebli nit,
und seit: „Weisch nit, was hinterm Spiegel steckt?"
Und 's Büebli folgt, und wird e brave Chnab.
Jez göhn mer wieder witers um e Hus.
Zwor Chinder gnug, doch wo me luegt und luegt
schwankt wit und breit ke Wienechtchindli-Baum.
Chumm, weidle chumm, do blibe mer nit lang!
O Frau, wer het di Muetterherz so gchüelt?
Verbarmt's di nit, und gohts der nit dur d' Seel,
wie dini Chindli, wie di Fleisch und Blut
verwildern ohni Pfleg und ohni Zucht,
und hungerig by andre Chinde stöhn
mit ihre breite Rufe, schüch und fremd?
Und Wi' und Caffi schmekt der doch so gut!
Doch lueg im vierte Hus, das Gott erbarm,
was hangt am grüene Wienechtchindli-Baum?
Viel stachlig Laub, und näume zwische drinn
ne schrumpfig Oepfeli, ne dürri Nuß!
Sie möcht, und het's nit, nimt ihr Chind uf d' Schoß,
und wärmts am Buse, luegets a und briegt;
der Engel stüürt im Chindli Thränen i.
Sel isch nit gfehlt, 's isch mehr as Marzipan
und Zuckererbsli. Gott im Himmel siehts,
und het us mengem arme Büebli doch
e brave Ma und Vogt und Richter gmacht,
und usem Töchterli ne bravi Frau,
wenns numme nit an Zucht und Warnig fehlt.

---

14. Noch eine Frage.

Und weisch denn selber au du liebi Seel,
worum de dine zarte Chinde d' Freud
in so ne stachlig Bäumli ine henksch?

Wil's grüeni Blättli het im Winter, meinsch,
und Dörnli dra, aß 's Büebli nit, wie 's will
die schöne Sachen use höckle cha.
's wär nit gar übel gfehlt, doch weischs nit recht!
Denkwol, i sag ders, und i freu mi druf.
  Lueg, liebi Seel, vom Menschelebe soll
der dornig Freudebaum en Abbild sy.
Nooch by nenander wohne Leid und Freud,
und was der 's Lebe süeß und liebli macht,
und was no schöner in der Zukunft schwebt,
de freusch di druf, doch in de Dörne hangts!
  Was denksch derzu? Zum Erste sagi so:
Wenn Wermeth in di Freudebecher fließt
und wenn e scharfe Schmerz dur's Lebe zuckt,
verschrick nit drab, und stell di nit so fremd!
Di eigeni Mutter selig, tröst sie Gott,
sie het der 's Zeichen in der Chindheit ge;
drum denk: „Es isch e Wienechtchindli-Baum,
nooch by nenander wohne Freud und Leid.“
  Zum Zweyte sagi das: Es wär nit gut,
wenns anderst wär. Was us de Dorne luegt,
sieht gar viel gattiger und schöner us,
und 's fürnehmst isch, me het au länger dra.
's wär iust, as wemme Zuckerbrod und Nuß,
und was am Bäumli schön und glitz'rig hangt,
uf eimol in e Suppeschüßle thät,
und stellti 's umme: „Iß so lang de magsch,
und näumis do isch!“ Wärs nit Uhverstand?
  Zum Dritte sagi: Wemmen in der Welt
will Freude hasche, Vorsicht ghört derzu;
sust lengt me bald in d' Aglen und in Dörn
und zieht e leeri Hand voll Schrunde z'ruck.
Denn d' Freud hangt in de Dorne. Denk mer dra,
und thue ne wenig gmach! Doch wenn de's hesch,
se loß ders schmecke! Gunn der 's Gott der Her!

15. Gespenst an der Kanderer Straße.

'S git Gspenster, sel isch us und isch verbey!
Gang nummen in der Nacht vo Chander hei',
und bring e Ruusch! De triffsch e Plätzli a,
und dört verirrsch. I setz e Büeßli dra.

Vor Ziten isch nit wit vo sellem Platz
e Hüsli gsi; e Frau, e Chind, e Chatz
hen g'othmet drinn; der Ma het vorem Zelt
si Lebe g'lo im Heltelinger Feld.

Und wo sie hört: „Di Ma lit unterm Sand“,
se het me gmeint, sie stoß der Chopf an d' Wand;
doch holt sie d' Pappe no am Füür und blost,
und gits im Chind, und seit: „Du bisch mi Trost!“

Und 's wärs au gsi! Doch schlicht e mol mi Chind
zur Thüren us, und d' Mutter sizt und spinnt,
und meint, 's seig in der Chuchchi, rüeft und goht,
und sieht no iust, wie's uffem Fußweg stoht.

Und drüber lauft e Ma, voll Wi und Brenz,
vo Chander her ans Chind und überrennt's,
und bis sie 'm helfe will, sen ischs scho hi,
und rüehrt si nit — e flösche Bueb ischs gsi.

Jez rüstet sie ne Grab im tiefe Wald,
und deckt ihr Chind, und seit: „I folg der bald!“
Sie sezt si nider, hütet 's Grab und wacht,
und endli stirbt sie in der nünte Nacht.

Und so verwest der Lib in Luft und Wind;
Doch sizt der Geist no dört, und hüetet's Chind,
und hütigs Tags, de Trunkene zum Tort
goht d' Chand'rer Stroß verbey an selbem Ort.

Und schwankt vo Chander her e trunkene Ma,
se siehts der Geist si'm Gang vo witem a,
und führt en abwärts; seig er, wer er sey,
er loßt en um kei Pris am Grab verbey.

Er chunnt vom Weg, er trümmlet hüst und hott;
z'lezt seit er: „Bini echterst, woni sott?"
Er luegt und lost, und mauet öbbe d' Chatz,
se meint er, 's chreih e Guhl an sellem Platz.

Er goht druf dar, und über Steg und Bruck
se maut sie'm eben all'wil witer z'ruck;
und wenn er meint, er seig iez bald dehei,
se stoht er wieder vor der Weserey.

Doch, wandle selli Stroß her nüchteri Lüt,
se seit der Geist: „Ihr thüent mi'm Büebli nüt!"
Er rührt si nit, er loßt sie ordeli
passieren ihres Wegs. Verstöhnt der mi?

---

16. Der Käfer.

Der Chäfer fliegt der Jilge zu,
es sizt e schönen Engel dört;
er wirthet gwis mit Blumesaft,
und 's chostet nit viel, hani ghört.

Der Engel seit: „Was wär der lieb?"
„Ne Schöpli Alte hätti gern!"
Der Engel seit: „Sel cha nit sy,
sie hen en alle trunke fern." —

„Se schenk e Schöpli Neuen i!" —
„Do hesch eis!" het der Engel gseit.
Der Chäfer trinkt, und 's schmekt em wohl;
er frogt: „Was isch mi Schuldigkeit?"

Der Engel seit: „He, 's chostet nüt!
Doch richtsch mer gern e Gfallen us,
weisch was, se nimm das Blumemehl,
und tragmers gschwind ins Nochbers Hus!"

„Er het zwor selber, was er brucht,
Doch freuts en, und er schickt mer au,
mengmol e Hämpfeli Blumemehl,
mengmol e Tröpfli Morgethau."

Der Chäfer seit: „Jo frili, io!
Vergelts Gott, wenn de z'friede bisch!"
Druf treit er 's Mehl ins Nochbers Hus,
wo wieder so en Engel isch.

Er seit: „I chumm vom Nochber her,
Gott grüeß di, und er schick der do
au Blumemehl!" Der Engel seit:
„De hättsch nit chönne iuster cho."

Er ladet ab; der Engel schenkt
e Schöpli gute Neuen i.
Er seit: „Chumm trink eis, wenn de magsch!"
Der Chäfer seit: „Sel cha scho sy!"

Druf fliegt er zu si'm Schätzli heim,
's wohnt in der nöchste Haselhurst.
Es balgt und seit: „Wo blibsch so lang?"
Er seit: „Was chani für mi Durst?"

Jez stoht er uf, er nimmts in Arm,
er chüßts, und isch bym Schätzli froh.
Druf leit er si ins Todtebett,
und seit zum Schätzli: „Chumm bal no!"

Gell Sepli, 's dunkt di ordeli!
De hesch au so ne lustig Bluet.
Je, so ne Lebe, liebe Fründ,
es isch wohl für e Thierli gut!

---

17. Der Statthalter von Schopfheim.

Vetter Hans Jerg, 's dunnert, es dunderet ehnen am Rhi-Strom,
und es git e Wetter! Mir isch, wenns numme verbey wär.
's chunnt so schwarz — nei lueget, wie's blizt, und loset, wie's windet,
wie's im Chemi tost, und der Guhl uffem Chilche-Thurn gahret!

Der Statthalter von Schopfheim. Statthalter ist nie eine offizielle Bezeichnung gewesen; es scheint hier gleichbedeutend mit Stabhalter, dem zweiten Gemeindevorstand. — Herbst 1800 schreibt Hebel an Hitzig: „Und weiter geb ich dir ein Seitenstück zur schnurrigen Schöpfungsgeschichte zum Besten . . . Es ist die Geschichte 1. Sam. 25, V. 2—42 (David und Abigail) im oberländer Dialekt, in Hexametern, die Scene ist im Schopfemer Kirchspiel."

Helfis Gott! — 's chunnt alliwil nöcher und alliwil stärcher;
ziehnt doch d' Läden a, aß der Glast den Auge nit weh thut,
und iez holet 's Chrüsli und sitzet do ummen, i willich
us den alte Zite vom Statthalter näumis verzehle.
Friedli het me nem gseit, und het's e seltseme Bueb ge,
ischs der Friederli gsi in siner Juged, das weißi.
Aber schöner as er, isch ken uf der Vor-Chilche gstande,
woner no Bure-Chnecht bym alte Statthalter gsi isch.
Chrusi Löckli het er gha und Auge wie Chole,
Backe wie Milch und Blut und rundi chräftigi Glieder;
's Statthalters Vreneli het an ihm si eigeni Freud gha,
er am Vreneli au, doch isch er numme der Chnecht gsi.
Nei, wie machts, und nei, wie schüttets! Bringetder 's Chrüsli
und e Ränftli Brod derzu? Jez sitzet und loset!
Vor fünfhundert Johren, i ha's vom Aetti erfahre,
isch e schwere Chrieg und sin Panduren im Land gsi:
drunter ischs und drüber gange, was me cha sage.
Rich isch richer worden an Geld, an Matten und Hochmuth,
aber Arm isch ärmer worde, chönnetder denke.
Menge brave Ma hets nümme wisse z'prestiere,
het si Sach verlohren und Hunger g'litten und bettlet:
mengi hen si zsemme g'rottet zwische de Berge.
Z'lezt het no der Friede ne Pack Marodi im Land g'lo,
gföhrli Volch mit Schwerd und Büchse, listig und unheim,
's sin bitrübti Zite gsi, Gott well ein biwahre!
Sel mol het e Bur uf der Egerte nieden an Farnau
Hus und Schüre gha und Stiere, 's wärich ke Tropfe
Wasser uffene gstanden, und uf de Matten vo Farnau
bis go Huse Tensch an Tensch; und Schmehlen an Schmehle
het der Uhli g'meiht, und 's Heu uf d' Egerte heimg'führt.
Aber e wüste Ma isch er gsi, wie's ken meh in siebe
Here-Ländere git, und isch im Welschland so worde.
Hätt em der Statthalter z' Schopfe nit 's Vreneli endli zur Frau ge,
's Vreneli gscheidt wiene Pfarer, schön wie der Morge, ke Magd wär
bynem bliebe vo Steffis-Tag bis numme drei Chünig,
und kei Chnecht hätt' zuenem dingt. Es chunnt eim e Bettler,
und me git em ke Brod, se seit me doch öbben im Friede:

39. Steffis-Tag, Termin für den Dienstbotenwechsel.

„Helfich Gott!“ — Er nit! „I will der 's Bettle verleide,“
het er gseit, „und gang, wils Zit isch! Flieh mi der Teufel!“
und die arme Lüt sin gangen, und hen ebe briegget.
Jedem chunnt si Zit! So öbbe drei Wuche vor Wienecht
het der Uhli gmezget, und het er der Tag dure gwurstet,
het er z'obe 's Chrügli g'lüpft bym brotene Ribbli.
„Vreni gang in Cheller, und Vreni leng mer z'trinke!“
het er mehr as zwenzig mol mit brochener Stimm gseit.
Gsinnet isch er gsi uf siebe Mos und e Schöpli.
Aber wo meinetder mög sel Zit der Friederli gsi sy?
Debben im Futergang, und öbbe by's Statthalters Stiere?
Hender gmeint io wohl! Scho z' Fasnecht isch er im Meister
us de Hände gwütscht, sust hätt en der Statthalter ghüblet.
Het er näumis bosget, se willi 's nit verrothe;
was gohts mi denn a? Furt isch er! Ueber e Monet
het me ke Spur vonem gha, bis öbben afangs Aprille
stoht er by den arme Manne zwische de Berge.
Schön an Wuchs und Gsicht, und fründli gege de Lüte,
muthig wie ne Leu, doch voll verborgener Bsinnig
hen sie 'n alli gern, und sage: „Seig du der Hauptma!
was de seisch, das thüemer, und schickis numme se göihmer,
hundert füfzig Ma und siebenesiebezig Buebe!“
Und der Friedli seit: „D' Marodi wemmer verfolge;
wenn e riche Bur die Arme ploget und schindet,
wemmer em der Meister zeigen, aß es en Art het,
bis aß wieder Recht und Gsetz und Ordnig ins Land chunnt.“
Helfis Gott der Her! — Jez rüeft der Hauptma sim Völchli:
„Manne, was fange mer a? I hör der Uhli heig gmezget.
's wär e Site Speck wol us der Bütene z'hole
und e Dozzet Würst; wie wärs? Doch 's Vreneli duurt mi.
Göhnt e Stücker drei, 's isch besser, singet ums Würstli!
Saget, i löß en grüeßen, er solls im Friede verzehre,
und mer vo der Sau doch au ne Müsterli schicke.
Hemmer nit menge Hirz us sine Gärte verscheuchet?
Hemmer uf sine Matte ne Habermark-Störzli vertrette?
Hemmer em e Bäumli gschüttlet? Isch sine Chnechte
nummen au so viel gscheh? Sie hen doch g'hütet und g'wassert

63. Buebe, die unverheirateten Burschen.

z'nacht um Eis, und früeih vor Tag; sie chönne nit chlage.
Leget em's ordli ans Herz, i wünschich guti Verrichtig!"
Seits und 's göhn drei Buben, und chömme mit Säcke zum Uhli.
„Guten Obe!" — „Dunderschieß! Was hender, was wender?" —
„He mer chömme do abe vom Sattel-Hof; sind nummen ordli!
So het üse Meister gseit, so sagemer wieder."
Schlimmer Wis isch, wo si cho sin, 's Vreneli näume
dusse gsi, doch d' Chnecht sin uffem Ofe-Bank glege,
und der Uhli im Ruusch git grobi Reden und Antwort.
„Saget euem Meister — (es isch mit Ehre nit z'melde)
Was gheit mi eue Meister, und he, wer isch eue Meister?
's lauft so Waar iez gnug im Land wo bettlen und stehle,
Schere-Schlifer, Hafe-Binder, alti Saldate,
Säge-Feiler, Zeinemacher, anderi Strolche.
Wemmen alle wott ge, me müeßt no mittene laufe.
Packetich, 's isch hochi Zit!" — „He io, der Gottswille!
Numme ne Hämpfeli Mehl, und nummen an so ne Würstli!" —
Wart du Siebe-Chetzer, e Ribbe-Stückli isch besser!
Jobbi, gang an d' Stud, und leng mer der Fareschwanz abe!
Wenderich packe iez gli, i frog, ihr luftige Strolche?"
Jo, sie hen si packt, doch hinterne schliche vom Ofe
d' Chnecht zur Thüren us, und suche 's Vreneli dusse.
„Meisterne, iez ischs gfehlt, iez Meisterne helfet und rothet!
Das und das isch gscheh, und weger sie hens nit verdienet.
Hemmer 's Wasser g'chert, und hemmer de Hirze ghütet
z'nacht um Eis, und früeih vor Tag, mer chönne nit chlage,
kuntereri, sie hennis ghulfe, gell aber Jobbi!
Aber chömmemer wieder, se werde sie anderster rede."
's Vreneli lost und lost, es macht bidenklichi Mine;
's Vreneli bindet d' Chappen, und schüttlet 's Mayländer Halstuch;
's Vreneli chnüpft am Fürtuch-Bendel — „Sepli, spann 's Roß a,
und e Welle Strau, hesch ghört, und mach, aß der Meister
nüt eninne wird, und gang ein d' Farnauer Stroß uf,
lueg, öb alles sicher isch, und niene ke Volch stoht!"
Sieder chömme d' Bube mit leere Säcke zum Friedli.
Tausig Sapermost, wie sin em d' Flammen ins Gsicht cho!
Woner frogt: „Was hender?" und wo sie'm dütliche Bricht gen:

91. Hafe-Binder, Topfflicker. — 103. de Hirze huete bedeutet Wache stehen, damit das Hochwild die Saaten nicht verwüste. — 105. kuntereri, im Gegenteil. — gell = nicht wahr?

„Nüt, und wüssetder was? Göhnt ihr enandermol selber!
's isch im Uhli z'heiß, der sollet cho, go nem blose!" —
„Blibts derby, i gang," seit iez der Friedli und funklet,
„Lang solls en nümme brenne, 's isch chüel uffem Farnauer Chilchhof!
Uhli du hesch 's lezt im Näf, sel chani der sage!"
Seits, und pfift in Wald, und gschwinder, as me ne Hand chert,
pfifts vo Wald zu Wald an allen Enden und Orte,
und es lauft derher vo allen Orten und Ende.
„Allo frisch, bergab! Der Uhli het hüt gmezget,
's goht in eim iez hi, mir metzge hinecht der Uhli!
's Vreneli duuret mi wohl, 's wird frili uding verschrecke."
Jez chunnts schwarz bergab, wohl über Studen und Hecke,
nebe Reibbech aben ins Tanners Wald, und vo dörtweg
rechts und links ins Farnauer Holz, was gischmer, was hesch mer!
D' Wälder fahre mit Schlitte voll Spöh' der Wiese no abe,
sehns und huure nieder am Steine-Brückli und bette:
„Alli gute Geister!" und „Heiligi Mutter Gottis!"
Aber wo der Hauptme by Farnau usen an Wald chunnt,
düsslet er: „Bube z'ruck! I hör e Wägeli fahre;
's chönnt d' Faktorene sy, sie isch die Nemtig go Basel,
und der müent sie nit verschrecke, doch willi luege!"
Seits, und wiener chunnt, wütschts übers Wägeli abe,
und goht uffen dar, und lueget em fründli in d' Auge.
„Friedli, bischs?" — „I mein's emol!" — „se bis mer Gottwilche
unterem freie Himmel und unter de liebe Sterne!
Gell i darf di duze? Was wirsch doch nummen au denkt ha
ob mim trutzige Ma und sine trutzige Rede.
Lueg, i cha nit derfür, i bi am Wasser-Stei gstande;
wäri in der Stube gsi, 's wär anderster gange.
O, de glaubsch nit, wieni gstroft bi, doch i will schwige.
Chumm, do bringi der näumis, e Säckli voll dürri Chriesi,
schöni Gumpist-Oepfel, und au e bizzeli Geiß-Chäs,
do ne Säckli Haber-Mehl und do ne par Würstli,
und e Logel voll Wi, gib achtig, aß es nit gäutschet,
's isch kei Bunte druf, und au ne Rölleli Tuback.
Gang e wenig absits, bis do die Wälder verbey sin,

129. was gischmer, was hesch mer, bezeichnet die große Schnelligkeit. — 130. D' Wälder, die Schwarzwaldbewohner. — 135. d' Faktorene, die Frau des Verwalters (am Eisenwerk zu Hausen?).

und bis ordli, zeig wie, und lad mer nüt uf di Gwisse!"
Aber der Friedli schwört: „By Gott, der Uhli muß sterbe!
's isch nit Gnad!" Doch 's Vreneli seit: „Jez los no ne Wörtli!
Gschwore hesch, und 's isch wohr, mer sterben alli, wenns Zit isch,
und der Uhli au, doch los du lebe, was Gott will,
und denk an di selber und au e wenig ans Chünftig!
So blibsch nit wie de bisch, und so ne Lebe verleidet.
Bisch nit im Land deheim, und hesch nit Vater und Mutter?
Oebbe möchtisch au heim, den erbsch en ordeli Gütli
in der Langenau, und gfallt der e sufer Meidli,
ischs bym Aetti nit Nei, de chasch no Stabhalter werde.
Nimm, wie müeßt's der sy, an so ne Missethat z'denke,
und mi 's Here Stab mit blutige Hände z'regiere!
Halts im Uhli z'gut! Si Grobheit nimm für en Ehr uf,
's isch zwor keini gsi, doch denk au, aß es mi Ma isch!
Schlachts nit z' Schopfen Oelfi! 's isch Zit, se sag numme: Jo denn!"
Aber der Friederli stoht, er stoht in schwere Gidanke,
und het d' Auge voll Wasser, und möcht gern schwetzen, und cha nit.
Endli bricht em 's Herz: „Nu io denn, wenn d' mer e Schmutz gisch!
Bhütdi Gott der Her, und io i will anderst werde!
Bube, iez packet uf, 's git hinecht nüt me z'verdiene!
Göhnt e Par uf d' Möhr, und schießet näumen e Hirzli;"
Seits, und goht in Wald, und lueget an Himmel und briegget,
biß si d' Sternen ins Morge-Licht tunken, und drinn verlösche.
Endli goht er au, doch luege mengmol enander
d' Mannen a, und sage: „Was fehlt doch echterst im Hauptma?"
Aber 's Statthalters Tochter lit iez bym Uhli und stoßt en:
„Schnarchle mer doch nit so! Me cha io nit nebe der schlofe!"
Und der Uhli zukt und streckt si: „Vreni wie isch mer?" —
„He, wie wird's der sy?" — „I ha ne blutige Traum gha.
Vreni 's goht nit gut, i ha mi selber gseh metzge.
Hen sie mi nit gstochen, und in der Büttene brüeihet,
mittem Messer gschabt? de glaubsch nit, wie's mer so weh thut!"
Aber 's Vreneli seit: „He 's macht nüt, d' Sau isch der fürcho,
wie's der öbbe goht, drum hesch di selber seh metzge."
Aber 's Uhli's Schlof isch us, und schweri Gidanke
chämpfe bis an Tag mit sine zerrüttete Sinne,

164. Here Stab, der Obrigkeit. — 173. d' Möhr, Berg nordöstlich von Hausen.

biß er ’s Caffi trinkt, bis ’s Vreneli Suppen ischnidet,
biß en alte Ma verzagt zur Stube=Thür itritt:
„Chümmi, Reckholder=Beri! Will niemes nüt chrome do inne?“ —
„Nei der löset nüt!“ — „Drum ischs mer au nüt ums Löse!
Meister Uhli i ha mit euch e wengeli z’rede,
isch das eui Frau, se cha sie’s mintwege höre.
Nechte fahri selb feuft, mit Waar der Wiese no abe,
ich, mi Rößli, mi Bueb, und ’s Richertli’s Rößli und Matthis.
Womer an Farnau chömme, se stohts voll Manne und Bube
links im Wald, und an der Stroß e luftige Kerli.
’s stoht e Wibsbild by’nem, ’s mag au e sufere gsi sy,
wenni ’s unter Hundert sieh, se willi ’s erchenne;
het der Mond nit gschiene, und hani d’ Auge nit bymer?
So viel hani ghört: ’s isch gflucht, der Uhli muß sterbe!
Woni neben abe bi, se seit ers zum Wibs=Bild.
Witers weiß i nüt, und witers chani nüt sage;
stoh bliben isch nit gut, me lost und goht siner Wege.
Bhütich Gott, i gang, und thünt iez selber, was gut isch.“ —
’s Vreneli’s Schrecke bildi mer i, doch bhaltets si Bsinnig:
„Hesch en denn nit gmerkt, es isch em nummen um Brenz gsi?“
Aber ’s Uhlis G’hör isch weg, er lit in der Ohmacht,
d’Auge stöhn verchehrt, me sieht fast nüt meh vom Schwarze,
und e Spanne lang hangt d’ Zungen usen und chölschblau
isch er bis an Hals. Me holt der Meister vo Hage,
holt vo Zell der Dokter=Friedli, ’s will nit viel helfe.
Friederli du hesch d’ Wohret gseit, der Uhli muß sterbe.
Vormittag ischs so, und Nomittag ischs anderst.
Schwetze lehrt er nümmen, und siechet ebe so ane,
bis am dritte Tag; uf ei mol schnappt er, und endet;
und am Zistig druf, se singts hauptHöchlige: „Mitten
wir im Leben sind“ — d’ Stroß uf zum Farnauer Chilch=Hof.
Furt treit hen sie’n, sel isch gwiß, doch heißt es, en Andre
heig en gholt, und ’s gang zu Ziten e blutigen Eber.
Göhntder z’nacht vom Bergwerch heim, und hentder uf d’ Site
gladen, und es chunnt en Eber mit blutige Wunde,
göhnt em still usweg, und denket: Du bisch der Uhli!

195. Nechte fahri selb feuft, Wiedergabe des abweichenden Wälderdialekts. — 212. Meister, der Abdecker, dem im Volksglauben stets mehr oder minder Heilkünste zugeschrieben wurden.

Aber wer wird iez mit Zuspruch 's Vreneli tröste?
Groß isch 's Leid nit gsi, und siebe Wuche no Pfingste
rüeft me 's wieder us. Mit wem? Der werdet nit froge.
Grüseli het der Statthalter gmacht, und gmeint, es müeß nit sy.
„So ne vertlaufene Burst mit miner liibliche Tochter,
mit mi'm Fleisch und Blut? I führ sie selber ins Zuchthus."
Aber was ischs gsi? — Es isch die einzigi Tochter,
und isch Frau für ihns, und will er wohl oder übel,
muß ers ebe lo gscheh, — doch hets em nümmen ins Hus dörft,
hets au nümme bitrette, bis no Micheli si Vater
z' Basel uffem Chorn-Mert goht, und unter e Rad chunnt.
Schopfe het er nümme gseh, sie hen en z' Elsbethe
ohni Gsang in d' Erde gleit, wie 's z' Basel der Bruuch isch.
Aber iez zieht üser Par im Friede go Schopfe,
und nimmt Bsitz vo Hus und Gut; der Fridli wird Burger,
führt si ordeli uf, er cha gut lesen und schribe, —
Helfis Gott! — und stigt nootno zu Würden und Ehre.
Wer würd Chilche-Lueger? Wer streckt e sammeten Ermel
usem Rothhus-Fenster, wenn Langenauer verbey göhn?
Ischs nit mi Her Frider mit siner lockige Stirne? —
Nei wie machts, und nei, wie schüttets, loset doch numme,
'S fangt wieder vornen a — Z'lezt sage d' Burger: „Der Hügli
cha io nit Gschriebes lese, wie chaner denn Statthalter blibe?
Er Her Frieder schickti si, und Er muß es werde;
Er isch e brave Ma, in alle Stücke biwandert,
und si Frau, vo Statthalters Blut, mit Tuged bihaftet,
isch die guti Stund, und gscheit, no gscheiter, aß Er schier!
Sageris nit Nei, 's nuzt nüt, mer nehme kei Bricht a!" —
„Nu, se sagi Jo, i willich ordli regiere."
Dreimol chlöpft der Hurlibaus — nei loset wies schüttet,
lueget wies dur d' Chlimse blizt! — Im Pflug und im Engel
hen sie tanzt bis tief in d' Nacht, und gessen und trunke.

228. Grüseli het der Statthalter gmacht, grausig hat er gescholten. — 232. ist Frau für es, für sich, d. h. kann thun, was es will. — 235. Statt dieses und der beiden folgenden Verse heißt es in der dritten Auflage:

z' Wil dur d' Wiese ritet, er het e Wage voll Wi gchauft.
Groß isch 's Wasser gsi, und finster, wo sie derdur sin,
Und chunnt usem Weg, und 's tribt en aben und abe,
biß er abem Choli fallt und nümmen ans Gstad chunnt,
an der Schorebruck dört hen sie'n mornderigs gfunde.

— 242 Wer streckt e sammeten Ermel usem Rothhus-Fenster, d. h. wird Gemeinderat.

Wohr ischs, e brävere Ma hätt d' Stadt nit chönnen erchise,
und im Vreneli gunni 's au. In d' Schopfemer Chilche
het er en Orgle gschaft, vor sine Ziten isch nüt gsi,
(z' Huse stoht sie no) d' Marodi het er vertriebe,
und uf d' Burger Obsicht gha, und g'rothen und gwarnet.
Aber si Frau und er, sie hen in Frieden und Liebi
mit enander glebt, und Guts an Armen erwiese,
io, und 's isch em e Mutter zu siebe Chindere worde,
Helfis Gott! — und 's stammt von ihnen im Schopfemer Chilchspiel
Mengi Famili ab, und blüeiht in Richthum und Ehre.
Helfis Gott, und bhütis Gott, ins Here Gotts-Name!
Das het gchlöpft, und das het gmacht — 's isch weger e Schlag gsi —
Mengi Famili, sagi — die wenigste wüsse's meh selber.
Wer sie sin, und wie sie heisse, das willi iez sage.
Zwor isch 's Chrügli leer — Nei loset was git's uf der Gaß duß?
Vetter Hans Jerg, 's stürmt! Fürio! 's lauft alles der Drau zu.

---

18. Der Schreinergesell.

Mi Hamberch hätti g'lert, so so, la la;
doch stoht mer 's Trinke gar viel besser a,
as 's Schaffe, sel bikenni frey und frank;
der Rucke bricht mer schier am Hobelbank.

Drum het mer d' Mutter mengmol profezeit:
„Du chunnsch ke Meister über wit und breit!"
I ha 's z'lezt selber glaubt, und denkt: Isch's so,
wie wirds mer echterst in der Fremdi go?

Wie ischs mer gange? Numme z'gut! I ha
in wenig Wuche siebe Meister gha.
O Müetterli, wie falsch hesch profezeit?
I chömm kei Meister über, hesch mer gseit.

---

19. Hans und Verene.

Es gfallt mer nummen eini,
und selli gfallt mer gwis!
O wenni doch das Meidli hätt,
es isch so flink und dundersnett,
so dundersnett,
i wär im Paradies!

's isch wohr, das Meidli gfallt mer,
und 's Meidli hätti gern!
's het alliwil e frohe Mueth,
e Gsichtli hets, wie Milch und Bluet,
wie Milch und Bluet,
und Auge wie ne Stern.

Und wenni 's sieh vo witem,
se schießt mer 's Bluet ins Gsicht;
es wird mer übers Herz so chnapp,
und 's Wasser lauft mer d' Backen ab,
wohl d' Backen ab;
i weiß nit, wie mer gschicht.

Am Zistig früeih bym Brunne,
se redt 's mi frey no a:
„Chumm, lüpf mer Hans! Was fehlt der echt?
Es isch der näume gar nit recht,
nei gar nit recht!"
I denk mi Lebtig dra.

I ha 's em solle sage,
und hätti 's numme gseit!
Und wenni numme richer wär,
und wär mer nit mi Herz so schwer,
mi Herz so schwer,
's gäb wieder Glegeheit.

Hans und Verene. Die ursprünglichste Fassung des Gedichts bei den Briefen an Hitzig, Bl. 123.

Und uf und furt, iez gangi,
's würd iäten im Salat,
und ſag em's, wenni näume cha,
und luegt es mi nit fründli a,
nit fründli a,
ſe bini morn Saldat.

En arme Kerli bini,
arm bini ſel iſch wohr!
Doch hani no nüt Unrechts tho,
und ſufer gwachſe wäri io,
das wäri io,
mit ſellem hätts kei Gfohr.

Was wiſplet in de Hürſte,
was rüehrt ſi echterſt dört?
Es viſperlet, es ruuſcht im Laub.
O bhüetis Gott der Her, i glaub,
i glaub, i glaub,
es het mi näumer ghört.

„Do bini io, do heſch mi,
und wenn de mi denn witt!
J ha 's ſcho ſieder'm Spöhtlig gmerkt;
am Ziſtig heſch mi völlig bſtärkt,
io, völlig bſtärkt.
Und worum ſeiſch 's denn nit?

Und biſch nit rich an Gülte,
und biſch nit rich an Gold,
en ehrli Gmüeth iſch über Geld,
und ſchaffe chaſch in Hus und Feld,
in Hus und Feld,
und lueg, i bi der hold!"

32. Urſprünglich: 's würd uf der Bühnde ſy. — 36. Urſprünglich: dört enen iſch der Rhii!

O Vreneli, was seisch mer,
o Vreneli ischs so?
De hesch mi usem Fegfüür gholt,
und länger hätti 's nümme tolt,
nei, nümme tolt.
Jo, frili willi, io!

20. Der Winter.

Isch echt do obe Bauwele feil?
Sie schütten eim e redli Theil
in d' Gärten aben und ufs Hus;
es schneit doch au, es isch e Gruus;
und 's hangt no menge Wage voll
am Himmel obe, merki wol.

Und wo ne Ma vo witem lauft,
so het er vo der Bauwele gchauft;
er treit sie uf der Achsle no,
und uffem Hut, und lauft dervo.
Was laufsch denn so, du närsche Ma?
De wirsch sie doch nit gstole ha?

Und Gärten ab, und Gärten uf,
hen alli Scheie Chäpli uf;
sie stöhn wie großi Here do;
Sie meine 's heigs sust niemes so.
Der Nußbaum het doch au si Sach,
und 's Here Hus und 's Chilche-Dach.

Und wo me luegt, isch Schnee und Schnee,
me sieht kei Stroß und Fuß-Weg meh.
Meng Some-Chörnli, chlei und zart,
lit unterm Bode wohl verwahrt,
und schnei's, so lang es schneie mag,
es wartet uf si Ostertag.

62. Das Folgende ursprünglich so:

i will di friili, Jesis Gott!
i cha 's nit sage, wieni wott;
i will di friili, — jo!

— 18. Here Hus, Pfarrhaus.

Meng Summer-Vögeli schöner Art
lit unterm Bode wohl verwahrt;
es het kei Chummer und kei Chlag,
und wartet uf si Ostertag;
und gangs au lang, er chunnt emol,
und sieder schlofts, und 's isch em wohl.

Und wenn im Frühling 's Schwälmli singt,
und d' Sunne-Wärmi abe dringt,
Potz tausig! wachts in iedem Grab,
und streift si Todte-Hemdli ab.
Wo nummen au e Löchli isch,
schlieft 's Leben use iung und frisch. —

Do fliegt e hungerig Spätzli her!
e Brösli Brod wär si Bigehr.
Es luegt ein so verbärmtli a;
's het sieder nechte nüt meh gha.
Gell Bürstli, sel isch anderi Zit,
wenn 's Chorn in alle Fure lit?

Do hesch! Loß andern au dervo!
Bisch hungerig, chasch wieder cho! —
's muß wohr sy, wie 's e Sprüchli git:
„Sie seihe nit, und ernde nit;
sie hen kei Pflug, und hen kei Joch,
und Gott im Himmel nährt sie doch."

21. Das Haber-Muß.

's Haber-Mueß wär ferig, iez chömmet ihr Chinder und esset!
Betet: Aller Augen — und gent mer ordeli Achtig,
aßich nit am rueßige Tüpfi 's Ermeli schwarz wird.
Esset denn, und segnichs Gott, und wachset und trüeihet!
G'seiht het der Aetti der Haber, und abe g'eget im Früeih-Johr,

Das Haber-Muß, Haferbrei. — 4. Statt der drei folgenden Verse in der dritten Auflage:

D' Haberchörnli het der Aetti zwische de Fuhre
gseiht mit flißiger Hand und abeg'eget im Früeih-Johr.
Aß es g'wachsen isch und zitig worde, für sel cha
euen Aetti nüt, sel thut der Vater im Himmel.

und der himmlisch Vater het gseit: „Jez chasch wieder heim goh,
aß es wachst und zitig wird, für sel willi sorge!"
Denket numme Chinder, es schloft in iedwedem Chörnli
chlei und zart e Chiimli, 's thut nummen au kei Schnüüfli,
nei, es schloft, und seit kei Wort, und ißt nit, und trinkt nit,
biß es in de Fuhre lit, im luckere Bode.
Aber in de Fuhren und in der füechtige Wärmi
wacht es heimli uf us sim verschwiegene Schlöfli,
streckt die zarte Gliedli, und suget am saftige Chörnli,
wie ne Mutter-Chind, 's isch alles, aß es nit briegget.
Siederie wirds größer, und heimli schöner und stärcher,
und schlieft us de Windle, bohrt mittem Würzeli abe,
tiefer aben in Grund, und sucht si Nahrig und findt sie.
Jo und 's stichts der Wundervitz, es möcht doch gern wisse,
wie's au witer oben isch. Gar heimlig und furchtsem
güggelet's zum Boden us — Potz tausig, wie gfallts em!
Uese lieber Herget, er schikt en Engeli abe:
„Bringem e Tröpfli Thau, und sag em fründli Gottwilche!"
Und es trinkt, und 's schmecktem wohl, und 's strekt si gar sölli.
Sieder strehlt si d' Sunnen, und wenn sie gwäschen und gstrehlt isch,
chunnt sie mit der Strikete füre hinter de Berge,
wandlet ihre Weg hoch an der himmlische Land-Stroß,
strikt und lueget aben, aß wie ne fründligi Muetter
no de Chindlene luegt; sie lächlet gegenem Chiimli,
und es thut em wohl, bis tief ins Würzeli abe.
„So ne tolli Frau, und doch so güetig und fründli!"
Aber was sie strickt? He, Gwülch us himmlische Düfte!
's tröpflet scho, ne Sprützerli chunnt, druf regnets gar sölli;
's Chiimli trinkt bis gnug; druf weiht e Lüftli und trocknet's,
und es seit: „Jez gangi nümmen untere Bode,
um ke Pris! Do blibi, geb, was no us mer will werde!"
Esset Chindli, gsegn' es Gott, und wachset und trüeihet!
's wartet herbi Zit ufs Chiimli; Wulken an Wulke
stöhn am Himmel Tag und Nacht, und d' Sunne verbirgt si;
uf de Berge schneit's, und witer nide hurniglet's;
Schocheli schoch, wie schnatteret iez, und briegget mi Chiimli!
und der Boden isch zu, und 's het gar chündigi Nahrig.
„Isch denn d' Sunne gstorbe, seit es, aß sie nit cho will,
oder förcht sie au, es frier' sie? Wäri doch bliebe,

woni gsi bi, still und chlei im mehlige Chörnli,
und deheim im Boden und in der füechtige Wärmi."
Lueget Chinder, so gohts! Der werdet au no sage,
wenn der use chömmet, und unter fremde Lüte
schaffe müent und reble, und Brod und Plunder verdiene:
„Wäri doch deheim by'm Müetterli, hinterem Ofe!"
Tröstich Gott! 's nimmt au en End, und chunnt wieder besser,
wie's im Chimli gangen isch. Am heitere May-Tag
weihts so lau, und d' Sunne stigt so chräftig vom Berg uf,
und sie luegt, was 's Chiimli macht, und git em e Schmützli.
Jez isch em wieder wohl, und 's weiß nit z' blibe vor Freude.

Nootno prange d' Matte mit Gras und farbige Blume;
nootno duftet 's Chriesi-Blust, und grün wird der Pflum-Baum;
nootno wird der Rogge buschig, Weizen und Gerste,
und mi Häberli seit: „Do blibi au nit dehinte!"
Nei er spreitet d' Blättli us — wer het sie echt gwobe?
und iez schießt der Halm — wer tribt in Röhren an Röhre
's Wasser us de Wurzle bis in die saftige Spitze?
Endli schlieft en Aehri us und schwankt in de Lüfte —
Sagmer au e Mensch, wer het an sideni Fäde
do ne Chnöspli ghenkt, und dört mit chünstliche Hände?
d' Engeli, wer sust? Sie wandle zwische de Fuhren
uf und ab, vo Halm zu Halm, und schaffe gar sölli.
Jez hangt Bluest an Bluest am zarte schwankigen Aehri,
und mi Haber stoht, aß wie ne Brüütli im Chilch-Stuhl.
Jez sin zarti Chörnli drinn, und wachsen im Stille,
und mi Haber merkt afange, was es will werde.
D' Chäferli und d' Fliege sie chömme z' Stubete zu'nem,
luege, was er macht, und singen: Eye Popeye!
Jo, und 's Schi'-Würmli chunnt, Potz tausig mittem Laternli,
z'nacht um nüni z' Liecht, wenn d' Fliegen und d' Chäferli schlofe.

Esset Chinder, seg'n es Gott, und wachset und trüeihet!
Sieder het me gheuet, und Chriesi gunne no Pfingste;
sieder het me Pflümli gunne hinterem Garte;
sieder hen si Rocke gschnitte, Weizen und Gerste,
und die arme Chinder hen barfis zwische de Stupfle
gfalleni Aehri glesen, und 's Müüsli hetene ghulfe.

72. z' Stubete cho, bei Tag zum Besuch kommen. — 75. z' Liecht cho, zur Abendzeit auf Besuch kommen.

Druf het au der Haber bleicht. Voll mehligi Chörner
het er gschwankt und gseit: „Jez ischs mer afange verleidet,
und i merk, mi Zit isch us, was thueni ellei do
zwische de Stupfel-Rüben, und zwische de Grumbire-Stude?“
Druf ischs Vreni usen und 's Eferfinli und 's Plunni,
's het si scho a d' Finger gfrore z' morgen und z' obe;
endli isch er cho, und in der staubige Schüre
hen sie'n dröscht vo früeih um zwey bis z' oben um Vieri.
Druf isch's Müllers Esel cho, und hetten in d' Mühli
gholt, und wieder brocht, in chleini Chörnli vermahle,
und mit feister Milch vom iunge fleckige Chüeihli
hetten 's Müetterli g'chocht im Tüpfi — Geltet, 's isch gut gsi?
Wüschet d' Löffel ab, und bett eis: Danket dem Heren —
und iez göhnt in d' Schul, dört hangt der Oser am Simse!
Fall mer keis, gent achtig, und lehret, was menich ufgit!
Wenn der wieder chömmet, se chömmetder Zibbertli über.

---

22. Wächterruf.

Loset, was i euch will sage!
D' Glocke het Zehni gschlage.
Jez betet, und iez göhnt ins Bett,
und wer e rüeihig Gwisse het,
schloft sanft und wohl! Im Himmel wacht
e heiter Aug die ganzi Nacht.

Loset, was i euch will sage!
D' Glocke het Oelfi gschlage.
Und wer no an der Arbet schwitzt,
und wer no by de Charte sizt,
dem bieti iez zum leztemol.
's isch hochi Zit! Und schlofet wohl!

Loset, was i euch will sage!
D' Glocke het Zwölfi gschlage.
Und wo no in der Mitternacht
e Gmüeth in Schmerz und Chummer wacht,
se geb der Gott e rüeihige Stund,
und mach di wieder froh und gsund!

Loset, was i euch will sage!
D' Glocke het Eis gschlage.
Und wo mit Satans G'heiß und Noth
e Dieb uf dunkle Pfade goht,
— i wills nit hoffe, aber gschiehts —
Gang heim! Der himmlisch Richter sieht's.

Loset, was i euch will sage!
D' Glocke het Zwey gschlage.
Und wem schon wieder, eb's no tagt,
die schweri Sorg am Herze nagt,
du arme Tropf, di Schlof isch hi'!
Gott sorgt! Es wär nit nöthig gsi.

Loset, was i euch will sage,
D' Glocke het Drü gschlage.
Die Morgestund am Himmel schwebt,
und wer im Friede der Tag erlebt,
dank Gott, und faß e frohe Mueth,
und gang ans Gschäft, und — halt di guet!

---

23. Der Bettler.

En alte Ma, en arme Ma,
er sprichtich um e Wohlthat a!
e Stückli Brod ab euem Tisch,
wenns eue guete Willen isch!
He io, dur Gotts Wille!
In Sturm und Wetter arm und blos
gibore bini uf der Stroß,
und uf der Stroß in Sturm und Wind
erzogen, arm, e Bettelchind.
Druf woni chräftig worde bi,
und d' Eltere sin gstorbe gsi,
se hani denkt: Saldate-Tod
isch besser, weder Bettelbrod.
I ha in schwarzer Wetternacht
vor Laudons Zelt und Fahne gwacht
i bi bym Paschal Paoli

in Corsika Draguner gsi,
und gfochte hani, wie ne Ma,
und Bluet an Gurt und Sebel g'ha.
I bi vor menger Batterie,
i bi in zwenzig Schlachte gsi,
und ha mit Treu und Tapferkeit
dur Schwerdt und Chugle 's Lebe treit.
Z'letzt hen sie mi mit lahmem Arm
ins Elend gschickt. Das Gott erbarm!
He io, dur Gotts Wille!

Vergeltsder Gott, und dankder Gott
du zarten Engel wiiß und roth,
und geb der Gott e brave Ma!
Was luegsch mi so biwegli a?
Hesch öbben au e Schatz im Zelt,
mit Schwerdt und Roß im wite Feld?
Biwahr di Gott vor Weh und Leid,
und geb dim Schatz e sicher Gleit,
und bring der bald e gsunde Ma!
's goht ziemli scharf vor Mantua,
's cha sy, i chönnt der Meldig ge.
Was luegsch mi a, und wirsch wie Schnee,
und seisch nit: „Henk di Bettelgwand,
di falsche graue Bart an d' Wand?"
Jez bschau mi recht, und chennsch mi no?
Geb Gott, i seig Gottwilche do!

Her Jesis, der Friedli, mi Friedli isch do!
Gottwilche, Gottwilche, wohl chenni di no!
Wohl het mi bigleitet di liebligi Gstalt,
uf duftige Matten, im schattige Wald.
Wohl het di bigleitet mi b'chümmeret Herz
dur Schwerdter und Chugle mit Hofnig und Schmerz,

26. Danach in der dritten Auflage:

Chum arme Ma!
i gunn der 's, wienis selber ha.
Und helf der Gott us diner Noth,
und tröst' di, bis es besser goht.

— 36. Kämpfe um Mantua in den letzten Jahren des vorigen Jahrhunderts.

und briegget und bettet. Gott het mer willfahrt,
und het mer mi Friedli und het mer en gspart.
Wie chlopfts mer im Buese, wie bini so froh!
O Muetter, chumm weidli, mi Friedli isch do!

24. Der Storch.

Nach dem Frieden.

Willkumm Her Storch! bisch au scho do,
und schmecksch im Weiher d' Frösche scho?
Und meinsch der Winter heig si Sach,
und 's besser Wetter chömm alsgmach?

He io, der Schnee gieng überal;
me meint, es werd scho grün im Thal.
Der Himmel isch so rein und blau,
und 's weiht ein a so mild und lau. —

Nei loset, wiener welsche cha!
Verstoht men au ne Wörtli dra?
Drum chunnt er über Strom und Meer
us wite fremde Ländere her.

Was bringsch denn Neu's us Afrika?
Sie hen gwis au so Umständ gha,
und d' Büchse gspannt, und d' Säbel g'wezt,
und Freiheits-Bäum vor d' Chilche gsezt?

De hesch so rothi Strümpfli a.
Isch öbbe Blut vom Schlachtfeld dra?
Wo hesch die schwarze Fegge gno?
Bisch öbbe z'nooch an d' Flamme cho?

Um das hättsch über Land und Meer
nit reise dörfe hi und her
vom Rhi'-Strom bis in Afrika;
de hättschs io in der Nööchi g'ha.

Der Storch. S. die Anm. zu „Freude in Ehren" S. 25. — 5. gieng ist Konjunktiv: der Schnee wäre überall verschwunden.

Mer wüsse leider au dervo,
und mengi Wunde blutet no,
und 's drukt no menge Chummer schwer,
und menge schöne Trog isch leer.

Und witer an den Alpe hi
ischs, Gott erbarms, no ärger gsi,
und Weh und Ach het usem Wald
und us de Berge widerhallt.

Ans Wilhelm Telle Freiheits-Hut
hangt menge Tropfe Schwitzerblut.
Wie hets nit ummen blizt und g'chracht,
und dunderet in der Wetter-Nacht!

Doch öbben in der Wetter-Nacht
het Gottis Engel au no gwacht —
Was peppersch? Mer verstöhn di nit!
Schwetz dütli, wenn de rede witt!

Gang, hol ein 's Becke Chasperli!
Er isch e Rung im Welschland gsi;
er het emol go Vivis gschmekt,
und wie der Storch si Schnabel g'strekt.

25. Zur Zeit von Moreaus Rückzug (1796) befand sich Hebel im badischen Oberlande. — 36. Statt der folgenden vier Strophen in der dritten Auflage:

Doch öbben in der Wetter-Nacht
het Gottis Engel au no g'wacht.
„Jo frili," seit er, „Chlip und Chlap!"
und schwenkt den Schnabel uf und ab.

Gang Mutter, und heiß 's Büebli cho!
Lueg Chind, di Storch isch wieder do!
Sag: Grüß di Gott! Was bringsch mer mit?
I glaub, bym Bluest, er chennt di nit.

's macht's, weil d' so groß und sufer bisch,
und 's Löckli chrüser worden isch.
Fern hesch no so ne Jüppli gha,
iez hesch scho gstreifti Hösli a.

Er pepperet no alliwil,
und 's schint, er wiß no sölli viel.
Es goht em au, wie mengem Ma,
er het si Gfalle selber bra.

— 43. Vivis ist Vevey.

Und welsche chaner, 's isch e Gruus;
es blibt ke Wentelen im Hus,
und 's Glas stoht an de Fenstern ab;
wer weiß, verstoht er Chlip und Chlap!

Zwor würd' er anderi Gschäfte ha;
er martschet näume, wenn er cha.
„Jez Chrütz im Baum, und Sakertie!
ne Mos verspielt! Potz Mundie!" —

's isch gnug, Her Storch! Mer wüsse's scho,
und was de seisch, mer glaube's io!
Es freut di au, aß 's Dorf no stoht,
und alles gsund isch — dank der Gott!

's isch au nit alles grad und recht,
und 's Nochbers Chind isch sölli schlecht;
mi Gschwey het hinecht bynem gwacht,
's het Gichter gha die ganzi Nacht.

Sust möchts, Gottlob, so ziemli go,
und 's Feld=Picket isch nümme do;
wo Lager gsi sin Zelt an Zelt,
goht iez der Pflug im Ackerfeld.

Und der, wo d' Storche heißet cho,
und d' Rabe nährt, isch au no do;
er schafft den Arme Brod ins Hus,
und heilt die alte Presten us.

Und wo me luegt, und luege cha,
se lächlet ein der Frieden a,
wie Morgeliecht, wenn d' Nacht vergoht,
und d' Sunne hinter de Tanne stoht.

Gang lueg e wenig d' Gegnig a!
J glaub, de wirsch e Gfalle ha.
Mi Matten isch der wol bikannt,
am Brunnen abe linker Hand.

52. Potz Mundie, mon dieu! — 57. Die Strophe fehlt in der dritten Auflage.

Und triffsch am Bach e Fröschli a,
sen ischs der gunnt. Verstick nit dra!
Und, was i bitt, loß d' Imme goh!
Mi Große seit, sie fliege scho.

---

25. Sonntagsfrühe.

Der Samstig het zum Sunntig gseit:
„Jez hani alli schlofe gleit;
sie sin vom Schaffe her und hi
gar sölli müed und schlöfrig gsi,
und 's gohtmer schier gar selber so,
i cha fast uf ke Bei me stoh."

So seit er, und wo's Zwölfi schlacht,
se sinkt er aben in d' Mitternacht.
Der Sunntig seit: „Jez ischs an mir!"
Gar still und heimli bschließt er d' Thür;
er düselet hinter de Sterne no,
und cha schier gar nit obsi cho.

Doch endli ribt er d' Augen us,
er chunnt der Sunn an Thür und Hus;
sie schloft im stille Chämmerli;
er pöpperlet am Lädemli;
er rüeft der Sunne: „d' Zit isch do!"
Sie seit: „I chumm enanderno!" —

Und lisli uf de Zeche goht,
und fründli uf de Berge stoht
der Sunntig, und 's schloft alles no;
es sieht und hört en niemes goh;
er chunnt ins Dorf mit stillem Tritt,
und winkt im Guhl: „Verroth mi nit!"

Und wemmen endli au verwacht,
und gschlofe het die ganzi Nacht,

Sonntagsfrühe. S. die Anm. zu „Freude in Ehren" S. 25.



se stoht er do im Sunne-Schi',
und luegt eim zu de Fenstren i
mit sinen Auge mild und gut,
und mittem Meyen uffem Hut.

Drum meint ers treu, und was i sag,
es freut en wemme schlofe mag,
und meint es seig no dunkel Nacht,
wenn d' Sunn am heitere Himmel lacht;
drum isch er au so lisli cho,
drum stoht er au so liebli do.

Wie glitzeret uf Gras und Laub
vom Morgethau der Silberstaub!
Wie weiht e frische Mayeluft,
voll Chriesi-Blust und Schleche-Duft!
Und d' Immli sammle flink und frisch,
sie wüsse nit, aß 's Sunntig isch.

Wie pranget nit im Garte-Land
der Chriesi-Baum im Maye-Gwand,
Gel Veieli und Tulipa,
und Sterneblume nebe dra,
und gfüllti Zinkli blau und wiiß,
me meint, me lueg ins Paredies!

Und 's isch so still und heimli do,
men isch so rüeihig und so froh!
me hört im Dorf kei Hüst und Hott;
e Gute Tag! und Dank der Gott!
und 's git gottlob e schöne Tag!
isch alles, was me höre mag.

Und 's Vögeli seit: „Frili io!
Potz tausig, io, er isch scho do:
Er dringtmer scho im Himmels-Glast
Dur Bluest und Laub in Hurst und Nast!"
Und 's Distelzwigli vorne dra
het 's Sunntig-Röckli au scho a.

Sie lüte weger 's Zeiche scho,
der Pfarer, schints, well zitli cho.
Gang, brechmer eis Aurikli ab,
verwüschet mer der Staub nit drab,
und Chüngeli, leg di weidli a,
de muesch derno ne Meie ha!

26. Auf einem Grabe.

Schlof wohl, schlof wohl im chüele Bett!
De ligsch zwor hert uf Sand und Chies;
doch spürts di müede Rucke nit.
Schlof sanft und wohl!

Und 's Deckbett lit der, dick und schwer
in d' Höchi gschüttlet, uffem Herz;
Doch schlofsch im Friede, 's druckt di nit.
Schlof sanft und wohl!

De schlofsch und hörsch mi Bhütdi Gott,
de hörsch mi sehnli Chlage nit.
Wärs besser, wenn de 's höre chönntsch?
Nei, weger nei!

O 's isch der wohl, es isch der wohl!
Und wenni numme by der wär,
se wär scho alles recht und gut.
Mer toltenis!

De schlofsch und achtisch 's Unrueih nit
im Chilche-Thurn die langi Nacht,
und wenn der Wächter Zwölfi rüeft
im stille Dorf.

Und wenns am schwarze Himmel blizt,
und Gwülch an Gwülch im Donner chracht
se fahrtder 's Wetter über's Grab
und weckt di nit.

Und was di früeih im Morgeroth
bis spot in d' Mittnacht bchümmert het,
Gottlob, es ficht di nümmen a
im stille Grab.

Es isch der wohl, o 's isch der wohl!
und alles was de glitte hesch,
Gottlob und Dank, im chüele Grund
thuts nümme weh.

Drum, wenni numme by der wär,
se wär io alles recht und gut;
iez sitzi do, und weiß kei Trost
mi'm tiefe Schmerz.

Doch öbbe bald, wenns Gottswill isch,
se chunnt mi Samstig z' oben au,
und druf, se grabt der Nochber Chlaus
mir au ne Bett.

Und wenni lig, und nümme schnuuf,
und wenn sie 's Schloflied gsunge hen,
se schüttle sie mer 's Deckbett uf,
und — Bhütdi Gott!

I schlof derno so sanft wie du,
und hör' im Chilch-Thurn 's Unrueih nit!
mer schlofe, bis am Sunntig früeih
der Morge thaut.

Und wenn emol der Sunntig tagt,
und d' Engel singe 's Morgelied,
se stöhn mer mit enanderno uf,
erquickt und gsund.

Und 's stoht e neui Chilche do,
hel funklet sie im Morgeroth.
Mer göhn, und singen am Altar
's Hallelujah!

27. Der Wächter in der Mitternacht.

„Loset, was i euch will sage!
D' Glocke het zwölfi gschlage."

Wie still isch alles! Wie verborgen isch,
was Lebe heißt, im Schoß der Mitternacht
uf Stroß und Feld! Es tönt kei Mensche-Tritt;
es fahrt kei Wagen us der Ferni her;
kei Husthür gahret, und kei Othem schnuft,
und nit emol e Möhnli rüeft im Bach.
's lit alles hinterm Umhang iez und schloft,
und öb mit liichtem Fuß und stillem Tritt
e Geist vorüber wandlet, weißi nit.
Doch was i sag! ruuscht nit der Tiich? Er schießt
im Leerlauf ab am müede Mühli-Rad;
und näume schliicht der Iltis unterm Dach
de Tremle no, und lueg, do obe zieht
vom Chilchthurn her en Uehl im stille Flug
dur d' Mitternacht, und hangt denn nit im Gwülch
die große Nacht-Laterne dört, der Mond?
Still hangt sie dört, und d' Sterne flimmere,
wie wemmen in der dunkle Rege-Nacht,
vom wite Gang ermattet, uf der Stroß
an d' Heimeth chunnt, no keini Dächer sieht
und numme do und dört e fründli Liecht.
Wie wirds mer doch uf eimol so kurios?
wie wirds mer doch so weich um Brust und Herz?
As wenni briegge möcht, weiß nit worum?
as wenni 's Heimweh hätt, weiß nit — no was?

„Loset, was i euch will sage!
D' Glocke het zwölfi gschlage.
Und ischs so schwarz und finster do,
se schine d' Sternli no so froh:
und us der Heimeth chunnt der Schi';
's muß lieblig in der Heimeth sy!"

Was willi? willi übere Chilchhof goh
ins Unterdorf? Es isch mer d' Thür seig off,

as wenn die Todten in der Mitternacht
us ihre Gräbere giengen, und im Dorf
e wenig luegten, öb no alles isch
wie almig. 's isch mer doch bis dato ken
bigegnet, aß i weiß. Denkwol i thue's,
und rüef de Todte — Nei sel thueni nit!
Still willi uf de stille Gräbere goh!
Sie hen io d' Uhr im Thurn, und weißi denn,
isch au scho ihri Mitternacht verbey?
's cha sy, es fallt no dunkler alliwil
und schwärzer uf sie abe — d' Nacht isch lang;
's cha sy, es zuckt e Streifli Morgeroth
scho an de Bergen uf — i weiß es nit.

Wie ischs so heimli do? Sie schlofe wohl!
Gott gunnene's! — e bizli schuderig,
sel läugni nit; doch isch nit alles tod.
I hör io 's Unrueih in der Chilche; 's isch
der Pulz der Zit in ihrem tiefe Schlof,
und d' Mitternacht schnuft vo de Berge her.
Ihr Othem wandlet über d' Matte, spielt
dört mittem Tschäubbeli am grüne Nast,
und pfift dur d' Scheie her am Gartehag.
Sie chuuchet füecht an d' Chilche-Mur und chalt;
die lange Fenster schnattere dervo
und 's lopperig Chrütz. Und lueg, do lüftet sie
en offe Grab! — Du guten alte Franz
se hen sie der di Bett scho gmacht im Grund,
und 's Deckbett wartet uf di nebe dra,
und d' Liechtli us der Heimeth schine dri!

He nu, es gohtis alle so; der Schlof
zwingt ieden uffem Weg, und eb er gar
in d' Heimeth dure chunnt; doch wer emol
si Bett im Chilchhof het, Gottlob er isch
zum letzte mol do niden übernacht;
und wenn es taget, und mer wachen uf,
und chömmen use, hemmer nümme wiit,
e Stündli öbben, oder nitemol. —

Se stolperi denn au no d' Stäpfli ab,
und bi so nüechter bliebe hinechtie.

„Loset, was i euch will sage!
D' Glocke het zwölfi gschlage.
Und d' Sternli schine no so froh,
und us der Heimeth schimmerts so;
und 's isch no um e chleini Zit,
Vom Chilchhof seigs gwiß nümme wiit.“

Wo bini gsi? wo bini echterst iez?
e Stäpfli uf, e Stäpfli wieder ab,
und witers nüt? Nei weger witers nüt!
Isch nit 's ganz Dörfli in der Mitternacht
e stille Chilchhof? Schloft nit alles do,
wie dört vom lange müede Wachen us,
vo Freud und Leid, und lit in Gottis Hand,
do unterm Strau-Dach, dört im chüele Grund,
und warte, biß es taget um sie her?

He, 's würd io öbbe! Und wie lang und schwarz
au d' Nacht vom hoche Himmel abe hangt,
verschlofen isch der Tag deswege nie;
und bißi wieder chumm, und no ne mol,
so gen mer d' Gühl scho Antwort, wenni rüef,
se weiht mer scho der Morgeluft ins Gsicht.
Der Tag verwacht im Tanne-Wald, er lüpft
alsgmach der Umhang obsi; 's Morgeliecht
es rieslet still in d' Nacht, und endli wahlt's
in goldne Strömen über Berg und Thal;
es zuckt und wacht an allen Orte; 's goht
e Lade do und dört e Husthür uf,
und 's Lebe wandlet use frey und froh.

Du liebi Seel, was wirds e Fyrtig sy,
wenn mit der Zit di lezti Nacht versinkt,
wenn alli goldne Sterne groß und chlei,
und wenn der Mond und 's Morgeroth und d' Sunn
in Himmels-Liecht verrinnen, und der Glast
bis in die tiefe Gräber abe dringt,
und d' Muetter rüeft de Chindlene: „'s isch Tag!“

und alles usem Schlof verwacht, und do
ne Laden uf goht, dört e schweri Thür!
Die Todten luegen use iung und schön.
's het menge Schade gutet übernacht,
und menge tiefe Schnatte biß ins Herz
isch heil. Se luegen use gsund und schön,
und tunke 's Gsicht in Himmels-Luft; sie stärkt
bis tief ins Herz — Du alte Nar, was briegsch?

„Loset, was i euch will sage!
D' Glocke het zwölfi gschlage.
Und d' Liechtli brennen alli no;
der Tag will iemerst no nit cho.
Doch Gott im Himmel lebt und wacht,
er hört wohl, wenn es Vieri schlacht!"

---

28. Der zufriedene Landmann.

Denkwol, iez lengi au in Sack,
und trink e Pfifli Rauchtuback,
und fahr iez heim mit Eg und Pflug,
der Laubi meint scho lang, 's wär gnug.

Und wenn der Kayser usem Roth
in Feld und Forst ufs Jage goht,
se lengt er eben au in Sack,
und trinkt e Pfifli Rauchtuback.

Doch trinkt er wenig Freud und Lust,
es isch em näume gar nit iust.
Die goldne Chrone drucke schwer;
's isch nit, aß wenns e Schie-Hut wär.

Wohl goht em menge Batzen i,
doch will au menge gfuttert sy;
und woner lost isch Bitt und Bitt,
und alli tröste chaner nit.

117. In der dritten Auflage:
bis tief ins Herz — o wenns doch bald so chäm!

Und wenn er hilft, und sorgt und wacht
vom früeihe Morge bis in d' Nacht,
und meint, iez heiger alles tho,
se het er erst kei Dank dervo.

Und wenn, vom Treffe blutig roth,
der Jenneral im Lager stoht,
se lengt er endli au in Sack,
und trinkt e Pfifli Rauchtuback.

Doch schmeckts em nit im wilde Gwühl,
by'm Ach und Weh und Saitespiel;
er het thurnieret um und um,
und niemes will en lobe drum.

Und Fürio und Mordio
und schweri Wetter ziehnem no;
do lit der Granedier im Blut,
und dört e Dorf in Rauch und Glut.

Und wenn in d' Meß mit Gut und Geld
der Chaufher reist im wite Feld,
se lengt er eben au in Sack,
und holt si Pfifli Rauchtuback.

Doch schmeckts der nit, du arme Ma!
Me sieht der dini Sorgen a,
unds Ei mol eis, es isch e Gruus,
es luegt der zu den Augen us.

De treisch so schwer, es thut der weh;
Doch hesch nit gnug, und möchtsch no me,
und weisch io nit, wo ane mit;
drum schmeckt der au di Pfifli nit.

Mir schmeckts, Gottlob, und 's isch mer gsund;
der Weize lit im füechte Grund,
und mittem Thau im Morgeroth,
und mit sim Othem segnets Gott.

Und 's Anne Meili flink und froh,
es wartet mit der Suppe scho,
und d' Chinderli am chleine Tisch,
me weiß nit, welles 's fürnehmst isch.

Drum schmeckt mer au mi Pfifli wohl;
denkwol, i füllmers no ne mol!
Zum frohe Sinn, zum freie Muth,
und heimetzu schmeckt alles gut.

---

29. Die Vergänglichkeit.

(Gespräch auf der Straße nach Basel zwischen Steinen und Brombach, in der Nacht.)

Der Bub seit zum Aetti:

Fast allmol, Aetti, wenn mer 's Röttler Schloß
so vor den Auge stoht, se denki dra,
öbs üsem Hus echt au e mol so goht.
Stohts denn nit dört, so schuderig, wie der Tod
im Basler Todtetanz? Es gruset mer,
wie länger aßi 's bschau. Und üser Hus,
es sizt io wie ne Chilchli uffem Berg,
und d' Fenster glitzeren, es isch e Staat.
Schwetz Aetti, gohts em echterst au no so?
I mein emol, es chönn schier gar nit sy.

Der Aetti seit:

Du gute Burst, 's cha frili sy, was meinsch?
's chunnt alles iung und neu, und alles schlicht
im Alter zu, und alles nimmt en End,
und nüt stoht still. Hörsch nit, wie 's Wasser ruuscht,
und siehsch am Himmel obe Stern an Stern?
Me meint, vo alle rühr si kein, und doch
ruckt alles witers, alles chunnt und goht.
Je, 's isch nit anderst, lueg mi a, wie d' witt.
De bisch no iung; närsch, i bi auch so gsi,

1. Röttler Schloß, Burgruine, eine schwache Stunde oberhalb Lörrach auf dem rechten Ufer der Wiese.

iezt würds mer anderst, 's Alter, 's Alter chunnt,
und woni gang, go Gresgen oder Wies,
in Feld und Wald, go Basel oder heim,
's isch einerley, i gang im Chilchhof zu, —
briegg, alder nit! — und biß de bisch wien ich,
e gstandene Ma, se bini nümme do,
und d' Schof und Geiße weide uf mi'm Grab.
Jo wegerli, und 's Hus wird alt und wüst;
der Rege wäscht der's wüster alli Nacht,
und d' Sunne bleicht der's schwärzer alli Tag,
und im Vertäfer popperet der Wurm.
Es regnet no dur d' Bühne ab, es pfift
der Wind dur d' Chlimse. Drüber thuesch du au
no d' Auge zu; es chömme Chindes-Chind,
und pletze dra. Z'lezt fuults im Fundement,
und 's hilft nüt me. Und wemme nootno gar
zweytusig zehlt, isch alles zsemme g'keit.
Und endli sinkt 's ganz Dörfli in si Grab.
Wo d' Chilche stoht, wo 's Vogts und 's Here Hus,
goht mit der Zit der Pflug —

Der Bub seit:

Nei, was de seisch!

Der Aetti seit:

Je, 's isch nit anderst, lueg mi a, wie d' witt!
Isch Basel nit e schöni tolli Stadt?
's sin Hüser drin, 's isch mengi Chilche nit
so groß, und Chilche, 's sin in mengem Dorf
nit so viel Hüser. 's isch e Volchspiel, 's wohnt
e Richthum drinn, und menge brave Her,
und menge, woni gchennt ha, lit scho lang
im Chrütz-Gang hinterm Münster-Platz und schloft.
's isch eithue, Chind, es schlacht e mol e Stund,
goht Basel au ins Grab, und streckt no do
und dört e Glied zum Boden us, e Joch,
en alte Thurn, e Giebel-Wand; es wachst
do Holder druf, do Büechli, Tanne dört,
und Moos und Farn, und Reiger sitze druf —
's isch schad derfür! — und sin bis dörthi d' Lüt

so närsch wie iez, se göhn au Gspenster um,
der Sulger, wo die arme Bettel-Lüt
vergelstert het, der Lippi Läppeli,
und was weis ich, wer meh. Was stoßisch mi?

Der Bub seit:

Schwetz lisli Aetti, bis mer über d' Bruck
do sin, und do an Berg und Wald verbey!
Dört obe iagt e wilde Jäger, weisch?
Und lueg, do niden in de Hürste seig
gwiß 's Eyer-Meidli g'lege, halber ful,
's isch Johr und Tag. Hörsch, wie der Laubi schnuft?

Der Aetti seit:

Er het der Pfnüsel! Seig doch nit so närsch!
Hüst Laubi, Merz! — und loß die Todte go,
's sin Nare-Posse! — Je, was hani gseit?
Vo Basel, aß es au e mol verfallt. —
Und goht in langer Zeit e Wanders-Ma
ne halbi Stund, e Stund wit dra verbey,
se luegt er dure, lit ke Nebel druf,
und seit si'm Camerad, wo mittem goht:
„Lueg, dört isch Basel gstande! Selle Thurn
isch d' Peters-Chilche gsi, 's isch schad derfür!"

Der Bub seit:

Nei Aetti, ischs der Ernst, es cha nit sy?

Der Aetti seit:

Je 's isch nit anderst, lueg mi a, wie d' witt,
und mit der Zit verbrennt di ganzi Welt.
Es goht e Wächter us um Mitternacht,
e fremde Ma, me weiß nit, wer er isch,
er funklet, wie ne Stern, und rüeft: „Wacht auf!
Wacht auf, es kommt der Tag!" — Drob röthet si
der Himmel, und es dundert überal,
z'erst heimli, alsgmach lut, wie sellemol
wo Anno Sechsenünzgi der Franzos

55. Statt der beiden folgenden Verse in der dritten Auflage:
d' Frau Faste, 's isch mer iez sie fang scho a,
me seits emol, der Lippi Läppeli.

so uding gschoße het. Der Bode wankt,
aß d' Chilch-Thürn guge; d' Glocke schlagen a,
und lüte selber Bet-Zit wit und breit,
und alles betet. Drüber chunnt der Tag;
o, bhütis Gott, me brucht ke Sunn derzu,
der Himmel stoht im Bliz, und d' Welt im Glast.
Druf gschieht no viel, i ha iez nit der Zit;
und endli zündets a, und brennt und brennt,
wo Boden isch, und niemes löscht; es glumst
zlezt selber ab. Wie meinsch, siehts us derno?

Der Bub seit:

O Aetti, sag mer nüt me! Zwor wie gohts
de Lüte denn, wenn alles brennt und brennt?

Der Aetti seit:

Närsch, d' Lüt sin nümme do, wenns brennt, sie sin —
wo sin sie? Seig du frumm, und halt di wohl,
geb, wo de bisch, und bhalt di Gwisse rein!
Siehsch nit, wie d' Luft mit schöne Sterne prangt!
's isch iede Stern verglichlige ne Dorf,
und witer oben isch e schöni Stadt,
me sieht sie nit vo do, und haltsch di gut,
se chunnsch in so ne Stern, und 's isch der wohl,
und findsch der Aetti dört, wenns Gottswill isch,
und 's Chüngi selig, d' Mutter. Oebbe fahrsch
au d' Milchstroß uf in die verborgeni Stadt,
und wenn de sitwärts abe luegsch, was siehsch?
e Röttler Schloß! Der Belche stoht verchohlt,
der Blauen au, as wie zwee alti Thürn,
und zwische drinn isch alles use brennt,
bis tief in Boden abe. D' Wiese het
ke Wasser meh, 's isch alles öd und schwarz
und todtestill, so wit me luegt — das siehsch,
und seisch di'm Cammerad, wo mitder goht:
„Lueg, dört isch d' Erde gsi, und selle Berg
het Belche gheiße! Nit gar wiit dervo
isch Wisleth gsi, dört hani au scho glebt,

101. verglichlige ne Dorf, mit einem Dorf zu vergleichen.

und Stiere g'wettet, Holz go Basel gführt,
und brochet, Matte g'raust, und Liecht-Spöh' gmacht,
und gvätterlet, biß an mi selig End,
und möcht iez nümme hi." — Hüst Laubi, Merz!

---

30. Der Jenner.

Im Aetti sezt der Oehldampf zu.
Mer chönnte 's Aempeli use thue,
und d' Läden uf. Der Morge-Schi'
blickt scho zum runde Nastloch i. —
O lueget doch, wie chalt und roth
der Jenner uf de Berge stoht.

Er seit: „I bi ne b'liebte Ma,
der Stern am Himmel lacht mi a!
Er glitzeret vor Lust und Freud,
und mueß er furt, sen ischs em Leid;
er luegt mi a, und cha 's nit lo,
und würd byzite wieder cho.

„Und unter mer in Berg und Thal,
wie flimmerets nit überal!
An allen Ende Schnee und Schnee;
's isch alles mir zu Ehre gscheh,
und woni gang im wite Feld,
sin Stroße bahnt, und Brucke gstellt."

Er seit: „I bi ne frische Ma,
i ha ne lustig Tschöpli a,
und rothi Backe bis ans Ohr,
e heiter Aug und Duft im Hoor,
ke Wintergfrist, ke Gliederweh,
und woni gang, se chracht der Schnee."

Er seit: „I bi ne gschickte Ma,
lueg, wieni überzuckere cha!
I chuuch, und an de Hürste hangts,
und an de zarte Birche schwankts.

Der Zuckerbeck mit gschickter Hand,
mit Geld und Gut wär's nit im Stand.

„Jez lueg au dini Schiben a,
und wieni Helgli chritzle cha!
Do hesch e Blüemli, wenns der gfallt,
do hesch e ganze Tannewald!
Der Früehlig chönnts nit halber so,
's isch mit der Farb nit alles tho."

Er seit: „I bi ne starche Ma,
und zwing mi näumer, wenn er cha!
Der Forster gstablet uf der Jacht,
der Brunntrog springt, der Eichbaum chracht.
D' Frau Sunne mittem Gsichtli rund,
het 's Herz nit, aß sie füre chunnt." —

's isch wohr, me weiß nit, was sie tribt,
und wo sie alli Morge blibt.
Wie länger Nacht, wie spöter Tag,
wie besser, aß sie schlofe mag,
und blieb es bis um Zehni Nacht,
se chäm sie erst, wenns Oelfi schlacht.

Nei het sie's ghört? Dört chunnt si io!
Me meint, 's brenn alles liechterloh! —
Sie stoht im chalte Morgeluft,
sie schwimmt im rothe Nebelduft.
Zeig, chuuch e wenig d' Schiben a,
's isch, aß me besser luege cha!

Der Nebel woget uf und ab,
und d' Sunne chämpft, sie loßt nit ab. —
Jez het sie 's gunne. Wit und breit
strahlt ihri Pracht und Herlichkeit.
O lueg, wie's über d' Dächer wahlt,
am Chilche-Fenster, lueg, wies strahlt.

Der Jenner sezt si Arm in d' Huft,
er rukt am Hut, und schnellt in d' Luft.

Der Jenner seit: „I förch di nit!
Chumm, wenn de mit mer baschge witt!
Was gilts, de würsch byzite goh,
und rüehmsch dim Büeble nit dervo!"

Je 's wär wol hübsch und liebli so,
im warme Stübli gfallts eim scho.
Doch mengi Frau, das Gott erbarm,
sie nimmt ihr nackig Chind in d' Arm,
sie het em nüt um d' Gliedli z' thue,
und wicklet's mittem Fürtuech zu.

Sie het kei Holz, und het kei Brod,
si sizt und chlagts im liebe Gott.
Gfriert Stei und Bei, wohl thaut der Schmerz
no Thränen uf im Muetterherz.
Der Jenner isch e ruuche Ma,
er nimmt si nüt um d' Armeth a.

Gang bring der arme Fischer=Lis'
e Säckli Mehl, e Hemdli wiß,
nimm au ne Wellen oder zwo,
und sag, sie soll au zuenis cho,
und Weihe hole, wenni bach,
und decket iez der Tisch alsgmach.

---

31. Der Knabe im Erdbeerschlag.

E Büebli lauft, es goht in Wald
am Sunntig Nomittag;
es chunnt in d' Hürst und findet bald
Erberi Schlag an Schlag;
es günnt und ißt si halber z' tod,
und denkt: „Das isch mi Obebrod."

Der Knabe im Erdbeerschlag. Im Wochenblatt für das Land Breisgau vom 9. Oktober 1802 als „zweite Probe" abgedruckt, mit einigen Abweichungen des Textes.

Und wie nes ißt, se ruuschts im Laub;
es chunnt e schöne Chnab.
Er het e Rock, wie Silberstaub,
und treit e goldige Stab;
er glänzt wie d' Sunn am Schwitzer-Schnee;
si lebelang hets nüt so gseh.

Druf redt der Chnab mi Büebli a:
„Was ißisch, i halts mit?“ —
„He, nüt,“ seit 's Büebli, luegt en a,
und lüpft si Chäppli nit.
Druf seit der Chnab: „He, ißisch nüt,
Du grobe Burst, se battet 's nüt!“

Verschwunden isch mi Chnab, unds stöhn
die nöchste Hürst im Duft;
drus fliegt en Engeli wunderschön
uf in die blaue Luft,
und 's Büebli stoht, und luegt em no,
und chrazt im Hoor, und lauft dervo.

Und sieder isch kei Sege meh
im Beeri-Esse gsi.
I ha mi lebtig nüt so gseh,
sie bschießen ebe nie.
Iß hampflevoll, so viel de witt,
sie stille der di Hunger nit!

Was gibi der für Lehre dri?
Was seisch derzu? Me mueß
vor fremde Lüte fründli si
mit Wort und Red und Grueß,
und 's Chäppli lüpfe z' rechter Zit
sust het me Schimpf und chunnt nit wit.

32. Die Spinne.

Nei lueget doch das Spinnli a,
wie 's zarti Fäde zwirne cha!
Bas Gvatter meinsch, chasch's au ne so?
De wirsch mers, traui, blibe lo.
Es machts so subtil und so nett,
i wott nit, aßi 's z' hasple hätt.

Wo het's die fini Riste g'no,
by wellem Meister hechle lo?
Meinsch, wemme 's wüßt, e mengi Frau,
sie wär so gscheit, und holti au!
Jez lueg mer, wie 's si Füeßli sezt,
und spinne will, und d' Finger nezt.

Es zieht e lange Faden us,
es spinnt e Bruck ans Nochbers Hus,
es baut e Land-Stroß in der Luft,
morn hangt sie scho voll Morgeduft,
es baut e Fußweg nebe dra,
's isch, aß es ehne dure cha.

Es spinnt und wandlet uf und ab,
Potz tausig, im Gallop und Trap! —
Jez gohts ring um, was hesch, was gisch!
Siehsch, wie ne Ringli worden isch!
Jez schießt's die zarte Fäden i.
Wirds öbbe solle gwobe sy?

Es isch verstuunt, es haltet still,
es weiß nit recht, wo 's ane will.
's goht weger z'ruck, i sieh 's em a;
's muß näumis rechts vergesse ha.
„Zwor, denkt es, sel pressiert io nit,
i halt mi nummen uf dermit."

Die Spinne. Hebels Lieblingsgedicht.

Es spinnt und webt, und het kei Rast,
so glichlig, me verluegt si fast
Und 's Pfarers Christoph het no gseit,
's seig iede Fade zseme gleit.
Es mueß ein guti Auge ha,
wers zehlen und erchenne cha.

Jez puzt es sini Händli ab,
es stoht, und haut der Faden ab.
Jez sizt es in si Summer-Hus,
und luegt die lange Stroßen us.
Es seit: „Me baut si halber z' tod,
doch freuts ein au, wenns Hüsli stoht."

In freie Lüfte wogt und schwankts,
und an der liebe Sunne hangts;
sie schint em frey dur d' Beinli dur,
und 's isch em wohl. In Feld und Flur
sieht 's Mückli tanze, iung und feiß;
's denkt by nem selber: „Hätti eis!"

O Thierli, wie hesch mi verzückt!
Wie bisch so chlei, und doch so gschickt!
Wer het di au die Sache glehrt?
Denkwol der, wonis alli nährt,
mit milde Händen alle git.
Bis zfrieden! Er vergißt di nit.

Do chunnt e Fliege, nei wie dumm!
Sie rennt em schier gar 's Hüsli um.
Sie schreit und winslet Weh und Ach!
Du arme Chetzer hesch di Sach!
Hesch keini Auge by der g'ha?
Was göhn di üse Sachen a?

Lueg, 's Spinnli merkts enanderno,
es zuckt und springt und het sie scho.
Es denkt: „I ha viel Arbet g'ha,
iez mußi au ne Brotis ha!"
I sags io, der wo alle git,
wenns Zit isch, er vergißt di nit.

33. Der Wegweiser.

Guter Rath zum Abschied.

Weisch, wo der Weg zum Mehlfaß isch,
zum volle Faß? Im Morgeroth
mit Pflug und Charst dur's Weizefeld,
bis Stern und Stern am Himmel stoht.

Me hackt, so lang der Tag eim hilft,
me luegt nit um, und blibt nit stoh;
z'lezt goht der Weg dur 's Schüre-Tenn
in d' Chuchchi, und do hemmers io!

Weisch, wo der Weg zum Gulden isch?
Er goht de rothe Chrützere no,
und wer nit uffe Chrützer luegt,
der wird zum Gulde schwerli cho.

Wo isch der Weg zur Sunntig-Freud?
Gang ohni Gfohr im Werchtig no
dur d' Werkstatt und dur 's Ackerfeld!
Der Sunntig wird scho selber cho.

Am Samstig isch er nit gar wit.
Was deckt er echt im Chörbli zu?
Denkwol e Pfündli Fleisch ins Gmües,
's cha sy, ne Schöpli Wi derzu.

Weisch, wo der Weg in d' Armeth goht?
Lueg numme, wo Tafere sin!
Gang nit verbey, 's isch gute Wi,
's sin nagelneui Charte d'inn!

Im letste Wirthshus hangt e Sack,
und wenn de furt gohsch, henk en a!
„Du alte Lump, wie stoht der nit
der Bettelsack so zierlig a!"

Es isch e hölzene Becher drinn,
gib achtig druf, verliehr en nit!
Und wenn de an e Wässerli chunnsch
und trinke magsch, se schöpf dermit!

Wo isch der Weg zu Fried und Ehr,
der Weg zum guten Alter echt?
Grad fürsi gohts in Mäßigkeit
mit stillem Sinn in Pflicht und Recht.

Und wenn de amme Chrützweg stohsch,
und nümme weisch, wo 's ane goht,
halt still, und frog di Gwisse z'erst,
's cha dütsch, Gottlob, und folg si'm Roth!

Wo mag der Weg zum Chilchhof sy?
Was frogsch no lang? Gang, wo de witt!
Zum stille Grab im chüele Grund
führt iede Weg, und 's fehlt si nit.

Doch wandle du in Gottis Furcht,
i roth der, was i rothe cha!
Sel Plätzli het e gheimi Thür,
und 's sin no Sachen ehne dra.

---

34. Der Dengelegeist.

Hent er gmeint, der Dengele Geist, ihr Dotnauer Chnabe,
seig e böse Geist? I chan ich bessere B'richt ge!
Lueget i bi vo Basel, i will ichs redli bikenne,
mitem Ritter verwandt, vo siebe Suppen e Dünkli,
aber e Suntigchind. Wo näume luftigi Geister
uffem Chrützweg stöhn, in alte Schlössere huse
und verborge Geld mit füürigen Auge hüte,
oder vergoße Blut mit bittere Thräne wäsche,
und mit Grund verschare, mit rothe Nägle verchrazze
oder um Galgen und Rad mits Tüfels Grosmutter tanze
siehts mi Aug im Sternelicht; i hör, wie sie winsle.

Der Dengelegeist. Zuerst gedruckt bei Becker, Festgabe S. 111 ff Das Original in den Briefen an Hitzig. Hebel an Hitzig am 6. Februar 1801: „Dermalen arbeite ich am Dengelegeist in Hexametern"; am 14. April 1801: „Der Dengelegeist geratet ins Stocken. Um nicht ganz umsonst genarrt zu haben, teile ich dir die Einleitung soweit ich kann hier mit." Später als Einleitung zu dem Geisterbesuche auf dem Feldberg verwendet.

Und wo heiligi Engel mit schöne blauen Auge
in der Sternenacht in stille Dörfere wandle
an de Fenstere lose, und (höre sie liebligi Rede)
gegen enander lächle, und an de Huusthüre sitzen
und die frumme Lüt im Schlof vor Unglük bihüte,
oder wenn si selbander und dritt uf Chilchhöfe wandle
und enander sage: „do schloft e treui Mutter,
do en arme Ma, doch het er niemes bitroge,
schlofet sanft und wohl, mer wenn ich scho wieder wecke!"
siehts mi Aug im Sternelicht, i hör, was sie sage.
Menge chenn i mit Name, und wenn mer enander bigegne,
biete mer is d' Zit, und wechsle Reden und Antwort.
„Grüß di Gott! — Hesch guti Wacht? — Gott Dank der — so zimli!"
Wärs nit wohr, i seiti's nit. Was hani vom lüege?
Und do hent ders drukt. — E mol, se rüeft mer der Grichtsheer:
„Veter, seig er so guet, und gang er e wenig go Dotnau,
Lueg er ordli no, eb silberhaltige Stueffe
Brechen im neue Gang, eb d' Berglüt ordeli schaffe
und eb alles isch, wies sy soll. Adie im Heere,
keem [so!] er zitli z'ruck, und bring er guti Nuwelle!"
Uf und furt, i gang, und wie mi der Grichtsheer vermant het
Hani gluegt und gfrogt. Drob lauf i uffeme Fußweg
Furt in Berg und Wald, und mein, i chönn nit verirre.
Nüechter bin i gsi, i ha en einzig Schöppli
z' Uzefeld bim Müller trunke, froget en selber,
isch er e brave Ma, so würd er d' Woret bikenne.

Aber wer der Weg verliert, und ufen und abe
Dotnau sucht, bin ich, und wers nit findt, bin i wieder,
Mein i seig am Dorf, und chresme hinten am Feldberg.
Wit und breit uf Firſt und Halde höri kei Holzax,
Hör kei Hüst und Hott! und hör kei Hirtebub singe.
Nüt as Wald und Wald, 's würd alliwil spöter und dunkler,
alliwil chüeler und füechter. Scho sitze d' Vögel und schwige.
's streckt scho do und dört e Stern am düstere Himmel
's Chöpfli usen und luegt, eb d' Sunn echt aben ins Bett seig,
eb er echt dörf cho, und rüeft den andere: „Chömmet!"
bis as ken me fehlt; es rüeft der Nachtühl im Tschuhu
und i ha ke Hofnig meh, druf leg i mi nieder.

„O du liebi Zit, so denke [so!] i, wär i doch z' Basel!
Oder numme z' Uzefeld, bym g'spröchige Müller
in der bhebe Stuben und aneme feiste Schmuris,
oder wärs zum wenigste Mitternacht! 's würd doch e Gspenstli
näume do hinte sy, und z'nacht um zwölfe verwache!

Währed aß is sag, und mit em vordere Finger
's Zitli frog, wo's Zeigerli stand ('s isch z'finster fürs Aug gsi)
und wo's Zitli seit, 's gang ab den Oelfe, und woni
's Pfifli useleng, und denk, „iez trinki no Tubak
aß i nit vertschlof" — Bym Bluest, se fangen uf ei mol
ihrer zwee e Gspröchli a I mein i heig gloset,
„Nimm das silber Gschirli, und gang e wenig an d' Wiese,
hol e bizzeli Wasser, i möcht gern d' Segese dengle —"
— — — —

35. (An Rechnungsrath Gyßer in Müllheim.)

Dunderschieß! Wer rennt mer in mi Gäu?
Ischs der Gyßer? — 's isch bi miner Treu
Euer Glück, aß Ihrs sind, Meister Gyßer!
Rime her! — — Potz Fürio, und Miser-
ere, Domine! 's hätt schier verseit,
hätt mi nit d' Verzwiflung use treit.

Jez, was Euer Versli abetrifft,
uf mi Seecht, i bi voll Chib und Gift,
aß me Ratte mit mer chönnt verge.
Drum, i ha gmeint, 's chönn's sust Niemes meh,
weder ich, mit miner lange Pfife,
und Ihr wüssets au so schön z'bigrife.

An Rechnungsrath Gyßer in Müllheim. Zuerst in den Werken von 1834. Geschrieben 5. November 1802; Gyßer antwortet am 15. November: diese Antwort ist mitgeteilt in Allemannia. Gedichte in allemannischer Mundart von L. F. Dorn, Pfarrer Schneider, Dr. Hagenbach, Eichin; nebst einer Korrespondenz zwischen Hebel und Rechnungsrath Gyßer. Mit vier Illustrationen. Lörrach 1843. Druck und Verlag von C. R. Gutsch. 42 S. 8. — Der Teilungskommissär (eine Funktion, aus welcher später sich das Notariat entwickelte) Gyßer wurde 1778 zum „Renovator der Herrschaft Badenweiler" ernannt und blieb in dieser Eigenschaft, später mit dem Titel Rechnungsrat und Landkommissär, 30 Jahre lang in Müllheim, bis er 1808 zur Oberrevision des Finanzdepartements nach Karlsruhe versetzt wurde. — 11. Weder, als.

Lueget, 's Hamberch sott enander schelte,
doch, wil Ihrs sind, willi 's Recht lo gelte.
Euer Versli isch so nett und gschlacht,
aß i schier mein, i heigs selber gmacht.
Frili, wers bidenkt, es isch ke Wunder,
aß ders chönnet, schla' mi au der Dunder.

Ihr trinket urig Poesie
in lange Züge, z' Müllen an der Post.
Tausig Sappermost,
isch sel nit e chospire Wi!

Aber chömmet, sind ers echt im Stand,
doher au ne Rung ins Welschchornland,
sufet Prosa usem nasse Züber
in der Chuchi ('s tribt mer d' Augen über);
sel bi Gollig luegt en anderst a.

Zwor i wils bikenne, jo i ha
au no Oberländer Poesie
imme Fäßli, und henk d' Zunge dri,
wenns nit goh will. Aber 's isch ke Art,
nei es isch nüt, uf der sandige Hart.

He der wüssets wohl, i hannich jo
lang und mengmol gseh bym Füeßli stoh.
(Churz het Euch no niene Niemes gseh,
wers bihauptet, seit ke Wohret me.)
Selmols, traui, hets au Batze g'chost,
bis der füürig Geist in Eure Odere
und in Eurem Chopf het welle lodere,
und 's isch doch nit gsi, wie an der Post.

Neie wohl! Se hettich au der Schmid
z' Hügeln überlistet mit mim Lied!
So ne gscheidte Ma, wie Ihr sust sind,
chauft e Chaz im Sack, und seig sie blind.

27. bi Gollig, bei Gott. — 34. Füeßli, in Karlsruhe; 1777 Landschreiber (General-Kassier), 1783 titulierter Rentkammerrat, † 1798. — 41. Schmid, Pfarrer in Hügelheim, der für Hebel Subskribenten sammelte auf die alten Gedichte. — 42. überlistet mit mim Lied, d. h. so habt auch ihr euch von Schmid auf die Subskribentenliste der allem. Gedichte setzen lassen.

Geb der Himmel, aß sie schöner Art
und mit chloren Augen use fahrt,
wenni 's Säckli lös und lock und sag:
„Büüsli chomm, und loß di seh am Tag!"

Jez, Her Gyßer, bhüetich Gott der Her!
Haltet mer mi Grobheit für en Ehr!
Und Sanct Michael mit langem Säbel
sollich b'schirme! — — Johann Peter Hebel.

Am fünften November Tusig achthundert Zwei;
i hätts schier vergesse, mi armi Treu!

36. An denselben.

Wie? was sagetder, aß der seiget, in Euer Epistle?
Schatzigbleger? Nei, was mueß me für Sachen erlebe?
Hender d' Schatzig b'leit, Her Gyßer? Jesis, gent Achtig,
wenn sie jünglet, wie's ich goht! Das chönnemer bruuche.
Was het selle gseit, wo ghört het, d' Sunne heig g'wibet?
's stoht ins Phäders Fable. Er het mit schrundige Hände
in de Hoore g'chratzt. „I mein, sie mach eim elleinig
heiß gnueg," het er gseit, „mit ihrem dunstigen Othem,
und trinkt alli Brunnen us; 's würd sufere Arbet
werde, wenn sie Jungi het, und hinter de Berge
wie ne Glukere füre chunnt mit Siebe und Achte."
Lueget, so wirds goh, wenn d' Schatzig Bueben und Meidli
Ueberchunnt und lebig bhaltet, gfräßige Chinder,
's wird nit z'bschribe sy, was für e Lamento ins Land chunnt.

48. Büüsli, Kätzlein. — An denselben. Zuerst in den Werken von 1834; das Konzept, das in Einzelheiten abweicht, in Hebels Nachlaß. Hebel hatte zuerst begonnen in allemannischer Prosa zu schreiben: „Was hender gseit, aß der seiget Vetter Gyßer? Schatzigb'leger? Hender öbbe d' Schatzig b'leit? By Gost sell bruchemer no! Gent achtig, wie 's ich goht, wenn sie iünglet Wie het selle gseit, woner ghört het, d' Sunne heig g'wibet? Er het gseit, sie geb ellei heiß gnug und suf alle Güllen us, 's werd sufere Arbet geh wen sie selb sechst hinter de Bergen ufstand.

Der hent doch bsundere Jesten im Kopf alliwil. Wärs Wunder, wenn ich mi gnädige Her der Brodkorb höcher henkt'? Zwor e par Schuh möchts scho verlide, der chöntet doch use lenge. Ischs ich öbbe so gumperig wil der Her Moler bobe wegchunnt meinetder 's chöm derno ke me, wonich uf d' Ise luegt. 's hei scho wieder ein in der Machi. Me seitem gwis Holzma er seig au dört ehne dure usem Spirer Amt. Mer hen doch". Hebels Epistel ist die Antwort auf einen Brief Gyßers vom „Dunnstig no'm zweite Adventsunntig 1802", der ebenfalls in der S. 100 genannten „Allemannia" abgedruckt ist. — 2. Gyßer hatte sich als „Schatzigsbleger" unterschrieben; „belegen" = bespringen. — 6. Phädrus I, 6. — Die früheren Texte lasen: „in Vetters Fable".

Vetter Gyßer, loset, der hent doch b'sundere Jeste!
Jo, i mueß es sage, und wenns mi gnädige Landsher
über churz und lang erfahrt, und henktich der Brodkorb
höcher, wie der selber förchet, nimmts mi nit Wunder.
Ischs ich öbbe, wil der Moler z' Müllen e weg chunnt,
gumperig, und meinet, jez lueg ich niemes uf d' Ise?
Hender gmeint? Jo wohl! Sie hen scho wieder en andre
in der Machi, und er würd ich d' Zeche verlese.
Wie het Rehabeam gseit? „Mein Finger," seit er, „soll schwerer
sein als meines Vaters Arm." Der werdets erfahre!
Sust e brave Her, und gschickt, er schribt si vo Spir her
ehnen am breite Rhi, wo jetz der Premie-Consul
d'Schatzig bleit, und 's Volch regiert mit bluetige Hände.
Vetter Gyßer, 's fallt mer i, isch nit wohr, mer hen doch
mengerlei Heren im Land vo allen Enden und Orte,
und mir sin no als die brävste? Hättemer numme
näumis glehrt! Mer hätte doch so ordli der Zit gha.
Aber jez isch z'spot! Und mengmol, wenn mini Schüeler
mehr verstöhn as ich, und froge mi spitzigi Sache,
woni selber nit weiß, se sagi: „Loset, der müent ein
nit gli z'Schande mache! 's isch almig nit gsy, wies jez isch,
mittem Lere, und mer het just d' Glegeheit nit gha.
Bhaltets binich, was der wüeßet! Wendets im stille
a, und werdet brav, und saget, der heigets bi mir glehrt,
aß i au no Ehr erleb, und dankbari Zite!"
Vetter Gyßer, hent der Buebe, soll ein e Pfarer
werde, hani nüt derwider. Rüeihig verlebt er
sini Stunden uffem Land. Ne freudige Wechsel
zwischen Arbet und Rueih, und zwische Studieren und Martsche,
zwischen Essen und Verdaue flicht si durch's Lebe.
Ob em hangt der Himmel voll Sunne, Sternen und Gige;
unter em der Boden, er treit em fruchtbere Zehnte.

18. Gyßer schreibt: „i förcht, die Heere z' Karlsruhe erfahre's, daß i mit dene Sache d' Zit versuum. Sie wäre nit z'guet derzuo, und zichte mer 's am Lohn ab." — 19. Durch großherzogliche Entschließung vom 31. Mai 1803 wurde der bisherige Hofrat und Oberamtsverweser der Herrschaft Badenweiler Karl Maximilian Maler zu Müllheim als wirklicher Referendär mit dem Charakter und Rang eines Geh. Hofrates in das Geheimeratskollegium nach Karlsruhe berufen Er starb 1809 zu Freiburg als Präsident der dortigen Rentkammer. — 23 f. 1. Könige 12, 10. — 25. Im Konzept lautet der Vers: „Holzma heißt er, sage d' Lüt, und schribt ...." Holzmann wurde aber nicht der Nachfolger Malers, sondern Gottl. Heinr. Maier, der schon 1801 als zweiter Beamter nach Müllheim gekommen war.

Uf de Matte weide d' Chüeih, ihm trage sie d' Milch zue;
an de Berge grase d' Schof, ihm chrüslet si d' Wulle;
in den Eichle chnarflet d' Sau, ihm leit sie der Speck a.
Färlet näume ne Moor, het au der Pfarer si Säuli.
Meint der Fürst, er heig si Sach an Zinsen und Gfälle,
mueß er mittem Pfarer theilen oder Proceß ha.
Drum, Her Gyßer! was i sag, und wenn ein e Pfarer
werde will, und wenn e schöni mannberi Tochter
no nem Vikari luegt, und er luegt wieder no ihre,
und sie wechsle mitenander fründligi Rede,
lönt sie mache, sagi; doch vorem leidige Schuelstaub
soll der Himmel euer Chind in Gnade biwahre.
  Aber mi Red nit z'vergessen und eui Jesten und Rime,
io, i ha sie übercho; si hemmer e Freud gmacht,
bsunders selli Frau. Wie ischs ere endli no gange?
Isch sie wieder z'Chräfte cho? I möchtere's gunne.
Oder het sie g'endet, und trinkt in blaue Reviere
Sterneluft und Himmelsthau und muetteret nümme?
Helfis Gott! Mer werde au no 's Bündeli mache,
und ins himmlisch Canaan der Weg unter d' Füeß neh!
's seig e gangbari Stroß; sie gang gwiß übere Chilchhof.
Sider wemmer leben, und 's Lebe freudig verbruuche,
Trübli esse, Neue trinke, Chestene brote.
Vetter Gyßer, chunnt dem Bur si sunnige Rebberg
Mit der Zit an Stab, se bietet für mi. Es chunnt mer
nit uf näumis a, und d' Morgesunnen isch viel werth.
Lueget, jez mueßi in d' Schuel, sust wotti no allerlei sage.
B'hüetich Gott! Vergelts Gott au! Und chömmet bal wieder.

---

64. Gyßers Brief waren einige kleine allemannische Stücke beigeschlossen; eines war betitelt: Die kranke Frau und der Zuspruch ihres Mannes. Der Mann sagt: „Was nuzt das Johmere un Chlage un B'chümmere und Muttere?" — 72. Bezieht sich auf folgende Verse Gyßers: Der beste Weinberg:

Mini Rebe sinn ebe doch in der beste Lag,
denn sie henn d' Morgesunn de ganze Tag.

37. Dem Herrn Bergwerks-Inspektor Herbster und dann der ehrsamen Gemeinde Hausen im Wiesenthal geweiht.

Hoch von der langen schwarzen Möhr herab,
vom Platzberg her, auf wohlbekanntem Pfad
erschein ich dir, o Freund, den Blumenkranz
dir bringend, den ich jüngst in Wald und Flur
und an der Wiese duftigem Gestad
und um die stillen Dörfer her gepflückt.
Zwar nur Gamänderlein und Ehrenpreis,
nur Erdbeerblüthen, Dolden, Wohlgemuth
und zwischen durch ein dunkles Rosmarin,
geringe Gabe! doch so gut sie kann,
hat lächelnd und mit ungezwungner Hand
des Feldes Muse sie in diesen Kranz
gewunden und der reine Freundessinn,
der dir ihn bietet, sey allein sein Werth.
Und hieng er nun hier unterm Spiegel schön,
so schwankt er schöner doch am Lindenast
in freier Weitung, leichter Weste Spiel.
Dort schwank' er denn! und sammelt um sich her
die Linde unterm Sonntagshimmel blau
das frohe Völklein aus dem nahen Dorf,
das gute Völklein, das dich liebt und ehrt
und unter ihnen manchen mir von Blut
verwandt, und manchen aus der goldnen Zeit
der frohen Kindheit mir noch werth und lieb;
so theilst du gern des kleinen Spaßes Freud
mit ihnen. Seht, zu diesem leichten Strauß
so sagst du, sind die besten Blümlein doch
von unsrer Flur, und unser Eigenthum
mit Recht. — Jo weger uffem Alzebühl,
io weger uffem Mayberg hen sie blüeiht,
und bin i nit im frische Morge-Thau
dur d' Matte gstreift, und über d' Gräbe gumpt,
und hani nit ab mengem hoche Berg

Dem Herrn Bergwerks-Inspektor Herbster ꝛc. Zuerst in den Werken von 1834; Konzept in Hebels Nachlaß. Geleitsbrief zu den allemannischen Gedichten, die frühestens Januar 1803 verschickt wurden (s. Becker S. 139).

mit nassen Augen abe gluegt ins Dorf
und hanich Frid und guti Stunde gwünscht.
's isch weger wohr, und glaubsch mers nit, se frog
de Bammert, mengmol het er mi verscheucht
im Habermark und im verhängte Wald.
Se bschauet denn mi Blumechränzli au
am Lindenast, und 's freut mi, wenns ich gfallt,
und nehmet so verlieb! Es isch nit viel.

---

38. Der Abendstern.

Du bisch au wieder zitli do
und laufsch der Sunne weidli no,
du liebe, schöne Obestern!
Was gilts, de hättsch di Schmützli gern!
Es trippelt ihre Spure no,
und cha sie doch nit überch o.

Vo alle Sterne gros und chlei
isch er der liebst und er ellei,
si Brüderli der Morgestern,
sie het en nit ums halb so gern;
und wo sie wandlet us und i,
se meint sie, müeß er um sie sy.

Früeih wenn sie hinterm Morgeroth
wohl ob em Schwarzwald ufe goht,
sie führt ihr Bübli an der Hand,
sie zeigt em Berg und Strom und Land,
sie seit: „Thue g'mach, 's preßirt nit so!
Di Gumpe wird der bald vergoh."

Er schwezt und frogt sie das und deis,
sie git em B'richt, so guet sie 's weiß.
Er seit: O Mutter lueg doch au;
do unte glänzts im Morgethau

Der Abendstern. Zuerst in der Iris von 1804, S. 140, dann in der fünften Auflage der Gedichte. Hebel sandte das Gedicht an Jacobi am 25. Mai 1803. Hebels hochdeutsche Übersetzung steht Iris 1804, S. 333.

so schön wie in dim Himmelssaal!
„He,“ seit sie, „drum isch's Wiesethal.“

Sie frogt en: „Hesch bald alles gseh?
Jez gangi, und wart nümme meh.“
Druf springt er ihrer Hand dervo,
und mengem wiiße Wülkli no;
doch, wenn er meint iez han i di,
verschwunden isch's, weiß Gott, wohi.

Druf wie si Mutter höcher stoht,
und allsgmach gegenem Rhistrom goht,
se rüeft sie 'm: „Chumm und fall nit do!“
Sie führt en fest am Händli no:
„De chönntsch verlösche, Handumcher,
Nimm was mers für e Chummer wär!“

Doch, wo sie überm Elsas stoht,
und allsgmach ehnen abe goht,
wird nootno 's Büebli müed und still,
's weiß nümme, was es mache will;
's will nümme goh, und will nit goh,
's frogt hundertmol: „Wie wit ischs no?“

Druf wie sie ob de Berge stoht,
und tiefer sinkt ins Oberoth
und er afange matt und müed
im rothe Schimmer d' Heimeth sieht,
se loßt er si am Fürtuch goh,
und zettlet alsgmach hinte no.

In d' Heimeth wandle Herd und Hirt,
der Vogel sizt, der Chäfer schwiert;
und 's Heimli betet dört und do,
si luten Obedsege scho.
Jez denkt er hani hochi Zit,
Gottlob und Dank, 's isch nümme wit.

Und sichtber, wiener nöcher chunnt,
umstrahlt sie au si Gsichtli rund.

Drum stoht si Mutter vorem Hus:
„Chumm, weidli chumm, du chleini Muus!“
Jez sinkt er freudig niederwärts —
iez ischs em wohl am Muetterherz.

Schlof wohl, du schönen Obestern!
's isch wohr, mer hen di alle gern.
Er luegt in d' Welt so lieb und gut,
und bschaut en eis mit schwerem Muth,
und isch me müed, und het e Schmerz,
mit stillem Friede füllt er's Herz.

Die anderen im Strahleg'wand,
he frili io, sin au scharmant.
O lueg, wie 's flimmert wit und breit
in Lieb und Freud und Einigkeit,
's macht kein em andere 's Lebe schwer,
wenns doch do nieden au so wär!

Es chunnt e chüeli Obedluft
und an de Halme hangt der Duft.
Denk wohl, mer göhn iez au alsgmach
im stille Frieden unter Dach!
Gang, Liseli, zünd 's Aempli a!
Mach kei so große Dochte dra!

---

39. Die Überraschung im Garten.

„Wer sprüzt mer alli Früeih mi Rosmeri?
Es cha doch nit der Thau vom Himmel si;
sust hätt der Mangeld au sie Sach.
er stoht doch au nit unterm Dach.
Wer sprüzt mer alli Früeih mi Rosmari?

Und wenn i no so früeih ins Gärtli spring,
und unterwegs mi Morgeliedli sing,

Die Überraschung im Garten. Zuerst Iris 1805, S. 169, dann in der fünften Auflage.

isch näumis g'schaft. Wie stöhn iez reihewis
die Erbse wieder do am schlanke Ris
in ihrem Bluest! I chum nit us dem Ding.

Was gilts es sin die Jumpferen usem See!
Me meint zwar, 's chöm, wie lang scho, keini meh.
Sust sin sie in der Mitternacht,
wenn niemes meh als d' Sterne wacht,
in d' Felder use g'wandelt usem See.

Sie hen im Feld, sie hen mit frummer Hand
de brave Lüte g'schafft im Garteland
und isch me früeih im Morgeschimmer cho,
und het iez wellen an si Arbet go,
isch alles ferig gsi — und wie scharmant.

Du Schalk dört hinte, meinsch i seh di nit?
Jo duck' di numme nieder, wie de witt!
I ha mers vorgstellt, du würsch's sy.
Was falleder für Festen i? —
O lueg, vertrit mer mini Sezlig nit!" —

„O Kätterli, de hesch's nit solle seh!
Jo, dine Blume hani z'trinke ge,
und wenn de wotsch, i gieng für di dur's Füür
und um mi Lebe, wär mer di's nit z'thüür
und 's isch mer, o gar sölli wohl und weh."

So het zum Kätterli der Fridli g'seit,
er het e schweri Lieb im Herze treit,
und hets nit chönne sage iust,
und es het au in siner Brust
e schüüchi zarti Lieb zum Fridli treit.

„Lueg Fridli mini schöne Blüemli a!
's sin nummen alli schöne Farbe dra.
lueg wie eis gegenem andre lacht
in siner holde Früehligs-Tracht,
und do sitzt scho ne flißig Immli dra."

„Was helfe mer die Blüemli blau und wiß?
O Kätterli, was hilft mer's Immli's Fliß?
Wärst du mer hold, i wär im tiefste Schacht,
i wär mit dir, wo au kei Blüemli lacht
und wo kei Immli summst, im Paredis."

Und d'rüber hebt si d' Sunne still in d' Höh,
und luegt in d' Welt, und seit: „Was mueß i seh
in aller Früeih?" — Der Fridli schlingt si Arm
um's Kätterli, und 's wird em wohl und warm.
Druf het em 's Kätterli ne Schmützli ge.

40. Dem aufrichtigen und wohlerfahrnen Schweizerboten an seinem Hochzeittage.

I ha 's ja g'seit, und 's isch so cho!
Was hani g'seit? 's werd nit lang goh,
se bringt der Bott vom Schwitzerland
es Brütli an der weiche Hand,
es lieblig Brütli mit'm Chranz
zum Chilgang und zum Hochzit-Tanz.

's isch frili wohr, und so ne Ma
es Fraueli das mueß er ha.
Früeih, wenn er mit'm Morgeroth
uf d' Stroß go Brugg und Basel goht,
wer nimmt en z'erst no lieb und warm,
zum B'hütdigott und Chuß, in Arm?

Und wenn er mittem Abedstern
in d' Heimeth chunnt, was hätt er gern?
's sött neumis an der Huus-Thür stoh,
es sött em lieb eggege cho,
und fründli säge: „Grüeß di Gott,
du liebe Ma und Schwizerbott!"

Dem aufrichtigen und wohlerfahrnen Schweizerboten rc. Zuerst in der fünften Auflage. „Der aufrichtige und wohlerfahrne Schweizerbote" war eine Wochenschrift, die Zschokke seit 1804 in Aarau herausgab. Zschokkes Freund, der Buchhändler Remigius Sauerländer, zugleich Verleger von Hebels Gedichten, hatte Hebel zu dem Gedicht veranlaßt, das Zschokke an seinem Hochzeitstage, am 25. Februar 1805, übergeben wurde. (Götzinger.) — Hebel wendet hier mehrfach schweizerische Formen an, die seiner Mundart fremd sind.

Und säge sött's em: „Liebe Ma,
chumm weibli, leg d' Pantofflen a,
und 's Tschöpli! Uffem Tischtuch stoht
di's Süppli scho vo wißem Brodt.
Chumm liebi Seel, und iß jez z' Nacht!
Und 's Bettli isch der au scho g'macht."

Das weiß er wohl mi Schwizerbott,
's isch nit, aß wenni 'm 's säge wott.
Drum het er au am lange Rhi
und Canton us und Canton i
meng Meidschi scharf in d' Auge g'no,
öb nit bald wöll die rechti cho.

Und Canton us und Canton i
bald an der Limmeth, bald am Rhi
wol het er brave Meidsch'ne gseh,
wie 's Rösli roth, wiß wie der Schnee,
so tusigschön und gut und froh.
Die rechti het nit welle cho.

's macht nüt. Mi liebe Schwizerbott
het gseit: „I find sie doch, wills Gott!"
I glaub es schier, Herr Bottema!
Längst heit' er 's in der Nöchi gha.
Thüent d' Augen uf! By'm Saferlot,
sie chunnt nit selbst. Verzeih mirs Gott!

Jez het er sie, und isch er froh,
der Landamma ischs gwüs nit so. —
Gib, was de hesch, biet, was du witt,
er tuuschte mit dem Keyser nit.
Er lueget nu' si's Brütli a:
„Jez bisch mi Wib und i di Ma!"

I säg es frey, und säg es lut:
Herr Schwitzerbott mit euer Brutt,
Gott gunntich wol e bravi Frau,
und wie 's euch freut, so freuts üs au,
und geb' ich Gott de alli wil
der liebe neue Freude viel.

Denk, wenn's no einist g'wintert het,
was streckt si da im chline Bett,
und lächlet lieb? Mi Bottema
er luegt si goldig Buebli a.
Er lengt e süße Zuckerring:
„Lueg, was i der vo Arau bring!“

Nu' flink dur's Land Herr Bottema,
mit euer Taschen uf und a',
und bringet, wie mer's g'wohnet sin,
viel schöne B'richt und Lehre drinn.
An Zuckerbrodt und Marzipa'
für d' Chindli solls nit Mangel ha.

---

41. (An Geh. Kämmerer Vierordt in Karlsruhe.)

's isch frili wohr, e Viertels Vogt,
wenn so ne Her im Sessel hockt,
und ißt si Fleisch und trinkt si Wi,
sel luegt e wenig anderst dri.
Sust hani wol zu Brod und Schunke
ne Mos, au anderthalbi trunke,
iez, wies der Name mit em bringt,
der Viertelsvogt e Viertel zwingt.
Sust isch meng Eichli, ung'vexiert,
z' Nacht usem Gmeiwald furt spatzirt,
's het glengt no zu de chleine Poste,
iez cha's by Gost e Wäldli choste.
Sust hani nit no Ehre gspannt.
Ha's au nit gha, 's isch wol bikannt,
iez heißts: Thue d' Augen uf du Stok,
siehsch nit wer chunnt, der Viertels Vogt!
Sust hani, wiene Burgersma
mi Laubi und mi Lusti gha

An Geh. Kämmerer Vierordt in Karlsruhe. Zuerst Alem. IX., 214, dann Längin, Nachträge, nach einer Niederschrift in Hebels Nachlaß, die aber nicht von seiner Hand herrührt. Die Verse stehen in einem Briefe Hebels an „Herrn Geh. Kämmerer Vierordt“ in Karlsruhe. Die Abschrift im Nachlaß trägt am Schluß das Datum 1805.

und bi mit Holtz und andere Waare
go Basel und ins Rebland gfahre.
Jez ischs verbei, sel isch für d' Chnecht
die Lumpekerli ebe recht.
Der Viertels Vogt den Gaul besteigt
und drauf hinein nach Basel reit.
Ne brave Choli hani do,
und isch mi zimli wolfel cho.
I ha en alte Esel g'chauft,
und vor der Hand zum Rößli tauft.
Z'erst hani sini Ohre g'stuzt,
druf hani en mit Chüen Ruß puzt,
e falsche Zopf ans Büdli ghenkt,
wo bis an Boden abe lengt
und rit iez druf in Stadt und Land
und woni näume gang und stand.

Adresse:
Herrn
Geheimen Kämmerer
Vierordt
dahier.

42. Das Gewitter.

Der Vogel schwankt so tief und still,
er weiß nit, woner ane will.
Es chunnt so schwarz, und chunnt so schwer,
und in de Lüfte hangt e Meer
voll Dunst und Wetter. Los, wie's schallt
am Blauen, und wie's wiederhallt.

In große Wirble fliegt der Staub
zum Himmel uf, mit Halm und Laub,
und lueg mer dört sel Wülkli a!
I ha ke große G'falle dra,
lueg, wieners usenander rupft,
wie üser eis, wenns Wulle zupft.

Das Gewitter. Zuerst in der Iris für 1806, S. 119, dann in der fünften Auflage.

Se helfis Gott, und bhüetis Gott!
Wie zuckts dur's G'wülch so füürigroth
und 's chracht und stoßt, es isch e Gruus,
aß d' Fenster zitteren und 's Hus,
Lueg 's Büebli in der Waglen a!
Es schloft, und nimmt si nüt drum a.

Sie lüte z'Schlienge druf und druf,
je, und 's hört ebe doch nit uf.
Sel bruucht me gar, wenns dundere soll
und 's lütet eim no d' Ohre voll. —
O, helfis Gott! — Es isch e Schlag!
Dört, siehsch im Baum am Gartehag?

Lueg, 's Büebli schloft no alliwil
und us dem Dundere machts nit vil.
Es denkt: „Das ficht mi wenig a,
er wird io d' Auge bynem ha."
Es schnüfelet, es dreiht si hott
ufs ander Oehrli. Gunn ders Gott!

O, siehsch die helle Streife dört?
O los! hesch nit das Raßle g'hört?
Es chunt. Gott wellis gnädig sy!
Göhnt weidli, hänket d' Läden i!
's isch wieder akurat wie fern.
Gut Nacht, du schöni Weitzen-Ern.

Es schettert uffem Chilche-Dach;
und vorem Hus, wie gäutscht's im Bach
und 's loßt nit no — das Gott erbarm.
Jez simmer wieder alli arm. —
Zwor hemmer au scho gmeint, 's seig so,
und doch isch 's wieder besser cho.

Lueg, 's Büebli schloft no alliwil
und us dem Hagle machts nit viel!
Es denkt: „Vom Briegge loßt's nit no,
er wird mi Theil scho übrig lo."

45. Vom Briegge loßt's nit no, infolge des Weinens hört das Gewitter nicht auf.

He io, 's het au, so lang i's ha,
zu rechter Zit si Sächli gha.

O gebis Gott e Chindersinn!
's isch große Trost und Seege drinn.
Sie schlofe wohl und traue Gott,
wenns Spieß und Nägel regne wott,
und er macht au si Sprüchli wohr
mit sinen Englen in der G'fohr. —

Wo isch das Wetter ane cho?
D' Sunn stoht am heitre Himmel do.
's isch schier gar z'spot, doch grüß di Gott!
„He", seit sie, „nei, 's isch no nit z'spot,
es stoht no menge Halm im Bah'
und menge Baum, und Oepfel dra." —

Potz tausig, 's Chind isch au verwacht.
Lueg, was es für e Schnüüfli macht!
Es lächelt, es weiß nüt dervo.
Siehsch Friederli, wie's ussieht do? —
Der Schelm het no si G'falle dra.
Gang, richt em eis si Päppli a! —

---

43. Des neuen Jahres Morgengruß.

Der Morge will und will nit cho,
und woni los, schloft alles no;
i weck si nit, so lang i cha,
i lueg e wengli d' Gegnig a.
Zeig Wülkli, mach iez keini Streich!
Der Mond schint ohni das so bleich.

Kei Blüemli roth, kei Blüemli wiiß!
An alle Bäume nüt als Ris!
Um alli Brunntrög Strau und Strau,
vor Chellerthür und Stallthür au.

Des neuen Jahres Morgengruß. Zuerst im Wochenblatt für das Land Breisgau vom 4. Januar 1806, dann in der Iris von 1807, S. 91, dann in der fünften Auflage.

Mi Vetter hets drum sölli g'macht,
und lauft iezt furt in dunkler Nacht.

Das Ding das mueß mer anderst cho!
Ich bi der Ma, unds blibt nit so.
Die Gärte müen mer g'süfert si,
Aurikeli und Zinkli dri,
und neui Blüthen alli Tag
was Hurst und Nast vertrage mag.

Es rüehrt si nüt. Sie schlofe no. —
Nei lueg, es sizt e Späzli do,
du arme Tropf bisch übel dra,
was gilts, er het e Wibli g'ha,
und druf isch Noth und Mangel cho,
sie hen si müeße scheide lo.*)

Jez het er e bitrüebti Sach,
kei Frau, kei Brod, kei Dach und Fach,
und stoht er uf, so spoth er mag,
se seit em niemes Gute Tag;
und niemes schnidt em d' Suppen i.
Wart Bürstli, dir mueß g'hulfe si.

Es rührt si nüt. Sie schlofe no. —
Ne gattig Chilchli hen sie do,
so sufer wie in menger Stadt.
's isch Sechsi ufem Zifferblatt.
Der Morge chunnt. By miner Treu
es friert ein bis in Mark und Bei.

Die Todte g'spüre nüt dervo;
ne rueihig Lebe hen sie do.
Sie schlofe wohl, und's friert sie nit;
der Chilchhof macht vo allem quitt.
Ein echt no leeri Plätzli do?
's cha si, me bruucht e par dervo.

---

*) Nach Versicherung der Naturforscher zieht das Weibchen des gemeinen Finken, besonders aus den nördlichen Gegenden, gleich andern Zugvögeln in ein milderes Klima, und nur die Männchen bleiben zurück. Daher die naturhistorische Benennung Fringilla caelebs. Anm. Hebels.

Ne Chindli, wo ke Muetter het,
denkwohl, i mach em do si Bett.
En alte Ma, en armi Frau,
Denkwohl, i bring di Stündli au.
Hesch mengi Stund im Schmerz verwacht,
do schlof, und hesch e stilli Nacht.

Jez brennt e mol e Liechtli a,
und dört en anders nebe dra,
und d' Läde schettere druf und druf,
do goht, bym Bluest, e Husthür uf!
„Grüeß Gott, ihr Lüt, und ich bi do,
i bi scho z'Nacht um Zwölfi cho.

„Mi Vetter het si Bündel g'macht,
und furt by Nebel und by Nacht.
Wär ich nit uf d' Minute cho,
's hätt weger chönne g'föhrli go.
Wie g'fall' ich in mim Sunntig-G'wand?
's chunnt fadeneu us Schniders Hand.

„E Rübeli-Rock, er stoht mer wohl
zum rothe Scharlach-Kamisol
und Plüschi-Hose hani a,
e Zitli drin, e Bendli dra,
ne g'chrüslet Hoor, e neue Huet,
e heiter Aug, e frohe Mueth.

„Es luegt do ein mi Schnappsack a,
und 's nimmt en Wunder, was i ha.
Ihr liebe Lüt, das sagi nit,
wenns chunt, so nimm verlieb dermit!
's sin Rösli drin und Dorne dra,
me cha nit jedes b'sunder ha.

„Und Wagle-Schnür, und Wickelband,
e Fingerring ans Brütlis Hand,
en Ehrechranz in's lockig Hoor,
e Schlüssel au zum Chilchhofthor.
Gent Achtig was i bitt und sag,
's cha jede treffen alli Tag.

„E stille Sinn in Freud und Noth,
e rueihig G'wiße gebich Gott!
Und wers nit redli meint und gut
und wer si Sach nit ordli thut,
dem bring i au kei Sege mit,
und wenni wott, se chönnti nit.

„Jez göhnt und leget d' Chinder a,
und was i g'seit ha, denket dra,
und wenn der au in d' Chilche went,
se schaffet was der z'schaffe hent.
Der Tag isch do, der Mond vergoht
und d' Sunne luegt ins Morgeroth."

---

44. Die Hauensteiner Bauernhochzeit.

Jezt stelletich! — Du doher, hani gseit!
Und du dört mit dim große Dreispitz links!
Und neig si jedes, und bettet lisli no! —
Do bringi, liebi gnädigi Fürstefrau,
ne ganzi Hochzit usem Hauestei
vo Herischwand. Vor vierzeh' Johre hen
sie alle 's ABC no by mer glert
und treui Fürsteliebe. — Der do het
scho in der Schuel gern 's Marianli gseh
und Töpli ghobe für's. Drum, d' Liebe het
kei Zit. Jez endli vor Michelitag
hens d' Väter usgmacht. — „Loset," hani gseit,
„lönts mittem Chilchgang, mittem Freudesprung
no Zit ha bis zuem heilige Stephanstag!
Mer göhn go Carlisrueh! Wer weiß, es macht
der liebe Fürstinn au ne chleini Freud.

Die Hauensteiner Bauernhochzeit. Zuerst gedruckt im Freyburger Wochenblatt vom 4. Januar 1815, jedoch mit Weglassung der drei ersten Zeilen und des Schlusses von „Jez Marian" an; dann in den Werken von 1834. Hebel schreibt an Hitzig 1806: „hier noch ein Carnevalsstücklein. Der Akt war im Hause des kayserlichen Gesandten, wo unter anderem eine Bauren-Hochzeit vorgestellt wurde. Die Braut Marei war Präsidentin von M...., der Bräutigam Rittmeister von A..... Die Anrede an die Frau Marggrävin gerichtet". Wieder aufgeführt wurde das Stück am 27. Dezember 1814 auf einem Maskenball in Gegenwart der Großherzogin Stephanie. Die Hochzeit bestand aus 24 Paaren und einigen Kindern. Der Schulmeister (Major Holzing) sagte das Gedicht her.

Sie isch jo au zue üs cho. Großi Freud
ischs gsi im Land." — O gnädige Fürstefrau,
mer chönnes nie vergesse. D' Muetter seits
im Chindli uffem Schoß, und 's Chindli lacht
und zuckt vor Freude. Dankich Gott der Her
für Eui Liebi, und was Euer Herz
erfreue mag, das gebich Gott! — 's erfreut
viel tausig, tausig Herze. Uiser eis
cha's nit so sagen, au ne Schuelher nit.
— 's isch viel gseit. — Bring der lieb Gott gsund und froh
bald wieder üse Heren in sein Schloß,
und segne seine Cronen und sein Haus
auf späte Zeit! — Sin Eui Chinder brav?
's gröst wird iez bald in d' Schuel go, denki wol.
Erhalt Gott ihri Bäckeli frisch und roth,
und schenkene der Muetter chöstlig Herz,
und bald e Brüederli. — Jez weihet au
mi Pärli do mit Euem liebe Blick,
und chömmet, wenn der Maie wieder grüent,
und Bluest zu neue Freudechränze bringt,
au wieder use! — 's grothet Frucht und Wi
nit, bis der wieder in der Nöchi sind,
und Sege bringet, wie im Johrgang Oelf.
's isch Sege, wo der sind. — Jez, Marian,
gang, gibs Papierli umme! Bisch nit schüch,
und neig di zimpfer! Zeig!

---

45. Agatha

an der Bahre des Pathen.

Chumm, Agethli, und förcht der nit,
I merk scho, was de sage witt.

30. „'s gröst", Luise Amalie Stephanie, war Dezember 1814 3½ Jahre alt! — Agatha. Zuerst im Alsatischen Taschenbuche von Ehrenfried Stöber von 1807, S. 6, dann in der fünften Auflage. Hebel schreibt an Frau Hause, Sommer 1806: „Ich lege Ihnen nemlich ein Gedichtlein für den alsatischen Allmanach bey, wenn es nicht zu spät kommt. Ich habe zur Strafe, daß mich Herr Müntz für melancholisch hält, wiewohl ichs fast bin, das iammervollste und schwermüthigste unter den wenigen ausgelesen, die mir aus eignem Vorrath zu Gebot stehen ... Belieben Sie es Herrn Müntz oder Stöber nebst meinem freundlichsten Gruß zu übergeben."

Chumm, b'schau di Götti no ne mol,
und brieg nit so, es isch em wohl.

Er lit so still und fründli do,
me meint, er los und hör mi no;
er lächlet frei, o Jesis Gott,
as wenn er näumis sage wott.

Er het e schweri Chranket gha.
Er seit: „Es griift mi nümmen a,
der Tod het jez mi Wunsch erfüllt
und het mi hitzig Fieber gstillt."

Er het au menge Chummer gha.
Er seit: „Es ficht mi nümmen a,
und wienes goht, und was es git,
im Chilchhof niede höris nit."

Er het e böse Nochber gha.
Er seit: „I denk em nümme dra,
und was em fehlt, das tröst en Gott
und gebem au e sanfte Tod."

Er het au sini Fehler gha.
's macht nüt! Mer denke nümme dra.
Er seit: „I bi iez frey dervo,
's isch nie us bösem Herze cho."

Er schloft, und luegt di nümmen a,
und het so gern si Gotte gha.
Er seit: „Wills Gott, mer werde scho
im Himmel wieder z'seme cho!"

Gang Agethli, und denk mer dra!
De hesch e brave Götti g'ha.
Gang Agethli, und halt di wohl!
Di Stündli schlacht der au ne mol.

46. Der Schwarzwälder im Breisgau.

Z'Müllen an der Post,
Tausigsappermost!
Trinkt me nit e gute Wi!
Goht er nit wie Baumöhl i,
z'Müllen an der Post.

Z'Bürglen uf der Höh,
nei, was cha me seh!
O, wie wechsle Berg und Thal,
Land und Wasser überal,
z'Bürglen uf der Höh!

Z'Staufen uffem Märt
hen si, was me gert,
Tanz und Wi und Lustberkeit,
was eim numme 's Herz erfreut,
z'Staufen uffem Märt!

Z'Friburg in der Stadt
sufer ischs und glatt,
richi Here, Geld und Gut,
Jumpfere wie Milch und Blut,
z'Friburg in der Stadt.

Woni gang und stand,
wärs e lustig Land.
Aber zeig mer, was de witt,
numme näumis findi nit,
in dem schöne Land.

Minen Auge gfallt
Herischried im Wald.
Woni gang, se denki dra
's chunnt mer nit uf d' Gegnig a
z'Herischried im Wald.

Der Schwarzwälder im Breisgau. Zuerst im Wochenblatt für das Land Breisgau vom 11. Juli 1807, überschrieben: Der verliebte Hauensteiner, dann in der fünften Auflage.

Imme chleine Huus
wandelt i und us —
gelt, de meinsch, i sagder, wer?
's isch e Sie, es isch kei Er,
imme chleine Huus.

---

47. Riedligers Tochter.

Spinnet, Töchterli, spinnet, und Jergli leng mer der Haspel!
D' Zit vergoht, der Obed chunnt und 's streckt si ins Frühjohr.
Bald gohts wieder use mit Hauen und Rechen in Garte.
Werdet mer flißig und brav und hübsch, wie 's Riedligers Tochter!
In de Berge stoht e Hus, es wachse jez Wesmen
Uffem verfallene Dach, und 's regnet aben in d' Stube.
Frili 's isch scho alt, und sin iez anderi Zite,
weder wo der Simme Fritz und 's Eveli gehuust hen.
Sie hen 's Huus erbaut, die schönsti unter de Firste,
und ihr Name stoht no näumen am rußige Tremel.
Het me gfrogt, wer sin im Wald die glücklichsten Chlüt,
het me gseit: „der Simme Fritz und 's Riedligers Tochter,"
und 's isch dem Eveli grothe mit gar verborgene Dinge.
Spinnet, Chinder, spinnet, und Jergli hol mer au Trieme!
Mengmol wo der Fritz no bi den Eltere glebt het,
het en d' Mutter g'no, und gfrogt mit bewegliche Worte:
„Hesch di no nit anderst bsunne? G'falle der 's Meiers
Matte no nit besser zu siner einzige Tochter?"
Und der Fritz het druf mit ernstliche Worten erwiedert:
„Nei si gfallt mer nit, und anderst b'sinni mi nümme.
's Riedligers suferi Tochter zu ihre Tugede gfallt mer." —
„D' Tugede loß den Engle! Mer sin jez no nit im Himmel." —
„Lönt de Chüeihe 's Heu ab's Meyers grasige Matte!" —
„D' Mutter isch e Hex!" — „Und soll au d' Mutter e Hex sy,
Mutter hi und Mutter her, und 's Töchterli willi!" —
„'s Meidli soll's gwiß au scho tribe, d' Nochbere sage 's." —
„Sel isch en alte B'richt, und dorum chani 's nit wende.

Riedligers Tochter. Zuerst in der Iris von 1808, S. 151, dann in der fünften Auflage. Am 30 August 1807 schreibt Hebel an Hitzig: „des Riedligers Tochter bringt die Iris."

Winkt's mer, se muß i cho, und heißt es mi näumis, se thuenis.
Luegt's mer no gar in d' Augen, und chummi em nöcher an Buse,
wirds mer, ich weiß nit wie, und möchti sterbe vor Liebi.
's isch ke liebliger Gschöpf, aß so ne Herli, wo iung isch." —
Näumis het d' Mutter gwüßt. Me seit das Meideli seig gwiß
in si'm zwölfte Johr e mol elleinig im Wald gsi,
und heb Erberi g'sucht. Uf eimol hört es e Ruusche
und wo's um si luegt, se stoht in goldige Hore
nummen en Ehle lang e zierlig Frauweli vorem
innem schwarze Gwand und g'stickt mit goldene Blume
und mit Edelgstei. „Gott grüeß di Meiddeli!" seit's em,
„spring nit furt, und förch mi nit! I thue der kei Leidli."
's Eveli seit: „Gott dank der, und wenn du 's Erdmännlis Frau bisch,
willi di nit förche!" — „Jo frili," seit es, „das bini.
Meideli, los und sag: chansch alli Sprüchli im Spruchbuch?" —
„Jo, i cha si alli, und schöni Gibetli und Psalme." —
„Meideli, los und sag: gosch denn au flißig in d' Chilche?" —
„Alli Suntig se thueni. I stand im vorderste Stühli." —
„Meideli, los und sag: folgsch au, was 's Mütterli ha will?" —
„He, wills Gott der Her, und froget 's Mütterli selber!
's chennt ich wohl, i weiß es scho, und het mer scho viel g'seit."
„Meideli was hesch g'seit? Bisch öbbe 's Riedligers Tochter?
Wenn de mi Gotte bisch, se chum au zu mer in d' Stube!"
Hinter der Brumberi Hurst gohts uf verschwiegene Pfade
tief dur d' Felsen i. Hätt 's Frauweli nit e Laternli
in der Linke treit, und 's Eveli sorglich am Arm g'führt,
's hätt der Weg nit gfunde. Jez goht e silberni Thür uf.
„O Herr Jesis, wo bini? Frau Gotte, binni im Himmel?" —
„Nei doch, du närrisch Chind. In mi'm verborgene Stübli
bisch by diner Gotte. Sitz nieder und bis mer Gottwilche!
Gel das sin chosperi Stei an mine glitzrige Wände?
Gel i ha glatti Tisch? Sie sin vom suferste Marfel.
Und do di silberne Blatten und do die goldene Teller!
Chumm, iß Hunig-Schnitten und schöni gwundeni Strübli!
Magsch us dem Chächeli Milch? Magsch Wi im christalene Becher?" —
„Nei Frau Gotte, lieber Milch im Chächeli möchti."
Wones gesse het und trunke, seit em si Gotte:
„Chind, wenn d' flißig lehrsch, und folgsch, was 's Mütterli ha will,
und chunnsch us der Schul und gosch zum heilige Nachtmahl,

williber näumis schicke. Zeig wie, was wär der am liebste?
Wärs das Trögli voll Plunder? Wärs do das Rädli zum Spinne?" —
„Bald isch's Plunder verrißе. Frau Gotte, schenket mer's Rädli!" —
„'s Rädli will gspunne ha. Nimm lieber 's Trögli voll Plunder!
Siehsch die sideni Chappe mit goldene Düpflene gsprenklet?
Siehsch das Halstuch nit mit siebefarbige Streife,
und e neue Rock, und do die gwäßerti Hoorschnur?" —
„Jo 's isch mer numme z'schön. Frau Gotte schenket mer's Rädli!" —
„Willsch's, se sollschs au ha, und chunnts, se halt mers in Ehre!
Wenn de 's in Ehre hesch, solls au an Plunder nit fehle,
und an Segen und Glück. I weiß em verborgeni Chräfte.
Sieder, nimm das Rösli und trag mers sorglich im Buse,
aß den au öppis hesch von diner heimliche Gotte!
Los und verliehr mers nit! Es bringt der Freuden und Gsundheit.
Wärsch mer nit so lieb, i chönnt der io Silber und Gold ge."
Und iez het sie's gchüßt, und wieder usen in Wald gführt:
„Bhüt di Gott, und haltdi wohl, und grüß mer di Mutter!" —
So viel isch an der Sach, und deßhalb het me ne nogseit,
d' Mutter seig e Hex, und nit viel besser ihr Meidli.
Nu das Meiddeli isch mit si'm verborgene Blüemli
hübscher vo Tag zu Tag und alliwil liebliger worde,
und wo's us der Schuel mit andere Chindere cho isch,
und am Ostertag zum Nachtmahl gangen und heim chunt,
nei se bhüetis Gott, was stoht im heitere Stübli?
's Rädli vo Birbaume Holz und an der Chunkle ne Riste
mitteme zirlige Band us rosiger Siden umwunde,
unte ne Letschli dra, und 's Gschirli zum Netze vo Silber,
und im Chrebs e Spüehli, und scho ne wengeli g'spunne.
D' Gotte het der Afang gmacht mit eigene Hände.
Wie het mi Eveli gluegt! Was isch das Eveli g'sprunge!
Gsangbuch weg und Meie weg und 's Rädli in d' Arm gno,
und het's gchüßt und druckt. „O liebi Frau Gotte, vergelts Gott!"
's het nit z' Mittag gesse. Sie hen doch e Hammen im Chöl gha.
's isch nit usen ins Grün mit andere Chindere gwandelt,
Gspunne hätts mit Händ und Füße, het em nit d' Mutter
's Rädli in Chaste gstelt, und gseit: „Gedenke des Sabbaths!
Isch nit Christus der Her hüt vo de Todten erstande?"
Nu di Rädli hesch. Doch Eveli, Eveli weisch au,
wie mes in Ehre haltet, und was d' Frau Gotte wird gmeint ha?

Frili weißt's, worum denn nit, und het sie 'm verheiße:
„Wenn des in Ehre hesch, solls au an Plunder nit fehle
und am andere Sege,“ se het sie 's ghalte wie 's recht isch.
Het nit in churzer Zit der Weber e Tragete Garn gholt?
Hets nit alli Johr vom finste glichlige Fade
Tuch und Tuch uf d' Bleichi treit und Strängli zum Färber?
He, me het io gseit, und wenns au dussen im Feld seig,
's Rädli spinn elleinig furt, und wie si der Fade
unten in d' Spuhle zieh', wachs' unterm rosige Bendel
d' Riste wieder no — sel mueßt mer e chummligi Sach sy —
und wer het im ganze Dorf die süferste Chleider
Sunntig und Werchtig treit, die reinlichsten Ermel am Hemd gha,
und die süferste Strümpf und alliwil freudigi Sinne?
's Frauweli's im Felse-G'halt si liebligi Gotte.
Drum hets Simme's Fritz, wo 's achtzeh' Summer erlebt het,
zu der Mutter gseit mit ernstliche Mine und Worte:
„Numme 's Riedligers Tochter zu ihre Tugede gfallt mer.“
Ihn hätten alli gno, er nummen eini vo alle.
Mutterherz isch bald verschrekt, zwor sotti's nit sage.
Wo sie wieder e mol von 's Meyers Tochter und Matte
ernstlig mittem redt, und wills mit Dräue probire:
„'s git e chräftig Mittel,“ seit sie, „wenn de verhext bisch.
Hemmer für's Riedligers g'huust? Di Vater sezt di ufs Pflichttheil,
und de hesch mi Sege nit, und schuldig bisch du dra.“
„Mutter,“ erwidert der Simme, „soll euer Sege verscherzt sy,
stand i vom Eveli ab, und gehri vom Vater ke Pflichttheil.
Z'Stette sizt e Werber, und wo me uffeme Berg stoht,
lüte d' Türke-Glocken an alle Enden und Orte.
Blut um Blut, und Chopf um Chopf, und Leben um Lebe
Färbt mi Blut e Türke-Säbel, schuldig sin ihr dra!“
Wo das d' Mutter hört, se sizt sie nieder vor Schrecke:
„Du vermesse Chind, se nim sie, wenn de sie ha witt;
aber chumm mer nit go chlage, wenns der nit gut goht.“
's isch nit nöthig gsy. Sie hen wie d' Engel im Himmel
mitenander g'lebt, und am verborgene Sege
vo der Gotte hets nit gfehlt im hüßliche Wese.
He sie hen jo z'lezt vo's Meyers grasige Matte
selber die schönste g'meiht, 's isch alles endlich an Stab cho,
und hen Freud erlebt an fromme Chinden und Enkle.

Thunt iez d' Räder weg, und Jergli der Haspel ufs Chästli!
's isch afange dunkel und Zit an anderi G'schäfte.
Und so hen sie 's gmacht, und wo sie d' Räder uf d' Site
stellen, und wen go und schüttle d' Agle vom Fürtuch,
Seit no 's Vreneli: „So ne Gotte möchti wohl au ha,
Wo eim so ne Rad chönnt helfen und so ne Rösli“
Aber d' Muetter erwiedert: „'s chunnt uf kei Gotten, o Vreni,
's chunnt uf 's Rädli nit a. Der Fliß bringt heimlige Sege,
wenn de schaffe magsch. Und hesch nit 's Blüemli im Buese,
wenn de züchtig lebsch und rein an Sinnen und Werke?
Gang jez und hol Wasser und glitsch mer nit usen am Brunne!“

---

48. An den Geheimenrath von Ittner, Curator der Universität zu Freyburg, bey dessen Gesandschaftsreise in die Schweiz.

Se bhüetich Gott der Her, und zürnet nüt!
Me schwetzt, wie eim der Schnabel gwachse isch.
Gern chönnt i's besser, aber 's will nit goh.
Doch was vom Herze chunnt, isch au nit schlecht.

Der Chrüterma vo Badewiler het
mer's meng mol gseit, und gfluecht derzue, es soll
kei Hypnum meh, kei Carex in der Welt
vor sini Auge cho (der Teufel weiß,
sin's Bueben oder Meidli), wenn e Ma
wie Ihr in siebe Here Ländere seig.
I wills nit repetiere. Besser wär's,
der Chrüterma hätt's au nit gseit; es isch
mit so me Fluech nit z'spaße. Het's der Recht

An den Geheimenrath von Ittner 2c. Zuerst in der Iris von 1808, S. 222; nicht in der fünften Auflage, dann in Ittners Schriften Bd. IV, 6 und wieder in den Werken von 1834. Konzept in Hebels Nachlaß, mehrfach vom gedruckten Text abweichend. Ittner wurde seine Ernennung zum Bevollmächtigten in diplomatischen Angelegenheiten zugestellt am 15. Juni 1807. Joseph Albert von Ittner, geb. 1754; 1778 Hofrat und Archivar in Hohenzollern-Hechingen; 1786 Kapitelskanzler des Malteserordens; tritt bei Aufhebung des Ordens in badische Dienste. 1807 Kurator der Universität Freiburg; 1811 Direktor des badischen Seekreises; † 1825. — 5. Der Chrüterma vo Badewiler, Karl Christian Gmelin, geb. 1762 zu Badenweiler; 1 84 Lehrer am Karlsruher Gymnasium; 1786 Direktor des dortigen Naturalienkabinetts und Inspektor der botanischen Gärten. Veröffentlichte von 18 5 an eine Flora Badensis. — 7. Hypnum, eine Art Laubmoos. — Carex, Riedgras; im Großherzogtum Baden giebt es etwa 50 Arten von Carex.

zum Unglück ghört, se glänzt mim Chrüterma
kei Sternli meh vom blaue Himmelszelt,
kei Blüemli meh im grüene Matte-Grund.
Du arme Chetzer, Carex, Hypnum schießt
dim Aug ergege, wo de stohsch und gohsch.

I mach kei Gspaß, es isch mer selber so,
und woni näumen ane lueg, se stoht
was hent der gmeint? e Hypnum? Nei se stoht
libhaftig Euer Bildnuß vor mim Aug,
so fründlig und so lieb; und stirbi morn,
und siehnich nümme, bis am jüngste Tag,
se chummi in mim goldne Sunntigrock,
(es heißt, mer werden alli neu gstaffiert),
und sag mim Kamerad, wo mit mer goht:
„Isch sel nit der Her Ittner, wo im Duft
dört an der Milchstroß goht? Jez bukt er si,
und bschaut e Blüemli, 's wird Dudaïm sy."
Drum laufi, was i laufe cha, d' Stroß uf;
der Kamerad blibt z'ruck, er chunnt nit no
Druf sagi: „Mit Verlaubt! I mein emol,
der feigets. Hani nit vor langer Zit
beim Kaiserwirth e Schöpli mitich gha?
Wie hent der gschlofe? Wohl? Der Morgen isch
so heiter. Wemmer nit e wengeli
do ane sitze zue dem Amarant?"

Jez bhüetich Gott und spar ich frisch und gsund
uf Euer lange Berg- und Schwizer-Reis.
's het d' Milchstroß uf, am jüngste Tag, no Zit
wohl hunderttausig Johr, und isch denn dört
viel schöner echt, aß an der Limeth Gstad?
Wie glitzert uffem See der Silberstaub!
Wie wechsle hundertfältig Farb und Glanz,
Palläſtli, Dörfer, Chilchthürn, Bluemegstad
am Ufer her, und wie ne Nebel stigt
dört hinte d' Nagelflue mit ihrem Schnee

30. Dudaïm, eine im alten Testament mehrmals erwähnte Pflanze. — 38. Amarant, Amarantus Blitum L. und Amarantus retroflexus L, Fuchsschwanz.

zum Himmel uf durs Morgeduft! Es schnuuft
meng Geißli dört und menge schöne Bock.

Nu gunnich Gott der liebi Freude viel
mit eue brave Fründen in der Schwiz,
und grüeßet mer der Wiese Gschwister-Chind,
d' Frau Limeth, und vergesset 's Heimcho nit;
's sin herwärts Schwarzwald gar viel bravi Lüt,
und hennich lieb, und schöni Jümpferli,
(me seit, sie heiße Muse), warten au
am Treisamgstad. Es heißt, Ihr seiget jo
ihr Vogtma z'Friburg, und sie singe schön,
und rede mittich allerlei; 's verstands
ke gmeine Ma, und menge Pfarrer nit.

---

49. Beim Friedensschluß.

Jez, Fliege, lönt mi all ungheit
und meld si keini wit und breit;
der sehnt io, aßi d' Zitig lis,
und chöm mer eini, i trif sie gwis.

Gönt, schaffet au e halbe Tag
vo Glockeschlag zu Glockeschlag:
was gilt's, der lueget anderst dri,
und 's wird ich nümme gumperig sy.

I ha ne schweri Arbet gha;
drum lacht mi iez mi Chrüsli a.
Gang, Jergli, reich e Chäs zum Brod:
's schmeckt besser, wenn's selbanger goht.

Jo wol, se hen sie Friede gmacht,
und 's het en End mit Chrieg und Schlacht.
Gott Lob und Dank für Mensch und Vieh!
's wär nümme lang z' prästire gsi.

Beim Friedensschluß. Zuerst bei Längin, Nachträge. Konzept im Nachlaß; Schrift nicht später als 1807; wohl nach dem Frieden von Tilsit, Juli 1807.

50. Der Sperling am Fenster.

I.

Zeig, Chind! Wie het sel Spätzli gseit?
Weisch's nümme recht? Was luegsch mi a? —
's het gseit: „I bi der Vogt im Dorf,
i mueß von Allem d' Vorles ha."

Und wo der Spötlig seit: 's isch gnueg!
Was thuet mi Spatz, wo d' Vorles het? —
„Er liest am Bode d' Brösli uf,
süst müeßt er hungerig in's Bett."

Und wo der Winter d' Felder deckt,
was thuet mi Spatz in siner Noth? —
„Er pöpperlet am Fenster a,
und bettlet um e Stückli Brod." —

„Gang gib em, Muetter! 's friert en süst." —
Zeig, sag mer z'erst, 's pressirt nit so,
wie chunnts der mit dem Spätzli vor?
Meinsch nit, es chönnt eim au so goh?

Chind, wird's der wohl, und 's goht der guet,
Sag nit: i bi ne riche Her,
und iß nit Brotis alli Tag'!
's chönnt anderst werde, Handumcher.

Iß nit der chrosplig Ranft vom Brod,
Und loß die weiche Brosme stoh!
— De heschs im Bruuch — es chunnt e Zit,
Und wenn de's hättsch, wie wärsch so froh!

Ne blaue Mäntig währt nit lang,
Und d' Wuche het no mengi Stund,
Und mengi Wuche lauft dur's Dorf,
Bis Jedem au si letzti chunnt.

Der Sperling am Fenster. Zuerst in den süddeutschen Miscellen 1811, Nr. 86, als Probe aus Kerners poetischem Almanach für das Jahr 1812, wo das Gedicht S. 82 steht; Manuskript des Textes im Almanach im Besitz von Prof. L. Holland in Tübingen. Dann in der „Alsa" von Ehrenfried Stöber (Straßburg 1817), S. 18, in vielfach anderer Fassung. Ein Konzept in Hebels Nachlaß, im wesentlichen zum Texte im Almanach stimmend; Schrift des Konzepts nicht nach 1807. — I. Text des Almanachs. — 4. d' Vorles ha, habe das Recht, mir von allem, was geerntet wird, vorher auszulesen

Und was men in si'm Früehlig lehrt,
Me treit nit schwer, und hets emol,
Und was men in si'm Summer spart,
Das chunnt eim in si'm Spötlig wohl.

Chind, denk mer dra, und halt di guet!
„O Muetter lueg! der Spatz will goh!"
Se gang er! Leng die Hirse dört,
und sträu' em! Er wird wieder cho!

II.

Wie het im Summer 's Spätzli gseit?
Chind, bsinn di, — fallts der nümme i?
's het gseit: „i bi ne riche Bur,
die Garbe do sin alli mi."

Es isch gar sölli semper gsi,
es het vo allem 's fürnemst gno;
's het jedwed Chörnli dreimol bschaut
und hinterher erst lige lo.

Und wo der Spoetlig ufgrumt het,
mi riche Burst, was het er tho?
am Bode G'soem und Brösli gsuecht
und ebe nit viel überch̲o.

Und jez, wo's schneit, was schneie mag,
was thut mi Spatz in siner Noth?
Er pöpperlet am Fenster a:
„he, numme au e Stückli Brot!"

‚Gang, gib em, Muetter! 's friert en sust!'
Chum, sag mer z'erst ('s pressirt nit so),
wie chunnt's der mit dem Spätzli für?
meinsch nit, es chönnt der auch so go?

Chind, wird's der wohl, und 's goht der guet,
sag nit, i bi ne riche Ma!
und iß nit Brotis Tag für Tag
und schaff nit gli ne Sackuhr a!

II. Fassung der „Alsa".

Schel nit der chrosplig Ranft vom Brod,
Los nit die weiche Brosme stoh!
De hesch's im Bruch! es chunnt e Zit,
o wenn de's hättsch, wie wärsch so froh!

Und wenn der's nümme schmecke will,
se gang in's Feld, schaff druf und dra!
Der Hunger isch e gute Choch,
er sträut eim Gwürz und Zucker dra.

Ne blaue Maentig währt nit lang,
und d' Wuche het no mengi Stund,
und mengi Wuche lauft dur's Dorf,
und niemes weiß, was witers chunnt.

Und was men in sim Früehlig lehrt,
me treit nicht schwer, und hetts emol,
und was men in sim Summer spart,
das chunnt eim in sim Spoetlig wohl.

„Chind, denk mer dra, und halt di guet!"
‚O Muetter lueg! der Spatz will goh!'
„Se gang er! leng die Hirse dört,
und streu' em! er wird wieder cho."

---

51. Das Liedlein vom Kirschbaum (Bruchstück).

Der lieb Gott het zum Früehlig gseit:
„Gang, deck im Würmli au si Tisch",
und Hurst und Baum hen Blätter treit,
scharmanti Blättli grün und frisch.

Der Holder grünt, der Schlechebusch,
und alli andere druf und druf,
und wo me geht und wo me luegt,
stöhn nagelneue Chrüter uf.

Das Liedlein vom Kirschbaum (Bruchstück). Ungedruckt, Konzept in Hebels Nachlaß. Schrift nicht nach 1807. Das vollendete Gedicht im Schatzkästlein, in der „Baumzucht".

Und 's Würmli usem Gspinst verwachts,
's het gschlafen in sim Winterhus;
es streckt si und spert 's Müüli uf
und ribt die blöden Augen us.

Und druf se hets mit stillem Zahn
am Blattli g'nagt enanderno;
es het em vorg'stellt, 's seig für ihns,
doch hets no gar viel übrig glo.

Und wieder het der lieb Gott gseit:
„Gang, deck im Imli au si Tisch";
druf het der Bode Blume treit
vo alle Farbe rein und frisch.

Der Gunderich luegt 's Veili a:
„Se bhütis Gott, bisch au scho do?"
Jo frili, und der Baldrian
und 's Sügerli wird bald au cho.

Und zsendum an de Hürste hangts:
wenn 's gschneit hett, 's chönnt nit wisser sy.
. . . .

52. Der Geist in der Neujahrsnacht.

Tochter, suech e Strumpf, und stopfen do hinten ins Fenster,
wo hütt 's Büebli mittem Stecke d' Scheibe verheit het.
G'schicht ich im neue Johr kei größer Unglück, aß das isch,
chönneter z'friede sy. Doch weihts mer so frostig im Aecke
und i bi die letzti Nacht e wengeli z'jung gsi
für mi Alter, doch mit Zucht, und eimol isch keimol.
Will me Geister erblicken und heimligi Sachen erfahre,
mueß me, wenns Zwölfi schlacht, nit in de Federe liege.
Nu mer hen is verspötet mit allerhand fründligi Gspräche
z'Heiterschen an der Stros, und Uhr und Zeiger isch gstande;
d' Uhr het im alte Johr no welle ne wengeli Frist lo,

Der Geist in der Neujahrsnacht. Zuerst in der „Freiburger Zeitung" vom 1. Januar 1808; nicht in der fünften Auflage; erst wieder in den Werken von 1834.

oder hani's verhört. — „Guet Nacht, ihr Nochbere," sagi,
„mi Weg wird am witschte sy go Chrotzige," sagi,
gebis Gott e glücklich Johr und freudige Sinne!" —
„Das geb Gott der Her," so sage die Andre, „und schick di,
sust trapiert di der Geist no näumen, eb de deheim bisch,
wo mit sim Chind im Arm am letzte Dezember an d' Stros stoht.
d' Postchnecht wisse's alli, und rite lieber im Feldweg." —
's isch so cho, und zmitts im Dorf, und woni ums Eck gang,
nebe 's Xaveris Huus, bim Bluest, do stoht er am Brunne,
gros bis fast ans Dach und inneme duftige Mantel,
gwoben us Wulken und Liecht, und mitteme Bendel im Chnopfloch,
und het in den Armen und halber im Mantel verborge
wunderschön e Büebli gha mit fründligen Auge,
chüßts und lächlets a us sinen ernstlige Mine,
wie us nächtligem Gwülch der Vollmond lieblig in d' Welt luegt.
Siehsch mi nit, so thuesch mer nüt, — so denki und weih mi
mit em heilige Chrütz, und stell mi hinter de Brunnstock,
und will lose, was er seit, und wienerem zuespricht.
Wenig hani z'erst verstande; 's Wasser het bruuschet
us de Röhre in Trog und us em Brunntrog ins Gräbli.
„Chilchhof" — hani verstande, und — „Nüt darf ewige Bstand ha." —
Und — „Jez gohsch in d' Welt mit dine Schmerzen und Freude.
Theil sie verständig us, und was i nimme cha schlichte,
bring zum gueten End. Si hen e freudige Herbst gha.
Trinkt ein z'viel, und sitzt er lang im nächtlige Wirthshuus,
gang, und bietem heim und führen, daß er kei Bei bricht!
Nimm di der Armueth a, und sorg mer für Wittwen und Weise,
mach mer die Chranke gsund. — Die brave Soldate han ich no
mit Trumpete und Pauken und Ehrechränzen ins Land gfüehrt.
Loß du Freuden und Tanz und Apfelchüechli nit fehle,
wenn sie im Urlaub sin deheim bi Vater und Muetter.
Seig kei Fabelhans, und denk nit, wil e Kometstern
duftig am Himmel hangt, se müeßisch Feldzug und Schlachte,
Hungersnoth und Sterbet bringe, Zetter und Elend.
's isch mi Ehrestern. Siehsch nit mi Bändel im Chnopfloch?
Roseroth isch Freud, und Grüen isch liebligi Hoffnig.
Gang, verdien der au so ein mit dine Merite,

37. bietem heim, biete ihm die Feierabendstunde. — 43. Der große Komet vom Jahre 1807 war in Europa sichtbar vom 22. September 1807 bis 27. März 1808.

und schmück Jung und Alt mit frumme Sitten und Thate!"
Drüber schnurrts im Thurn in alli Räder am Schlagwerk,
und wie's Zwölfi schlacht, so stellt er 's Büebli an Bode,
wie der Engel so schön, und wie der Morge so lieblig,
und seit: „Das walt Gott! Jez gang uf eigene Füeße!
Gib mer frei wohl Acht zum güetige Fürste in Karlsrueh,
zue de Friburger Here, und zue de Landen im Brisgau,
aß sie kei Leid erfahren, und bringene Freuden und Gsundheit!"
Süeß, wie Sunneblick, het 's Büebli gächlet und Jo! gseit.
Aber mittem letzte Schlag im luftige Chilchthurn
goht er in große Schritte 's Dorf us, und gegenem Rhi zue,
alliwil gschwinder und größer, und alliwil bleicher und dünner,
wie ne Nebelduft am Feldberg oder am Belche.
Und wie nootno in der Mitternacht d' Glocke verbrummt het,
het si der Duft verzogen, und isch vergangen und weg gsi.
Chunnsch bald mitem Strumpf? 's zieht alliwil schärfer und chüeler.
Wenni lang verzehl, stohsch lang do ummen und gohsch nit.

---

53. Hephata, thue dich auf!

I.

Woni am Sunntig früeih in mine Gidanke dohi gang,
's isch so lieb und heimlig gsi, und d' Sunne het gschiene
rechts und links an d' Dörfer und an die gwiisgete Chilchthürn.
Und die Chilchthürn stehn und bschauen enander vo witem
übers Waizefeld und über die duftige Matte
und 's will ken der Afang mache: „Nochber fang du a!
bisch du nit der ältst' und hesch die chräftigste Glocke?"
„'s het jo no nit nüne gschlage," seit er zuem Nochber,
„und dört stoht e Burst im Feld, und lueget an d' Birbäum,
denk wol i will warte, se bringi 'n au no in d' Chilche."
Drum es het e Vögeli pfiffen, uffeme Birbaum
woni gstande bi, druff denki, woni em zulos:

Hephata, thue dich auf! Zuerst Allemannia IX, 218, dann bei Längin, Nachträge. — I. Schrift von V. 1—37 nicht später als 1807—8, von V. 38 bis Schluß aus der Zeit von 1808—12; V. 91—93 sind später geschrieben als 60—90. Die Schrift der zweiten Fassung gehört ganz der Zeit von 1808—12 an; die Art der Korrekturen zeigt zweifellos, daß Bearbeitung II die spätere Fassung ist.

predigt echt der Fink uf siner laubige Chanzle.
's chunt eim schier so vor, und d' Blümli sitzen und lose.
Nei wie lost das Glockeblümli, weger es schnuft nit,
wenni 's nummen au verstünd! Er wirdene sage,
wie sie der himmlisch Vater do usem saftigen Erdrich
nährt und chleidet und puzt mit allerlei lieblige Farbe,
wenn sie scho nit spinnen und überbindlige neihe;
und es gangem selber so. Si Röckli seig gwachse,
wiener größer worde seig, er trag's doch afange
menge Monet Tag und Nacht und Suntig und Werchtig,
und es seig no nagelneu, wie ehnen am Schilfmeer
s' Plunder blibe seig, wo d' Chinder Israel treit hen,
d' Schnider seigen all verlumpt, wo unterne gsi sin,
und er heig kei Schüren und heig kei Zehnden im Etter,
und kei Burgergab; doch gang der Vater im Himmel
nie verby, er geb em näumis, z'Morgen und z'Mittag;
het er nit so gseit, se hani mers so vorgstellt.
Woner ufghört het und woner s' Schnäbeli putzt het,
d' Immli hen scho Orgle gspilt, se denki, jez gangi
do dur d' Rebberg uf, und woni oben am Gupf bi,
lütets überal mit alle Glocken in d' Kilche.
Jo do bini, denki, 's isch ordli, aß der au wartet,
bis me chunnt, und gang in d' Chilchen. Was i drin ghört ha,
will i jez verzehle. — Gang, Vreni leng mer e Stuhl her!
Chanis nit sage, wie er, se willi 's sage wie ichs cha.
Betet hen sie wie bi üs und gorglet und gsunge;
wo sie gsunge hen, se chunnt der Pfarrer uf d' Chanzle
und dreiht's Stundeglas und rüttlet's e wenig und chlopft druf —
's het nit welle laufen und druf wo d' Orgle verbrummt het,
fangt er z' predigen a, vo sellem Tauben und Stumme,
wo ne fremde Ma am galliläische Meer her
gwandlet seig und heig dem Chranke d' Finger ans Ohr gleit
und an d' Zungen au, und wiener „Hephata" grüeist heig,
„Hephata, thue dich auf!" druf seig dem Chranke uf eimol
's Wasser in d' Auge gschosse: „Nei, loset, wie brusche die Welle",
heig er gseit, „wie pfift der Wind so lieblich im Schilfrohr
und wie singt der Fischer dört so lieblig am Ufer!"
Und der Vater und d' Muetter seig schier vor Freude vergange,
's seig e himmlisch Wunder gsi. Der Doctor chönts nit so,

's seig e chräftig Wort, das Hephata, seit er, vom Himmel.
Jo 's mueß chräftig si! I möchts wol au ne mol höre,
hani denkt, und woni's denk, se frogt er: „Und tönts nit
wome nume lost, an allen Enden und Orte?
und uf allen Matten, in allen menschlichen Herzen?
Stöhnt e mol im Winter ufs Feld und lueget wies ussieht!
Alles isch harte Stei, und alli Pflanze vertrochnet,
alli Bäch sin gfroren und mühsam dreiht si no 's Mühlrad,
alli Fenster verschlossen und alli Thüre mit Strau deckt
un kei Trostle singt, ke Summervögeli sunnt si;
's isch scho Lichtmeß — 's wird nit anderst, — d' Fasten isch au do
und me meint, es blib jez so, und weiß em nit zhelfe,
bis im Mertz en andere chunnt, und Hephata ausspricht:
„Hephata, thue dich auf!" — Wie weiht der Thauwind so lieblig,
seit der Vatter zum Suhn, wo uffe Stauffemer Mert chunt,
und chnüpft 's Brusttuch uf. Wie wird der Bode so lucker,
los, wies rieslet und tropft und lueg doch, wie alles so grün wird!
Und deheim seit d' Mutter: Gang Töchterli weidli ans Fenster,
loß der Frühlig in d' Stuben und sag em fründli Gottwilche
und lönt d' Schöfli us, der Hirt fahrt ebe durs Dorf ab.
Jez chunt alles in Trieb und schießt in heimlige Chnospen
in de Gärten am Hag und an de laubige Bäume;
und der Vogel, wo vor Churzem d' Wegstür nit gha het,
isch e riche Ma, und het in alle Reviere
Würmli uf der Weid, uf alle Bündtene 's Zehndrecht,
het sie eige Huus und Hof; die flißige Huusfrau
baut e Bettli dri, und wemme näume derzu chunt,
nei, se bhüetis Gott, was lit im Bettli verborge:
goldni Eili rund und chli, mit Düpflene gsprenklet.
Was isch in de Chnospe, was ist im Eili verborge?
Niemes weißt's und niemes luegt und nieme cha's ufthue;
's Vögeli selber it, doch sizt es geduldig und wartet,
bis die Stimm vom Himmel chunnt und Hephata ausspricht.
Und es tönt jez Tag und Nacht und Sunntig und Werchtig:
„Hephata, thue dich auf!" und alli höre's und folge;
und me het nit Auge gnug zum freudige Bschaue;
's hangt an alle Hürsten, an alle luftige Bäume,
's duftet in alle Gärten und stoht in prächtige Gstalte.
Goldeni Chäfer schwirre. Sie hen das Hephata au ghört." —

Druf lengt der Pfarrer in Sack und nimmt e Prisen und schnupften
und luegt no nem Stundeglas und pöperlet wieder —
„Hephata, thue dich auf!“ —

II.

Amme Suntig früh, se gangi in mine Gidanke
uf der Stroß spatzieren und wies eim öppen au go cha,
chummi witer as i weiß und as i ha welle.
Drum 's isch au so heimlig gsi und d' Sunne het gschiene
rechts und links an d' Dörfer und an die gwiißgete Kilchthürn,
und die Chilchthürn stöhn und bschauen enander vo witem,
über 's Waitzefeld und über die duftige Matte,
und 's will kein der Afang mache: „Nochber, fang du a!
Bisch nit du der ältst' und hesch die chräftigste Glocke?“ —
„'s het jo no nit nüni gschlage“, seit er zum Nochber,
„und sie tränke no an alle Brunne und hole
in der Metzg no Fleisch und flechte de Chindere d' Zupfe.“
Sieder gangi und gang, und los, wie d' Vögeli froh sin,
wil es Sunntig isch und wil sie elleinig im Feld sin,
und pfif au mi Morge-Psalm und d' Vögeli lose,
luegen enander a und denke, das isch e Lehrjung,
seig er, wer er well in sine plischene Hose.
Nu i gang dur d' Rebberg uf in mine Gidanke,
— 's het scho weichi Trübli gha und zitige Beeri —
bis es zseme lütet an allen Enden und Orte,
übers Stopplefeld und über die grasige Matte;
und es lüpft mer 's Herz und 's Wasser schießt mir in d' Auge:
„Gosch jez in kei Chilche, und goht der Suntig di nüt a?“
sagi zue mer und lauf und chumm no ebe wils Zit isch
anne Chilchhof uffem Gupf und schlenkere 's Gertli,
won i gha ha, weg und denk, jez gangi uf grohtwohl
zue der nächste Thüren i und setz mi, wo's Platz isch,
zu de Mannen oder Bueben oder uf d' Orgle.
Und jez loset, was der Pfarrer predigt und gseit het;
chanis it sage wie er, se will is sage wie ichs cha. —
Vreneli leng mer e Stuhl und jag z'erst d' Hüner zur Thür us.
Betet hen sie, wie by üs und gorglet und gsunge.
Wo sie gsunge hen, se stigt der Pfarrer uf d' Chanzle
und dreiht 's Stundeglas und rüttlets e wenig und chlopft druf;

's het nit welle laufe, und druff, wo d' Orgle verbrummt het,
fangt er e Predig a vo sellem Tauben und Stumme,
wo ne fremde Ma am galliläische Meer her
gwandlet seig und heig dem Chranke d' Finger ins Ohr gleit
und uf d' Lefzgen au, und wiener Hephatha grüft heig:
„Hephatha, thue dich auf!“ se seig dem Chranken uf eimol
's Wasser in d' Auge gschosse. „Nei loset, wie brusche die Welle!“
heig er gseit, „wie pfift der Wind so lieblig im Schilfrohr!
Nei wie singt der Fischer dört so lieblig am Ufer!“
Und der Vater und d' Mutter seig schier vor Freude vergange.
's isch e chräftig Wort, das Hephatha, seit er, vom Himmel,
's thuts kei Dokter no, kei Apotheker vu Sulzburg.
Jo 's mueß chräftig si; wol möchti 's au ne mol höre,
hani denkt, und wienis denk, se seit er: Und tönts nit
wo me numme loset, an allen Enden und Orte
und uf alle Matten in alle menschliche Herze!
Am Dreikünigtag wie isch der Bode mit Schnee deckt,
hart und chalt, voll G'söm und G'würm e ledige Chilchhof.
Tribt e Gräsli, lacht e Blüemli, zittigt e Chörnli?
's duuren ein die arme Vögel, Spatzen und Finke,
und die arme Lüt in ihrem verrissene Plunder.
Wuchen um Wuche vergoht. Es isch scho Pauli Bekehrung,
's wird nit anderst, numme d' Noth wird größer und herber,
d' Lichtmeß chunnt, 's isch no wie almig; d' Fasten isch au do.
Und der Vogt und 's Gricht, der Kayser und sine Saldate
zwinge 's nit. Kei Menschewort dringt aben in Bode,
bis im Merz en andere chunt und Hephatha ausspricht.
„Hephatha, thue dich auf!“ Wie weiht der Tauwind so liebli,
seit der Vater zum Suhn, wo mit enander in Wald göhn,
und chnüpft 's Brusttuch uf, — wie wird der Bode so lucker!
Loos, wie's rislet und tropft und lueg doch, wie alles so grün wird,
und deheim seit d' Mutter: Gang Töchterli weidli ans Fenster,
loß mer de Fruehlig in d' Stube mit sine heitere Auge
und löhnt d' Schöfli us, der Hirt fahrt ebe durs Dorf ab.
Jetz chunnt alles in Trieb und schießt in heimlichi Chnospe,
in de Gärten, im Feld, an alle Bäumen und Hecke;
un der Vogel, wo vor churzem d' Wegstüür nit gha het,
isch e riche Buur. Er het in alle Reviere
Würmli uf der Weid, in alle Bündtene 's Zehndrecht,

het si eige Huus und Hof. Die flißige Huusfrau
baut e Bettli dri, und wemme näume derzu chunnt,
nei, se bhütis Gott, was lit im Bettli verborge?
Goldni Eili, rund und chly, mit Düpflene gsprenklet.
  Was isch in de Chnospe, was isch im Eili verborge?
Niemes weißt's und niemes luegt und nieme cha's ufthue.
Tag um Tag vergoht, der Ostermentig und Zistig,
bis die Stimm vom Himmel tönt und Hephatha ausspricht.
Und jez rueft es Tag und Nacht und Sunntig und Werchtig:
„Hephatha, thue dich auf!“ und 's höre 's alli und folge.
Und me het nit Auge gnug zum freudige Bschaue:
's Chnöspli thut si uf. O lueg die schöne Zirinkli!
's Vögeli fliegt vom Nest; o lueg e Stübli voll Chinder! —
He es währt vom Ostertag e freudige Fyrtig,
bis zum Pfingstfest, Tag und Nacht und Sunntig und Werchtig;
's glitzeret z'sendum wie Gold und Silber und Demant,
's wahlt e Blütheduft ab alle Bäumen und Hecke,
's tönt, me weiß nit was, in alle Gärten und Matte
wie Clavier- und Harpheton und silberne Glöckli;
wo me lost und wo me luegt isch Leben und Lebe,
d' Gluckere goht selb zwölfst und d' Lämli weiden im Grüne,
d' Halme schieße, d' Aere schwanke, d' Saegese juckt scho,
und me seit Gottlob und Dank und wartet afange
uf e warme Rege. Was seit der Barometer?
Obe will er usen und 's rüttle bringt en nit abe,
und der Himmel isch zue, wie zu den Ziten Eliä,
zweiten Buch der Könige Kapitel das siebzehnt. — —

54. Geisterbesuch auf dem Feldberg.

  Hani gmeint, der Denglegeist, ihr Chnabe vo Todtnau,
seig e böse Geist, iez wüßti andere B'richt z'ge.
Us der Stadt das bini, und wills au redli bikenne,
mengem Chaufher verwandt „vo siebe Suppe ne Tünkli“,

Geisterbesuch auf dem Feldberg. Zuerst in der Iris von 1810, S. 177, dann in der fünften Auflage. — 1. Die Hirten auf dem Feldberge hören oft in der Nacht ein stetes und gleichförmiges Klopfen. Der Aberglaube knüpft daran die einfache Sage, daß ein böser Geist alsdann eine Sense hämmere. — 4. vo siebe Suppe ne Tünkli, d. i. sehr weitläufig.

aber e Suntigchind. Wo näume luftigi Geister
uffem Chrüzweg stöhn, in alte G'wölbere huse,
und verborge Geld mit füürigen Auge hüete,
oder vergoße Bluet mit bittere Thräne wäsche,
und im Grund verscharre, mit rothe Nägle verchratze,
siehts mi Aug, wens wetterleicht. Sie wimsle gar sölli.
Und wo heiligi Engel mit schöne blauen Auge
in der tiefe Nacht in stille Dörfere wandle,
an de Fenstere lose, und, höre sie liebligi Rede,
gegen enander lächlen, und an de Husthüre sitze,
und die frumme Lüt im Schlof vor Schade bewahre,
oder wenn sie, selb ander und dritt, uf Gräbere wandle,
und enander sage: „do schloft e treui Mutter,
do en arme Ma, doch het er niemes bitroge.
Schlofet sanft und wohl, mer wennich wecke wenns Zit isch,"
siehts mi Aug im Sterneliecht, und höri sie rede.
Menge chenni mit Namen, und wemmer enander bigegne,
biete mer is d' Zit, und wechsle Reden und Antwort:
„Grüeß di Gott! Hesch gueti Wacht?" — „Gott dank der, so zimli."
Glaubets oder nit! Ne mol, se schickt mi der Vetter
Todtnau zue, mit allerhand verdrießlige G'schäfte;
wo mer's Kaffi trinken und Ankeweckli drin tunke:
„Halt er si nienen uf, und schwetz er nit, was em ins Mul chunt,"
rüeft mer der Vetter no, „und loß er si Tabatiere
nit im Wirthshus lige, wie's sust bim Here der Bruch isch."
Uf und furt, i gang, und was mi der Vetter ermahnt het,
hani richtig versorgt. Jez sitzi z'Todtnau im Adler —
und iez gang i spaziere und mein, i chön nit verirre,
mein', i seig am Dorf; zlezt chresmi hinten am Feldberg.
D' Vögel hen mi g'lockt, und an de Bächlene d' Blüemli.
Selle Fehler hani, i cha mi an allem verthörle.
Drüber wird es chüel und d' Vögel sitzen und schwige.
s' streckt scho dört und do e Stern am düstere Himmel
's Chöpfli usen, und luegt, öb d' Sunn echt aben ins Bett seig,
öb es echt dörf cho, und rüeft de andere: „Chömmet!"
Und i ha kei Hofnig meh. Druf leg i mi nieder.

9. Danach in der Iris noch:
und um Galgen und Rad mits T.... Großmutter tanze.

's isch e Hütte dört, und isch en Aerfeli Strau drinn.
„O du liebe Zit," so denki, „wenn i deheim wär!
Oder es wär scho Mitternacht. Es wird doch e G'spenstli
näume dohinte sy, und z'nacht um zwölfi verwache,
und mer d' Zit vertribe, bis früeih die himmlische Lichter
d' Morgeluft verlöscht, und wird mer zeige, wo's Dorf isch."
Und iez woni 's sag, und mittem vordere Finger
's Zitli frog, wo's Zeigerli stand, 's isch z'finster für's Aug gsi,
und wo's Zitli seit, 's gang ab den Oelfen, und woni
's Pfifli use leng, und denk: iez trinki no Tubadk,
aßi nit verschlof — by'm Bluest, se fangen uf eimol
ihrer zwee ne G'spröchli a. I mein, i ha g'loset. —
„Gell, i chum hüt spoot? Drum isch e Meideli g'storbe
z'Mambach, 's het e Fieberli g'ha und leidige Gichter.
's isch em wohl. Der Todesbecher hani em g'heldet,
aß es ringer gang, und d' Auge hani em zudruckt,
und ha g'seit: Schlof wohl! Mer wen di wecke, wenns Zit isch. — —
Gang, und bis so gut und hol mer e wengeli Wasser
in der silberne Schaale, i will iez mi Sägese dengle."
Dengle? han i denkt, e Geist, und düselen use.
Woni lueg, se sitzt e Chnab mit goldene Fegge
und mit wiißem G'wand und rosefarbigem Gürtel
schön und lieblig do, und nebenen brenne zwey Lichtli.
„Alli gute Geister," sagi, „Herr Engel, Gott grüeß di!"
„Loben ihre Meister," seit druf der Engel, „Gott dankder!" —
„Nüt für übel, Herr Geist, und wenn e Frögli erlaubt isch,
sag mer, was hesch du denn z'dengle?" — „d' Sägese," seit er.
„Jo, sel siehni," sagi, „und ebe das möchti gern wisse,
wozu du ne Sägese bruugsch." — „Zum Meihe. Was hesch g'meint?"
seit er zu mer. Druf sagi: „und ebe das möchti gern wiße."
Sagi zuenem: „Ischs verlaubt? Was hesch du denn z'meihe?" —
„Gras; und was hesch du so spoot do hinte z'verrichte?"
„Nit gar viel," hani g'seit, „i trink e wengeli Tubadk.
Wäri nit verirrt, wohl wärs mer z'Todtnau im Adler.
Aber mi Red nit z'vergesse, se sag mer wenn d' witt so gut si,
was du mittem Graß witt mache." — „Fuettere," seit er.
„Eben und das nimmt mi Wunder, de wirsch doch, Gottwill, ke Chue ha?"
„Nei, ne Chue just nit, doch Chalbele," seit er, „und Esel.
Siehsch dört selle Stern?" Druf het er mer obe ne Stern zeigt.

„'s Wienecht-Chindlis Esel, und 's heilige Frideli's Chalb'le*)
othme d' Sterne Luft dört oben, und warten ufs Futter.
Und dört wachst kei Gras, dört wachse numme Rosinli,"
het er g'seit, „und Milch und Honig rieslen in Bäche,
aber 's Vieh isch semper, 's will alli Morge si Gras ha,
und e Löckli Heu, und Wasser us irdische Quelle.
Dordurwille dengli iez, und willi go meihe.
Wärsch nit der Ehre werth, und seisch, de wellsch mer au helfe?"
So het der Engel g'seit. Druf sagi wieder zum Engel:
„Lueg, es isch so ne Sach. Es sott mer e herzligi Freud sy,
d' Stadtlüt wisse nüt vo dem; mer rechnen und schribe,
zähle Geld; sel chönne mer, und messen und wäge;
laden uf, und laden ab, und essen und trinke.
Was me bruucht ins Muul, in Chuchi, Cheller und Chammer,
strömt zu alle Thoren i, in Zeinen und Chretze;
's lauft in alle Gassen, es rüeft an allen Ecke:
„Chromet Chirsi, chromet Anke, chromet Andivi!
Chromet Ziebele, geli Rüebe, Peterliwurze!
Schwebelhölzli, Schwebelhölzli, Bodekolrabe!
Paraplü, wer koof? Reckholderberi und Chümmi!
Alles für baar Geld und alles für Zucker und Kaffe ....
Hesch du au scho Kaffi trunke, Her Engel, wie schmeckt's der?"
„Schwetz mer nit so närsch," seit druf der Engel und lächlet.
„Nei, mir trinke Himmelsluft und esse Rosinli,
vieri alle Tag, und an de Suntige fünfi.
Chum iez, wenn de mit mer witt; iez gangi go meihe,
hinter Todtnau abe, am Weg, an grasige Halde." —
„Jo Her Engel frili willi, wenn de mi mit nimsch.
's wird afange chüel. Ich will der d' Sägese trage.
Magsch e Pfifli Tuback rauche, stohts der zu Dienste."
Sieder rüeft der Engel: „Puhuh!" Ne füürige Ma stoht,
wie im Wetter, do. „Chumm, zündis abe go Todtnau!"
Seits, und voris her marschirt der Puhuh in Flamme

*) Nach einer alten Sage hätte der heil. Fridolin (in der katholischen Schweiz und dem obern Schwarzwalde ein gefeierter Name) mit zwei jungen Kühen eine Tanne bei Seckingen in den Rhein geführt, und dadurch diesen Fluß von der einen Seite der Stadt auf die andere geleitet. Anm. Hebels.

87. Wärsch nit der Ehre werth, so anständig, so höflich. — 108. 's wird afange chüel, es fängt an, kühl zu werden. — 110. Puhuh, ein Irrwisch (aus der Kindersprache).

über Stock und Stei und Dorn, e lebigi Fackle.
„Gell, es isch chumli so,“ seit iez der Engel: „was machsch echt?
Worum schlagsch denn Füür? Und worum zündisch di Pfifli
nit am Puhuh a? De wirsch en doch öbbe nit förchte,
so ne Fraufaste-Chind, wie du bisch — het er di g'fresse?“
„Nei, Her Engel, g'fresse nit. Doch mußi bikenne,
halber hani'm numme traut. Guet brennt mer der Tuback.
Selle Fehler hani, die füürige Manne förchi;
lieber sieben Engel, as so ne brennige Satan.“ —
„'s isch doch au ne Gruus,“ seit iez der Engel, „aß d' Mensche
so ne Furcht vor G'spenstere hen, und hätte's nit nöthig.
's sin zwee einzigi Geister de Mensche gfährli und furchtbar;
Irrgeist heißt der eint', und Ploggeist heißt der ander;
und der Irrgeist wohnt im Wi. Us Channen und Chruse
stigt er eim in Chopf, und macht zerrütteti Sinne.
Selle Geist führt irr im Wald uf Wegen und Stege,
es goht mit eim z'unterst und z'öberst; der Bode will unter eim breche!
d' Brucke schwanke, d' Berge biwege si, alles isch doppelt.
Nim di vorem in Acht!“ Druf sagi wieder zum Engel:
„'s isch e Stich, er bluetet nit! Her Gleitsma, i merk di.
Nüechter bini gwis. I ha en einzig Schöpli
trunke g'ha im Adler, und frog der Adlerwirth selber.
Aber bis so gut, und sag mer, wer isch der ander?“
„Wer der ander isch,“ seit iez der Engel, „das frogsch mi!
es isch e böse Geist, Gott well di vorem biwahre.
Wemme früeih verwacht, um viere oder um fünfi,
stoht er vorem Bett mit große füürigen Auge,
seit eim gute Tag mit glühige Ruthen und Zange.
's hilft kei das walt Gott, und hilft kei Ave Maria!
Wemme bete will, enanderno hebt er eim's Muul zu.
Wemmen an Himmel luegt, se streut er Aeschen in d' Auge;
het me Hunger, und ißt — er wirft eim Wermuth in d' Suppe;
möcht me z'Obed trinke, er schüttet Gallen in Becher.
Lauft me, wie ne Hirtz, er au, und blibt nit dehinte.
Schlicht me wie ne Schatte, se seit er: Jo mer wen g'mach thue.
Stoht er nit in der Chilchen, und sitzt er nit zu der ins Wirthshuus?
Wo de gosch und wo de stohsch, sin G'spenster und Gespenster.

132. 's isch e Stich, das soll ein Stich auf mich sein.

Gosch ins Bett, thuesch d' Auge zu, se seit er: 's preßirt nit
mittem Schlofe. Los, i will der näumis verzehle:
Weisch no, wie de g'stohle hesch, und d' Waisli bitroge,
So und so, und das und dies, und wenn er am End isch,
fangt er vorne a, und viel wills schlofe nit sage."
So het der Engel g'seit, und wie ne füürige Luppe,
het der Puhu g'sprüzt. Druf sagi wieder: „I bi doch
au ne Suntig Chind, mit mengem Geistli bifründet,
aber b'hüt mi Gott der Her!" Druf lächlet der Engel.
„B'halt di G'wiße rein, 's goht über d'siebnen und b'segne,
und gang iez das Wegli ab, dört nieden isch Todtnau.
Nimm der Puhuh mit, und lösch en ab in der Wiese,
aß er nit in d' Dörfer rennt, und d' Schüüre nit azünt.
B'hüt di Gott, und halt di wohl!" Druf sagi: „Her Engel!
B'hüt di Gott der Her, und zürn' nüt! wenn de in d' Stadt chunsch,
in der heilige Zit, se b'suech mi, 's soll mer en Ehr sy.
's stöhn der Rosinli z'Dienst und Hypokras wenn er di annimt.
d' Sterneluft isch rau, absunderlig nebe der Birsig."
Drüber graut der Tag, und richtig chummi go Todtnau,
Und gang wieder Basel zu im lieblige Schatte.
Woni an Mambach chumm, so trage sie 's Meideli use,
Mittem heilige Chrüz und mit der verblichene Fahne,
Mittem Chranz am Todtebaum und brieggen und schluchze.
Hent ders denn nit g'hört! Er will's jo wecke, wenn's Zit isch.
Und am Zistig druf, se chummi wieder zum Vetter,
d' Tubacktose hani richtig näume lo liege.

---

55. Des rheinländischen Hausfreundes Danksagung an Herrn Pfarrer Jäck in Triberg.

Zeig wie, Her Peter! Wenn der's Gläsli schmeckt,
voll Chirsiwasser, und der Chueche dri,

167. Der Vers ist nicht klar. Die Birsig fließt durch Basel. — Pfarrer Jäck in Triberg, „welcher ihm 3 Krüge altes Kirschwasser und Kuchen, die der Hausfreund gar gern ißt, mit einer herrlichen Epistel in allemannischer Sprache geschickt hatte." Anm. Hebels im Freiburger Wochenblatt. — Zuerst im Freiburger Wochenblatt vom 15. Januar 1811, dann in der Ausgabe von 1834, vermutlich nach dem Brieforiginal. Konzept in Hebels Nachlaß. Alle drei Fassungen weichen von einander ab; das Konzept liegt beiden andern Texten zu Grunde, die unter sich unabhängig sind. Wir geben den Text von 1834. — Jäcks Antwort ist datiert vom 5. April 1810; sie steht bei Längin, Nachträge. Marcus Fidelis Jäck, geb. 1768, Pfarrer seit 1795, 1808—13 in Triberg; 1830 Domkapitular in Mainz; † 1845; auch poetisch thätig; 1836 erschienen von ihm: „Kleine Beiträge zur gemüthlichen Unterhaltung in der Liedersprache".

und 's Lied vo Triberg vom Her Pfarer Jäck,
weisch nit, was schön isch? Git men eim nit d' Hand,
zieht 's Chäpli ab und seit: Vergelts ich Gott!
Du nit? Und trinksch, aß wenn di eigene Baum
die Chirsi treit hätt? Und de hesch doch kein.

'S isch wohr, Her Jäck, i ha kei eigene Baum,
i ha kei Huus, i ha kei Schof im Stal,
kei Pflueg im Feld, kei Immestand im Hof,
kei Chatz, kei Hüenli, mengmol au kei Geld.
'S macht nüt. 'S isch doch im ganze Dorf kei Buur
so rich as ich. Der wüßet wie me's macht.
Me meint, me heigs. So meini au, i heigs
im süeße Wahn, und wo ne Bäumli blüeiht,
's isch mi, und wo ne Feld voll Aehri schwankt,
's isch au mi; wo ne Säuli Eichle frißt,
es frißt sie us mim Wald.

So bini rich. Doch richer bini no
im Heuet, in der Erndt, im frohe Herbst.
I sag: Jez chömmet Lüt, wer will und mag,
und heuet, schnidet, hauet Trübli ab!
I ha mi Freud an allem gha, mi Herz
an alle Düften, aller Schöni g'labt.
Was übrig isch, isch euer. Tragets heim.

Her Jäck, mir isch, der schüttlet eue Chopf,
und saget fürich selber: „Guete Fründ,
so lebt men im Schlaraffeland." He jo,
so lebi im Schlaraffeland, 's isch wohr,
treit nit meng Immli süeße Hunig heim
um Triberg? Hangt nit menge Chirsibaum
voll schwarzi Chinder? Mir do niede fliegt
der Chuechen und der Chirsiwasser-Chrueg
und drei für ein zum Fenster i. Do trink!
Und lueg do fliegt e Blatt, 's isch schwarz uf wiiß.

Her Jäck, viel Süeßi wohnt im Bluemechelch,
viel Gwürz im brune Chirsichern, 's isch wohr.
Doch was im frumme Menscheherz ersprießt,

und ufgoht, und in schöne Liedere blüeiht,
wie euer Lied, goht übers Zuckerbrod
und Zimmetgeist. Das treit ke Immli heim.
Das distellirt der Summer an keim Baum.
Drum dank ich Gott für alles Liebs und Guts.
Drum dank ich Gott für eue dreifach G'schenk,
und gebich Sunneschin und frohi Zit.
Der sehnt, i dank mit Chapeziner-Dank,
mit Segen und Papier. — —

---

56. (Auf die Insel bei Odelshofen.)

Zeig Jumpfere us em Oberland,
mit diner Harpfen in der Hand,
flicht di Zirinke-Chranz ins Hor,
legs Halstuech a us Silberflor,
chumm, sing e Liedli so und so!
De chasch nit viel. Mer wiße's scho.

Findsch echt der Weg ins Unterland?
Der Schwarzwald blibt uf rechter Hand,
mit sine Firste hoch und lang,
und 's Wasser links, 's goht au di Gang,
und obe Himmel rein und blau,
und unte frische Morgethau.

Doch wenn de n'über d' Chinzig gohsch,
und z'Offeburg am Scheidweg stohsch,
's goht links di Weg, und denk mer dra,
iez goht di d' Bergstroß nüt meh a.
Lueg um di! Siehsch kei Insle do?
O b'hüet is Gott, do isch sie jo.

46. Chapeziner-Dank, der Kapuziner teilt Papier, d. h. Helgen aus; vgl. den Karfunkel. — Auf die Insel bei Odelshofen. Zuerst in der Ausgabe von 1834; Konzept in Hebels Nachlaß. „Im Jahre 1810 wurde von Hebels Verehrern und Freunden zu Kork in einem kleinen See bei Odelshofen eine Insel mit schönen Gartenanlagen ausgestattet, und bei Hebels nächster Anwesenheit in Kork diese Anlage, die den Namen Hebels-Insel erhielt, durch ein ländliches Fest eingeweiht. Diesem Fest verdankt gegenwärtiges freundliches Gedicht, von Hebel in froher Rückerinnerung gefertigt, seine Entstehung." Anm. in der Ausgabe von 1834.

Wie isch das Inseli so nett,
aß wenn's en Engel zirklet hätt,
aß wenn's si eige Gärtli wär!
Wie badet's in sim chleine Meer!
Wie badet's in sim Bluemeduft,
und sunnt si in der reine Luft!

'S treit menge Her e Stern am Band,
het Geld wie Laub, und Lüt und Land;
er ißt Pastete, Fleisch und Fisch,
e goldne Bueb stoht hinterm Tisch;
es fehlt em nüt. Frog was de witt!
Doch so ne Plätzli het er nit.

Und heig er au; was isch derno?
Ihm singe d' Vögeli doch nit froh,
ihm blüehe d' Blüemli nit so blau,
der Nachtluft weiht em nit so lau.
'S chunnt nit uf Luft und Vögel a,
me mueß es in em selber ha.

Ne frohe Sinn, e lustig Bluet,
in Freud und Leid e guete Mueth;
und wemme binenander sitzt,
und d' Freud eim us den Auge glitzt,
sell will en ander Röckli ha,
im gstickte Gala gohts nit a.

Bim Bluest, dört chömme Here-Lüt!
Sing herzhaft furt, sie thüen der nüt.
Sag: Grüeß ich Gott, und mach ich froh
in euem nette Pärkli do;
und wenn sie bi der dure göhn,
gang usem Weg und neig di schön.

Se grüeß ich Gott und mach ich froh,
in euem nette Gärtli do,
und spar ich gsund Johr i, Johr us,
o schenket mer e Blüemli drus.
I flicht mers in d' Zirinken i,
es soll mi fürnehmst Blüemli si.

Frau Sunne, was i z'bitte ha,
lueg lieb und süeß das Plätzli a,
und wärms frei wohl und tränks mit Luft,
us diner süeße Muetter-Brust.
Mer sin zwor nit elleinig do,
doch hen die Andren au dervo.

Her Vollmo, und was d' Nacht erhellt,
wenn d' Sunne schloft im stille Zelt,
i will ich's au bifohle ha;
und luegt e Chnab si Schätzli a,
und wenn's em au ne Schmützli git,
sind still derzue; verrothets nit.

Jez Jumpfere mit dem Harpfespiel
mach, aß de furt chunnsch. Z'viel isch z'viel,
und chunnsch mer heim im Obedroth,
und 's frogt di eis: Woher so spot?
Se sags, und rüehms frei do und dört,
und halt di redli. Hesch mers ghört?

---

57. Die Feldhüter.

Hinte Wald und Berg bis an die duftige Wulke,
vorne Matte voll Chlee, und Saat und goldene Lewat,
stoht e Hütten im Feld und in der einseme Mittnacht.
Numme d' Sterne wache, und numme no d' Feldberger Wiese,
und der Schuhu im Wald und öbbe Geister und Hirze.
Aber im Hüttli sitzen und hüte die buschige Felder
's Meiers muntere Fritz und 's Müllers lockige Heiner.
„Heinerli," seit der Fritz, „der Schlof goht lisi um d' Hütte.
Lueg iez chunnt er is inen, und lueg doch weger, er het di!
Weidli, chum ins Grün! Mer wenn im lieblige Wechsel
miteinander singen. Es weiht e lustige Nachtluft,
g'vätterlet mittem Laub und exerzirt mit de Halme:

Die Feldhüter. Zuerst in der Iris von 1811, S. 76, dann in der fünften Auflage. — Wechsel- und Wettgesang findet sich mehrfach bei Theokrit (Idyll 5, 6, 8, 9, 10) und Virgil (Ekloge 3, 7, 8); in der Anlage des Ganzen Hebel am nächsten stehend ist Theokrits sechstes Idyll; hier findet sich auch am Schluß die wechselseitige Beschenkung.

Rechts um kehrt euch! Links herstellt euch! Nonemol rechts um!"
Aber 's Müllers Heiner mit siner lockige Stirne
streckt si und stoht uf, und sucht si gläserni Röhre.
„Fritzli, stoß mi nit!" Jez stehn sie gegen einander,
der am Chriesi-Baum, der an der duftige Linde,
und probire d' Tön in ihrer Höchi und Tiefe,
setzen ab, und setzen a. „Sing Heinerli du z'erst!"
seit der Fritz, „de hesch doch, traui, näume ne Schätzli."

Heiner.

Tränki früeih am Brunne, so holt au's Meieli Wasser.
Wäscht es am Obe Salat, se chummi wieder und tränki.
„Guten Obe!" — „Dank der Gott! Mer treffe's doch ordli." —
„Jo mer treffe's ordli; 's isch hüt e lieblige Tag g'si."

Fritz.

In der Chilchen im Chor, und wenn der Her Pfarer e Spruch seit,
luegi mi Vreneli a, öb es au ordeli acht git,
und es luegt mi a, öb ich au ordli acht gib.
Lauft au drüber 's Sprüchli furt, mer chönne's nit hebe.

Heiner.

Schön tönt d' Schopfemer Glocke, wenn früeih der Morgen in d' Nacht luegt,
süeß tönt d' Menscheſtimm wohl in der Schopfemer Orgle:
Schöner tönt es mi a, und süßer goht's mer zu Herze,
wenn mi's Meieli grüßt, und seit: „Mer treffe's doch ordli."

Fritz.

Weiht der Frühling ins Thal, und rießle die lustige Bächli,
und der Vogel zieht, furt möchti riten, und d' Welt us.
Wenn i by mi'm Vreneli siz im heitere Stübli,
isch das Stübli mi Welt, und Gott verzeih' mer's mi Himmel.

Heiner.

Ziehni der Nüntelstei, gschickt baui Mühlen an Mühle,
„uf und zu, und mir die Chue"! — Wer zeigt mer mi Meister?
Aber isch's Meieli do, und höri si Stimm und si Rädli,
oder es luget mer zu, ne Schulerbüebli chönnt's besser.

15. gläserni Röhre, auch jetzt tragen Feld- und Weinberghüter bisweilen Fernröhre.



Fritz.

Cheigle mer uf em Plaz, sitzt's Vreneli unter der Linde,
fallemer Siebe g'wiß. Doch seits: „zeig triffsch mer der Chünig?"
triffi der Chünig allei. Doch seit's: „Jez gangi," und 's goht au,
und isch's nümme do, blind lauft mer d' Chugle dur d' Gasse.

Heiner.

Lieblige Ton und Schall, wo hesch di Gang in de Lüfte?
Ziehsch mer öbben ins Dorf, und chunnsch ans Meielis Fenster,
weck mer's lisli uf: „Es loßt di der Heinerli grüeße."
Frogt's mi früeih, se läugni's. Doch werde mi d' Auge verrothe.

Fritz.

Vreneli schlof frey wohl in dim vertäfelte Stübli
in dim stille Herz, und chummi der öbben im Traum vor,
lueg mi fründli a, und gib mer herzhaft e Schmützli!
Chummi heim, und trif di a, i gib der en anders.

Heiner.

Her Schulmeister, o Mond, mit diner wulkige Stirne,
mit dim glehrte Gsicht, und mit dim Pflaster am Backe,
folge der dini Chinder, und chönne sie d' Sprüchli und d' Psalme?
Blib mer nit z'lang stoh bi sellem gattige Sternli!

Fritz.

Wülkli der chüele Nacht, in diner luftige Höchi,
seif mer der Schulmeister i mit diner venedische Seife,
mach em e rechte Schuum! So brav, und alliwill besser,
aß er sie nit chüße cha, die gattige Sternli.

Heiner.

Ruuscht scho der Morgen im Laub? Göhn d' Geister heim uffe Chilchhof?
Arme Steffi, du bisch tief in der Wiesen ertrunke,
und di Chüngeli isch im heimlige Chindbett verschieden.
Aber iez chömmeter z'semen all Nacht am luftige Chrütz-Weg.

Fritz.

Füürige Mannen im Ried, und am verschobene Marchstei,
machetich numme lustig! Me weiß scho wer ich zum Tanz spielt
Chöm mer kein in d' Nöchi mit finer brennige Stange!
Daß di dieser und jener, du sappermentische Rothchopf! —

„Friederli," seit der Heiner, „gern ißi Eyeren-Anke,
Ziebele-Weihe so gern. Doch chönnti alles vergesse,
höri di liebligi Stimm und dini chünstlige Wise.
Chömme mer heim ins Dorf, o wüßti was der e Freud wär!
Gell de nimsch mers ab, vier neui weltlichi Lieder
von des Sultans Töchterlein, der Schreiber im Korbe,
's dritt vom Dokter Faust, und 's viert vom Lämlein im Grünen.
's isch nit lang, i ha sie neu am Chanderer Märt g'chauft."
„Heinerli," seit der Fritz, „i schenk dir e sufere Helge.
D' Mutter Gottis luegt im goldene Helgen in Himmel.
„Jesis Mareie," seit sie, „wie isch's do obe so heiter!"
Und ihr Gsicht wird sunnehell und lächlet so liebli,
Aß me möcht katholisch werde, wemme sie aluegt.
Brings di'm Meili, weisch was, 's het au so fründligi Augen,
Und biß nit so schüüch, und sagem, wie's der um's Herz isch."

58. An C. Laumeier.

Wer so ne Liedli mache cha
mueß selber schier en Immli sy.
Es leit so zarti Zellen a
und treit so reine Hunig dri.
Nei, in der Stube chunts eim nit,
und in de Büechere lehrt me's nit.
Wo's Immli sini Stiefel chauft,
im Bluemeschooß si Chöpfli tauft,
dört find me so scharmanti Sache;
und so ne G'müethli zart und guet,
e frumme Sinn, e frohe Mueth
cha's au zum nette Liedli mache.

75. Die drei ersten Lieder finden sich in dem 1806 erschienenen ersten Bande von des Knaben Wunderhorn. — 83. Danach wäre einzureihen das Liedlein vom Kirschbaum, aus dem rheinischen Hausfreund von 1811, s. unten in dem Artikel „Baumzucht". Es steht nicht in der fünften Auflage. — An C. Laumeier. Zuerst in der Iris von 1812, S. 11, mit der Überschrift: „an die Verfasserin des vorstehenden Gedichts". Vorher geht ein allem. Gedicht: die Bienen. — Nicht in der fünften Auflage; in der Ausgabe von 1834. — Teilweise abweichendes Konzept in Hebels Nachlaß, gedruckt bei Längin, Nachträge. — Hebel an Gustave: „Ich schicke Ihnen anmit die Iris. Die Verfasserin des Gedichts: die Bienen S. 7 ist eine Madame Laumeier von Freiburg. Sie hatte mir ihr Lied durch Professor Schmidt zugeschickt und mein Urteil darüber verlangt. Ich dachte nicht, daß es noch würde gedruckt werden."

59. Auf den Tod eines Zechers.

Do hen sie mer e Ma vergrabe.
's isch schad für sini bsundre Gabe.
Gang, wo de witt, such no so ein!
Sel ist verbey, de findsch mer kein.

Er isch e Himmelsg'lehrter gsi.
In allen Dörfere her und hi
se het er gluegt vo Hus zu Hus,
hang nienen echt e Sternen us.

Er isch e freche Ritter gsi.
In alle Dörfere her und hi
se heter gfrogt enanderno:
„sin Leuen oder Bäre do?“

E gute Christ sel isch er gsi.
In alle Dörfere her und hi
se het er untertags und z'nacht
zum Chrütz si stille Bueßgang g'macht.

Si Namen isch in Stadt und Land
by große Here wohl bikannt.
Si allerliebsti Cumpanie
sin alliwil d' drei Künig gsi.

Jez schloft er und weiß nüt dervo.
Es chunnt e Zit, gohts alle so.

---

60. (Der Landmann nach dem Frieden) (Bruchstück).

Nei lueg, nei lueg am Mattebach,
wer wascht so spot
so blutig roth
si Plunder us mit Weh' und Ach?

Auf den Tod eines Zechers. Zuerst Iris 1812, S. 179, dann in der fünften Auflage. — 9. frech, kühn. — Der Landmann nach dem Frieden (Bruchstück). Zuerst in der Allemannia, dann bei Längin, Nachträge. Konzept in Hebels Nachlaß. Dieses und die folgenden Stücke bis Nr. 65 inkl. fallen der Schrift nach ins Jahr 1808—1812. Ich habe nach dem Charakter der Schrift geordnet, ohne jedoch überall völlige Sicherheit in Anspruch nehmen zu können.

Er luegt si alte Säbel a,
verschrickt frey drab
und wüscht en ab
vom Blut, und luegt en wieder a.

Er lengt si Sack, er chert en um:
's isch alles us,
's fallt nüt me drus,
i gäb ke halbe Krützer drum.

e bitzeli Tuback muß er no
im Pfifli ha:
er zündet's a;
du arme Tropf! 's will nümme goh.

Jez fahrt's en wie ne Schrecken a;
er schlicht dervo.
's wird öpper cho:
de muesch e sufer Gwisse ha.

Nei lueg, was springt dört übere Hag
mit frischem Sprung,
so lieb und jung
— — — — — — —

61. (Die Flucht.)

Es chunnt e Burst mit blutigem Rock
mit sölligem Schnufen und Schwitze
in's Wirthshus z'laufe zum goldene Bock,
wo preußische Werber sitze:
„Her Werber, Her Werber, o rettet mi g'schwind;
verstoche hani mis Vaters Chind,
mi Schätzli, das hani verstoche."

‚Und wenn du dein Schätzlein verstochen hast,
ist alle sein Leiden vollendet.'

Die Flucht. Zuerst in der Allemannia, dann bei Längin, Nachträge. Konzept in Hebels Nachlaß. S. die vorige Anm.

„Her Werber, das bringt mer kei Ruh und kei Rast,
im Böse bin i verpfändet.
I gehr io kei Handgeld, o rettet mi g'schwind,
's chunnt hinter mer z'laufe wie Wetter und Wind,
furt über Bahnstei und Gräntze.

I ger ke Handgeld, Euch gib i no
vier Thaler, wenn der mi rettet.
O chömmet, o chömmet enanderno,
sust isch mi Lebe verwettet."
Der Werber gürtet sy Sebel a,
druf henkt er si Rauchtubacksblotti dra
und ladet sini Pistole.

Sie wandlen uf vertrauter Bahn
's Land ab und alliwil abe.
Sie luegen enander bald freudig a:
„Jez wäre mer überem Grabe."
Dört stoht der Bahnstei im grasige Feld,
der Bursch lengt in d' Taschen und chnüßlet im Geld:
„Her Werber, vier bairische Thaler."

---

62. (Epistel) (Bruchstück).

Jumpfere sitzet mer jez ufs Stüehli do nieder und loset
bis i sag: „Jez gang!" und hent der im vorige Summer
oberländerisch an mi gschriebe, willi's vergelte.
Bini nit au deheim, wo alles schöner und süeßer
tönt in Matten und Feld und in de vertäflete Stube?
's het mi kei Mutter gebohre und keini christlige Pathe
hen mi an Taufstei treit. In mine dämmrige Tage
het mi kei Brei erquickt. In d' Kirche bini nit gange
bis ins füfzeht' Johr. Mi Müetterli het mi gebohre,
d' Götti hen mi g'hebt, und Peter het mi der Her tauft,

20. **Rauchtubacksblotti**, scheint Tabaksbeutel zu bedeuten = fr. bluteau, blutoir? — **Epistel (Bruchstück).** Zuerst Allemannia IX, 214, dann bei Längin, Nachträge. Konzept in Hebels Nachlaß, s. Anm. S. 152. — Der Sinn von V. 6 ff. ist: in meiner Jugend hörte ich nicht die hochdeutschen Wörter Mutter, Pate, Brei, Kirche, sondern man sprach im Dialekt: Götti, Pape 2c.

Pape hani g'schleckt, und mittem sturzene Löffel
het mer d' Muetter usem Pfännli d' Schareten uschrazt:
„Se Hans Peterli iß!" In alli Chilche vo Basel
und im Wiesethal vo Rieche ane bis Schönau
bini gwandlet us und i, au mengmol ins Wirthshus
mit mim Vogtma. Tröst en Gott im ewige Lebe.
Was wohl will fangt zitli a . . . .

---

63. (Zufriedenheit.)

'S schwimmt menge Ma im Ueberfluß,
het Huus und Hof und Geld
und wenig Freud und viel Verdruß
und Sorgen in der Welt.
Und het er viel, se gehrt er viel
und neeft und grumset alliwil.

Und 's seig io doch so schön im Thal,
in Matte, Berg und Wald,
und d' Vögeli pfifen überal
und alles widerhalt,
e rueihig Hertz und frohe Muth
isch ebe doch no 's fürnehmst Gut.

So het's Margrethli gsunge und O chönnti's nonemol höre.
Chönnti's nonemol seh! Gott geb em Freuden und Gsundheit.

---

64. (Trost.)

Bald denki, 's isch e bösi Zit,
und weger 's End isch nümme wit;
bald denki wider: loß es goh,
wenn's gnug isch, wird's scho anderst cho.

Zufriedenheit. Zuerst in der Allemannia, dann bei Längin, Nachträge. Konzept in Hebels Nachlaß; s. die Anm. zu S. 152. — Trost. Zuerst Allemannia IX, 219, dann bei Längin, Nachträge. Konzept in Hebels Nachlaß; s. die Anm. auf S. 152.

Doch wenni näumen ane gang
un 's tönt mer Lied und Vogelgsang,
so meini fast, i hör e Stimm:
„Bis z'friede! 's isch jo nit so schlimm."

---

65. (An Kirchenrath Dreutel.)

Jez loset, Dreutel, was i euch will sage:
's neu Johr het uffem Chilchthurn drizeh gschlage;
druf luegi no de Sterne, wie's au stoht,
und wie's im neue Johr echt öppe goht!
Bi euch gohts guet. Denn was en Astrolog
gern seh möcht, sieht er, seig es an der Woog,
am Widder oder Leu, und an der Jumpfere (wohl
verstande, selsch am Himmel, ielimol
au uf der Erde). — Was seit jezze d' Woog
mit ihrem goldne Gewicht zum Astrolog?
Sie seit: „Wem gilt's?" I sag: ‚im Spicial
in Müllen obe. Hesch e guti Wahl,
se gunnem si, und schwank nit lang!' Sie seit:
„Gang, lang mer no meh Gwicht. Was d' Schale treit."
Jez lengi tausig Centner Gold. 's isch nit
für euch. Was thätet der dermit!
Gold macht nit rich, Gold macht nit gsund und froh.
's isch numme 's Gwicht; doch Glück und Freud und Fried
lit in der andre Schale, biß sie zieht.
Jez zieht sie sölli. „Leng mer no meh Gwicht."
I sag: ‚gib Achtig, aß nit d' Schale bricht.'
Sie seit: „Halt's Muul! Verstohsch du's echterst besser?"
I sag: ‚He nei. I bi jo nummen e Professer.'
Jez stoht es inn. Jez leert sie d' Schalen us,
dur's Chämi ab, in's Spicials si Huus.
Druff sagi: ‚wenn de ferig bisch, se thue
au no ne Gwichtstei oder zwe derzue!
Isch Gold kei Glück, so bringts doch au kei Harm,

An Kirchenrath Dreutel. Zuerst in der Allemannia, dann bei Längin, Nachträge. Konzept im Nachlaß; s. die Anm. zu S. 152. — 11. Spicial = Dekan. — 23. Wenn man den Ausdruck „Professer" urgieren dürfte, so fiele das Gedicht nicht später als 1808; in diesem Jahre wurde Hebel Direktor.

und macht's nit rich, se machts doch au nit arm,
wers z'bnutze weiß wie Er.' Sie seit: „Mira,
es chunt mer uffe Centner au nit a
für so ne Biederma!" —
Jez wissenerѕ, und wird's im neue Johr
an Euch und Eurer Frau und Chinde wohr,
sen isch's mi Freud. I blib, bis i verebel
Euer H . . . l.

66. Bruchstücke.

I.

Es lütet Bettzit überall,
der Himmel dunklet no und no,
und 's flimmeret im Himmelssaal
e Sternli dört e Sternli do.

II.

Der Wächter rüeft der Morgen a:
„Wacht auf, wacht auf, der Tag beginnt!"
Druf luegt ei Sternli 's ander a:
„Wärs mügli? Wie doch d' Zit verrinnt!"
Der Mond luegt, was si Zitli seit,
er traut em nit, er hebts ans Ohr,
er seit, der Wächter isch nit gscheit,
si Uhr geht um zwo Stunde vor.
Druf sitze d' Sternli alli nider
und neme's Rad und spinne wieder.

67. (Eine Bittschrift.)

Ne Meideli usem Oberland
chunnt zuenich her und chüßt ich d' Hand,

30. Mira, d. h. meinetwegen. — Bruchstücke. I. sind ungedruckte Verse auf der letzten Seite desselben Doppelblattes in Hebels Nachlaß, auf dessen erster die folgenden Verse stehen; über die Schrift s. Anm. zu S. 152. — II. Zuerst in der Allemannia, dann bei Längin, Nachträge. Es scheint, daß I. u. II. für dasselbe Ganze bestimmt waren. Gewiß Originaldichtung, und nicht Übersetzung eines Volkslieds, wie Längin will. — Eine Bittschrift. Konzept in Hebels Nachlaß. Zuerst gedruckt in der Gesamtausgabe von 1843, mit der Anmerkung: „Ein Gelegenheitsgedicht, welches von der Enkelin eines hochgestellten Staatsbeamten dem Großvater in der Tracht der Markgräferinnen bei Überreichung einer Bittschrift um ein Piano seines Zweckes nicht verfehlt. Es ist im Jahr 1819 niedergeschrieben."

der sind io so ne brave Her,
i wüßt io kein wo lieber wär.

's chunnt mengen usem Oberland
und het e Bittschrift in der Hand,
und euer Gmüeth, wenns helfe cha,
sen isch er en versorgte Ma.

Drum bringi au mi Bitte dar.
Mer singe gern, mir jungi Waar,
d' Welt luegt is no lustig a,
mer hen io no kei Chummer g'ha —

und spielte gern Clavier derzue
wie d' Jumpfere vo Carlisruh,
doch sel isch d' Chunst — i ha io keis —
o sind so guet, und gent mer eis!

Es isch e Mengs, wo singt und lacht,
und Ihr hends froh und glücklich gmacht —
do stoht so eis — und dankts ich viel,
het Vatergüeti doch kei Ziel.

68. Die Häfnet-Jungfrau.

Vetter, wo simmer doch echterst? Bald glaubi, mer seige verirret.
's schlacht kei Uhr, me hört ke Guhl, es lütet ke Glocke,
wo me lost, und wo me luegt, se find't me ke Fußtritt.
Chömmet do das Wegli ab! Es isch mer, mer seige
nümme wit vom Häfnet-Bugg. Sust grusets mer wenni
drüber muß; iez wäri froh. Der Sunne no möcht es
schier gar Zehni sy. Sel wär kei Fehler, mer chäme
alliwil no zitli gnug go Steine bis Mittag. —
Geltet, was hani gseit! Gottlob, do simmer am Häfnet,
und iez weißi Weg und Steg. Der hent doch au betet

Die Häfnet-Jungfrau. Zuerst in der fünften Auflage. Eine nähere Zeitbestimmung läßt sich nicht geben.

hütte früeih, wills Gott, und hentich gwäschen und d' Hoor gstrehlt
mittem Richter? Mengmol müen au d' Finger der Dienst thue,
und der sehnt mer schier so us. Je Vetter i warnich!
Wemmer bym Brunne sin, me würdich wäschen und strehle.
's stoht im Wiesethal und in den einseme Matte
no ne Huus, me seit em numme 's Steinemer Schlößli.
's thuet de Hamberchs-Lüten und 's thuet de Bure wo gfrohnt hen,
bis es gstanden isch mit sine Stapflen am Giebel,
au kei Zahn meh weh. Doch liege sie rüeihig im Bode,
d' Häfnet-Jumpfere nit, wo vor undenkliche Zite
in dem Schlößli g'huset het mit Vater und Mutter.
's isch e Zwingherr gsi, und 's het des Frohnes kei End gha,
bald ufs Tribe, bald zum Bauen oder an Acker,
z'nacht zum Hüeten ins Feld, und het der Zwingherr und d' Zwingfrau
nüt me gwüßt, isch d' Tochter cho, ne zimpferig Dingli,
mitteme Zucker-G'sicht und marzipanene Hälsli.
Bald het ein go Basel müeßen oder no witers,
Salbe hole, das und deis zum Wäschen und Strehle,
Schuh mit gstickte Blumen und chosperi goldeni Chappe
mit Chramanzlete drum und sideni Hentschen und Bendel.
Meinet der denn sie wär emol go Steine in d' Chilche
uffem Bode gange mit ihre papirene Schuhne?
Oerliger, bym Bluest, vom thürste wo me cha finde,
hen sie müeße spreite vom Schlößli bis füren an Steine
und durs Dorf an d' Chilchhofthür und übere Chilchhof,
und am Mentig wäschen. Am nöchste Samstig het alles
müeße sufer sy, wie neu vom Weber und Walker.
's isch emol en alte Ma, 's heig niemes si Heimeth
wüße welle, neben an dem örliger Fußweg
gstanden an der Chilchhofthüre. „Loset i warnich,
Jumpferli," heig er gseit, „'s isch mit dem Bläzli nit z'spasse.
Goht me so in d' Chilchen und über die grasige Gräber?
Wie heißts in der Bibel? Der werdets jemer nit wüsse,
Erde sollst du werden, aus Erde bist du genommen.
Jumpferen i förch, i förch!" — Druf seig er verschwunde.
Sel mol uf Oerliger-Tuch in d' Chilche gangen und nümme!
Nei 's muß Flanell her am nöchste Sunntig mit rothe
Bendle rechts und links und unten und obe verbendlet.
O, wie mengmol hen doch d' Lüt im Stille der Wunsch gha:

„Nähm di numme ne Ma im Elsis oder im Brisgau
oder wo der Pfeffer wachst! Es sott der io gunnt sy.“
Aber 's het sie niemes möge. D' Mutter isch gestorben
und der Vater au, sie liege nebenenander,
und 's chunnt z'lezt e Gang, wo 's Töchterli füren in Chilchhof
au ke Flanell brucht und eineweg d' Schühli nit wüst macht.
Hen sie nit im Todtebaum vier Richter ins Grab treit?
's seig nit briegget worde. Ne Vater unser hen frilig
alli betet, und gseit: „Gott geb der ewige Friede!“
Drum der Tod söhnt alles us, wenns numme nit z'spot wär.
Aber der alt Ma seig eismols wieder am Chilchhof
gstanden und heig gseit mit schwere bidütseme Worte:
„Hesch nie das Plätzli birührt, se soll di das Plätzli nit tole.
Wo du ane g'hörsch, weiß numme 's Geitligers Laubi.“
's isch so cho. Der ander Morge, women ins Feld goht,
stoht der Todtebaum vor usse nebe der Chilchmuur.
Wer verbei isch, het en gseh, und 's heißt no dernebe,
's seige Grappe gnueg druf gsessen und heigen am Tuech pikt,
wie mes macht. Wenn näumis isch, se lüegt me no mehr dra.
Je me hets wieder probirt, me het sie no tiefer vergrabe,
an en andere Platz. 's het alles nit ghulfen und battet.
Endli seit der Vogt: „Me müen go 's Geitligers Laubi
froge, wo sie ane ghört.“ Me rüstet e Wage,
wettet d' Stieren i, und leit der Todtebaum ufe.
„Laufet wo der went!“ Sie hen si nit zweymol lo heiße.
Uf und furt zum Häfnet-Bugg. Dört blibe sie b'hange,
z'allernöchst am Brunne (der wüßets) womer vorbey sin.
In dem Brunne sizt sie. Doch stigt sie an sunnige Tage
mengmol usen ans Land, strehlt in de goldige Hoore
und wenn näumer chunnt, wo selle Morge nit betet
oder d' Hoor nit gstrehlt, und wo si nit gwäschen und puzt het,
oder jungi Bäum verderbt und andere 's Holz stiehlt,
seit me, si nehmen in d' Arm, und ziehnen aben in Brunne.
Vetter, i glaub sell nit. Me seit so wege de Chinde,
aß sie süferli werden und nieme näumis verderbe.
Vetter, wär es so gförli, bym Bluest, euch hätt sie in d' Arm gno,
wo mer nebenabe sin, und gwäschen im Brunne,
und au wieder gstrehlt e mol. — Nei loset was höri?
's lütet z'Steine Mittag. Bal simmer dussen im Freye.

D' Zit wird eim doch churz im Laufe, wemen au näumis
mitenander z'rede weiß und näumis z'erzähle.
Seigs denn au nit wohr, es isch nit besser wenns wohr isch.
Sehnt der iez dört 's Schlößli mit sinen eckige Gieble?
Und das Dorf isch Steine. Do füre zieht si der Chilchweg.

69. Der Ehrentag Carl Friederichs Markgraven zu Baden, nach Aufhebung der Leibeigenschaft, den 23. July 1783 gefeyert im Oberland.

I ha scho menge Sturm und Schnee
i ha scho menge Frühlig gseh,
und Chrieg und Elend überal
im Rebland und im Wiesethal.
An so ne Zit, wo alles singt
und jung und alt in Freude springt,
an so ne Tag, wie Gott ein schenkt,
an so ne Freud het niemes denkt.

O wär er do, o chönnt er's seh,
der liebe Fürst, Gott het en ge!
Er isch so gnädig, isch so gut,
's wird Wohlthat, was er denkt und thut
„Du Gott im Himmel sey sein Lohn,
und schirme seinen Fürstenthron."

Siehsch, Friederli, sel Engelsbild!
Wie luegts ein a so lieb und mild!
Es isch di Fürst, wo sorgt und wacht.
Er het is alle glücklich g'macht.
Das lohnt em Gott, und uf si Hus
gießt Gott si Huld und Segen us.

Der Ehrentag Carl Friederich's 2c. Im „Karlsruher Beobachter", Donnerstag den 23. Juli 1846, Nr. 5[illegible]. Die Redaktion bemerkt dazu: „Obiges Gedicht von Hebel ist unter dem Nachlaß der im Jahre 184[illegible] verstorbenen Fräulein Sophie Reinhard aufgefunden worden. Es war ursprünglich zu einem das bezeichnete Fest darstellenden Gemälde bestimmt." Nach freundlichem Hinweis des Herrn Dr. Karl Koelitz in Karlsruhe steht das Gedicht (und zwar gedruckt) unter einem Aquarell, das sich in der großherzoglichen Kunsthalle zu Karlsruhe, Kabinett VIII, befindet. Dasselbe stellt ein Erntefest dar, in der Mitte tanzende Bauernpaare und eine Säule aus Blumen und Pflanzen, gekrönt von dem Transparentbrustbild Karl Friedrichs; viele Zuschauer, darunter eine Mutter mit ihrem Knaben, die auf die Büste hinweist. Das Gemälde ist laut Unterschrift 1821 von der Malerin Sophie Reinhard dem Großherzog Ludwig gewidmet.

O Chind, de bisch no jung und zart,
und wenn di Lebe Gott bewahrt,
und bist emol di'm Vater glich,
so wohnt di Fürst im Himmelrich,
und andere Zite chömme no.
Doch blibt si Geist und Liebe do,
und tröstet wieder treu und mild,
und segnet in sim Ebebild.

---

70. (An Amalie Fürstin von Fürstenberg.)

Sie hen mer g'seit im Dorf, i solls nit thue;
sie hen mer g'seit: „es schickt si nit, sie zürnts.
Du weisch nit, wie me mit der Fürstin redt
in diner guten Eifalt. Blib deheim!"
O, nei 's isch nit so edli Fürstefrau!
Nei, d' Liebi het e gueti fini Red;
und so ne Gmüeth, wie Eueres zürnt nit,
der sind jo in ganz Fürsteberg so lieb.
Drum hani denkt i gang und sageres,
und bringere mi frumme Segenswunsch
und bringere mi treu und dankbar Herz.
O Fürste-Frau, ne schöne Name wohnt
in alle Herzen und im Himmel stoht
er denkwol au, und isch den Engle lieb.
Den Engle gfallt, was frumm und güetig isch
und in der Hoheit Demuth übt, und gern
mit Wort und Werk und mildem Sinn erfreut.
Mehr gilt no was men isch, as was me thut,
Vergelt's Gott, was der thüent und was der sind.
O Frau, es hen der süße Freude viel
im Menscheherze Platz, so eng es isch,
im Muetterherze gar. Erfüll Gott Euch
und Eue Her mit Freuden ohne Maß,
und heig Gott Euch und Eui Chindli lieb!

An Amalie Fürstin von Fürstenberg. Zuerst Allemannia IX, 211, dann Längin, Nachträge. Doppeltes Konzept nebst prosaischer hochdeutscher Fassung in Hebels Nachlaß. Das Gedicht fällt frühestens Mitte März 1820 (Längin, Nachträge S. 205).

Und schenk am Töchterli der Muetter G'müeth,
am junge Herli 's Vaters Sinn u. Geist.
Das isch mi's Herzes Wunsch zum schöne Tag,
Zum Name, wo in alle Herze wohnt,
O nehmet's güetig uf.

---

71. Der allezeit vergnügte Tabakraucher.

Im Frühling.

'S Bäumli blüeiht, und 's Brünnli springt.
Potz tausig los, wie 's Vögeli singt!
Me het si Freud und frohe Mueth,
und 's Pfifli, nei, wie schmeckts so guet!

Im Sommer.

Volli Aehri wo me goht,
Bäum voll Aepfel, wo me stoht!
Und es isch e Hitz und Glueth.
Eineweg schmeckt 's Pfifli guet.

Im Herbst.

Chönnt denn d' Welt no besser sy?
Mit si'm Trübel, mit si'm Wi
stärkt der Herbst mi lustig Bluet,
und mi Pfifli schmeckt so guet.

Im Winter.

Winterszit, schöni Zit!
Schnee uf alle Berge lit,
uffem Dach und uffem Huet.
Justement schmeckt 's Pfifli guet.

---

72. Die glückliche Frau.

Erhalt mer Gott mi Friedli!
Wer het, wer het e brävere Ma,
und meld si eini, wenn sie cha!
Er sitzt so gern bi siner Frau,

Der allezeit vergnügte Tabakraucher. Zuerst in der Ausgabe von 1834. Abfassungszeit weiter nicht zu bestimmen. — Die glückliche Frau. Zuerst in den Werken von 1834. Abfassungszeit weiter nicht zu bestimmen.

und was mi freut, das freut en au;
und was er seit, und was er thuet,
es isch so lieblig und so guet.
Wie sieht er nit so gattig us
in sine Locke schwarz und chrus,
mit sine Backe roth und gsund,
und mit de Gliedere stark und rund!
Und wenn mi näumis plogt und druckt,
und wenn e Weh im Herze zuckt,
und denk i wieder an mi Ma,
wie lacht mi wieder der Himmel a!
Erhalt mer Gott mi Friedli!

Erhalt mer Gott mi Güetli!
I ha ne Garte hinterem Hus
und was i bruch, das holi drus;
am Feld in feister Fure schwankt
der Halm, an warme Berge hangt
der Trübel, und im chleine Hof
regiere Hüehner, Gäns und Schof.
Was bruchi, und was hani nit?
Frog was de weisch, lueg wo de witt!
Und wemme meint, 's well Mangel cho,
isch Gottes Sege vorem do;
und wenn der Friedli müed und still
vom Acker chunnt und z'Obe will,
se stoht mit Chümmich, rein und frisch,
e guete Ziger uffem Tisch.
Im grüene Chrüsli stoht der Wi,
i lueg en a, und schenk em i;
druf trinkt er und es schmeckt em guet,
und füllt em 's Herz mit Chraft und Mueth.
Erhalt mer Gott mi Güetli!

Erhalt mer Gott mi Stübli!
Es isch so heiter und so nett,
aß wenn's e Engel zimmert het,
und putzt, aß wenn's e Chilchli wär,
und wo me luegt, ischs niene leer.
Jo weger, und wenn's blitzt und chracht,

und wie mit Chüblen abe macht,
wenn usem Nebel füecht und chalt
der Riesel an de Fenstere prallt,
und wenn no Wienecht chalt und roth
der Jenner uf de Berge stoht,
und duftig an de Bäume hengt,
und Brucken übers Wasser sprengt,
und wenn der Sturmwind tobt und brüllt,
und 's Dolder ab den Eiche trüllt,
isch's Stübli bheb, und warm und still,
turnier' der Sturm, so lang er will.
Erhalt mer Gott mi Stübli!

Doch will mer Gott mi Friedli neh,
und chani nüt, und mueß en ge,
sollsch Chilchhof du mi Güetli si,
und bauet mer e Stübli dri.
Erhalt mer Gott mi Friedli!

73. Erinnerung an Basel.

An Frau Meville.

Z'Basel an mim Rhi
jo dört möchti sy!
Weiht nit d' Luft so mild und lau,
und der Himmel ist so blau
an mim liebe Rhi!

In der Münsterschuel
uf mim herte Stuehl
magi zwor jez nüt meh ha,
d' Töpli stöhn mer nümmen a
in der Basler Schuel.

Aber uf der Pfalz
alle Lüte gfallts.

Erinnerung an Basel. Zuerst in der Ausgabe von 1834; nähere Zeitbestimmung ist nicht möglich. — 11. die Pfalz, ursprünglich die Residenz des Bischofs von Basel, jetzt Sitz der Lesegesellschaft, neben dem Münster; von der Terrasse herab prächtige Aussicht.

O wie wechsle Berg und Thal
Land und Wasser überal
vor der Basler Pfalz!

Uf der breite Bruck
für si hi und zruck,
nei, was sieht me Here stoh,
nei, was sieht me Jumpfere goh
uf der Basler Bruck!

Eis isch nümme do;
wo ischs ane cho?
's Scholers Nase, weie weh!
Git der Bruck kei Schatte meh.
Wo bisch ane cho?

Wie ne freie Spatz
uffem Petersplatz
fliegi um, und 's wird mir wohl,
wie im Buebekamisol,
uffem Petersplatz.

Uf der grüene Schanz
in der Sunne Glanz,
woni Sinn und Auge ha,
lachts mi nit so lieblig a
bis go Sante Hans.

's Seilers Rädli springt;
los, der Vogel singt.
Summervögeli jung und froh
ziehn de blaue Blueme no,
alles singt und springt.

Und e bravi Frau
wohnt dört ussen au.
„Gunnich Gott e frohe Muet.
Nehmich Gott in treui Huet,
Liebi Basler Frau!“

---

23. Ein Bild des Buchbinders Scholer mit der langen Nase in Beckers Festgabe. — 31. grüene Schanz, ein Vergnügungsplatz. — 35. Sante Hans, die Johanniskirche.

74. (An eine Freundin, bei Uebersendung einer Anzahl Räthsel und Charaden.)

Nehmet das denn au,
liebi, frummi Frau!
's grothet just nit eins wie's ander;
Chorn und Spreu isch unterenander.
Leset 's Fürnehmst us
's isch, cha sy, ne Fund;
's ander stricket us.
Gott erhalt ich gsund,
und Gott schenkich alliwil
Liebi, süeßi Freude viel!

An eine Freundin rc. Zuerst in der Ausgabe von 1834; nähere Zeitbestimmung nicht möglich.

Wörterverzeichnis.

Aecke, Nacken.
afange, Adverbium, anfangs.
Agle, Stachel.
alder, oder.
almig, ehemals.
Aempeli, Lämpchen.
Anke, Butter.
Arfel, Armvoll.
as, als.
as, aß, daß.
Aetti, Vater.

Bäbi, Koseform für Babette.
Bah, Bann, Gebiet.
balge, zanken.
Bammert, Feldhüter.
barfiß, barfuß.
baschge, ringen.
Basseltang, Zeitvertreib.
batte, nützen.
Baum, der Kreuzbube im Kartenspiel.
Bauwele, Baumwolle.
bederthalbe, auf beiden Seiten.
Bederthalbe, Zwerchsack.
Bettles, Gebettel.
bhange, hängen.
bheb, fest.
bis, Imperativ zu sein.
Bitzeli, wenig (Bißchen).
blege, von Tieren gebraucht, synonym mit bespringen.
Bluest (kollektiv), die Blüten.
bi'm Bluest, Beteuerungsformel, Ausruf der Verwunderung.
Blütschi, Block.
bohle, werfen.
Borchilche, Emporkirche.
Bort, Band.
bosge, eine Bosheit verüben.
Bosget, Bosheit, Mutwille.
Brenz, Branntwein.
briegge, weinen.
Briggem, Bräutigam.
brooche, Boden umpflügen, um ihn brach liegen zu lassen.
brusche, rauschen.
Brusttuech, Weste.
bruttle (eig. undeutlich sprechen), rauschen.
bschieße, ausgeben, sättigen.
bsiedne, synonym mit besegnen.
Büeßli, Zehnkreuzerstück.
Bugg, Hügel.
Bündte, Feld.
Bunte, Spunden.
busper, munter.
bütsche, mit dumpfem Ton anstoßen.
Bütschelichind, Wickelkind.

Chächeli, Tasse.
Chappe, weibliche Kopfbedeckung.
Cheigle, kegeln.
Chemi, Kamin.
chere, 's Wasser ch., das Wasser durch Schließen und Öffnen von Schleusen in anderer Richtung leiten.
Cheri, Mal.
Chestene, Kastanie.
Chetteneblueme, Taraxacum officinale, Löwenzahn, aus dessen hohlen Steugeln die Kinder Ketten machen.
Chib, Neid.
Chilche, Kirche.
Chilchelueger, Kirchenaufseher.
Chilspel, Kirchspiel.
Chlabaster, Alabaster.
Chlimse, Spalte.
chlöpfe, krachen.
chnarfle, nagen.
Chnode, Knöchel.
chnüßle, klimpern.
Choli, Rappen.
Chölsch, blauer Baumwollenzeug.
chosper, kostbar.
Chramanzlete, Gezottel.
Chrebs, der scherenartige Teil des Spinnrades, in welchem auf der einen Seite die Spule ruht, und der zur Führung des Fadens dient.
chresme, klettern.
Chretze, Hosenträger; Tragkorb (auf dem Rücken getragen).
chrieche, grauen.
Chriesi, Kirschen.
chrome, einkaufen, zum Geschenk mitbringen.
chrosplig, knusperig.
Chruse, Krug.
chuuche, hauchen.
Chülbi, Kirchweih.
Chümmi, Chümmich, Kümmel.
chummlig, angenehm.
chündig, ärmlich.
Chüngi, Koseform für Kunigunde.
Chunkle, Spinnrocken.

dengle, Sensen und Sicheln durch Hämmern schärfen.
der, ihr.
dinge, sich verdingen.
Distelzwigli, Distelfink.
Dolder, Gipfel.
dordurwille, um deswillen.
Dosch, Kröte.
dose, schlummern.
Dotsch, Tolpatsch.
Drau, der obere Stadtteil von Schopfheim.
dräue, drohen.
ducke, sich, sich bücken.
dunderschießig, verflucht, heillos
dunte, da unten.
Düpfli, Punkt.
durane, überall.
düsele, schlummern, halbschlafend gehen.
dusse, draußen.
düßle, flüstern.

eb, ehe.
echt, echtert, echterscht, doch, wohl.
Ekersinli, Euphrosyne.
Egerte, Land, das nichts trägt.
ehnder, eher.
ehnen, drüben.
Eiern-Anke, Eier in Butter gebacken.
eineweg, gleichwohl.
Einig, Buße, Strafgeld.
einisch, einmal.
eis Gangs, unmittelbar.
eithue, einerlei.
Elsis, Elsaß.
enanderno, sogleich.
Engelsüß, ein Farnkraut (Polypodium vulgare L.).
eninne werde, inne werden.
erlustere, erlauschen.
Ern, Ernte.
Etter, Zaun, Garten.

Faktorene, Verwalterin.
färle, Ferkel werfen.
Faschinat, Faschinen.
Fatzenetli, Taschentuch.
Fegge, Flügel
ferig, fertig.
fern, im vorigen Jahr.
flösch, zart.
Frauemänteli, Alchemilla vulgaris L.
Fraufaste, ein berüchtigtes Gespenst in Basel und der Umgegend.
Fraufastechind, Sonntagskind.
frech, mutig.
frei, Adv. sogar.
Fuhre, Furche.
fulärtig, faul.
Fürtuech, Schürze.
Füsi, Gewehr.

gahre, knarren.
gattig, hübsch; üsers gattigs, unsers gleichen.
gäutsche, schwanken.
geb, gebe (Gott).
Gegnig, Gegend.
Geisle, Peitsche.
gel, gell, nicht wahr? geltet, bei der Anrede an mehrere.
Gel-Veieli, Goldlack.
Ghalt, Gemach
gigse, knarren.
Gitzi, Gitzeli, junge Ziege.
Gix, Schrei; nit gix no gar wisse, gar nichts wissen.
Glast, Glanz.
glitsche, gleiten.
glitzere, glänzen.
Gluckere, Gluckhenne.
glumse, glimmen.
go, nach (die Richtung bezeichnend).
gotsig, einzig.
Gotte, Götte, Pate, Patenkind.
gottwilche, gottwillkommen
Gragoel, Streit.
Grapp, Rabe.
grobele, krabbeln.
Grumbire, Kartoffeln.
grumse, murren.
grüseli, grausig, heftig.
gschiere, auskommen.
Gschwei, Schwägerin.
Gsegott, segne es Gott.
gstable, steif werden.
Gufe, Stecknadel.
guge, schwanken.
güggele, sehen.
Guhl, Hahn.
Gülle, Pfütze.
gumpe, hüpfen, springen.
gumperig; mir ist g., mir ist's ums Springen, ich bin zum Springen aufgelegt.
Gumpistöpfel, in Sauerkraut eingelegte Äpfel.
günne, gewinnen.
Gupf, Gipfel.
gvätterle, spielen.
gwässerti Hoorschnur, ein schwarzes, hellglänzendes Band.

Habermark, Tragopogon pratensis L.
Habermarkstörzli, Strunk der H. = sehr wenig.
Häli, Bezeichnung des Schafes in der Kindersprache.
Hamberch, Handwerk.
Hamme, Schinken.
Hämpfeli, Handvoll.
handumcher, im Handumdrehen.
Hasebrödli, Iuncus pilosus L.
haseliere, toben.
Hätteli, Bezeichnung der Ziege in der Kindersprache.
haupthöchlige, hoch, laut.
hebe, halten.
helde, neigen.
Helge, Helgli, Heiligenbildchen, Bild überhaupt.
helse, schenken.
Hentsche, Handschuh.
Her: de Her, der Pfarrer.
Hirz, Hirsch.
höckle, holen.
hofertig stoh, zu Gevatter stehen.
Holderstock, Geliebter, Geliebte.
hüble, zausen.
Hurlibaus, Kanone, Donner.
hurnigle, hageln.
Hurst, Strauch.
Hurt, Hürde zur Aufbewahrung des Winterobstes.
hüst und hott, links und rechts (Zuruf an die Zugtiere).
huure, kauern.
Hypokras, Gewürzwein.

Ilge, Lilie.
Imber, Ingwer.
Imme, Biene.
Immis, Imbiß.
Jast, Hitze.
jelimol, zuweilen.
jemer, jemerst, leider.
Jeste, Laune.
Jobbi, Koseform für Jakob.
jüngle, Junge werfen.
Junte, Weiberrock.
Jüppli, Jacke.

keie, werfen, fallen.

landsem, langsam.
Laubi, ein Ochsenname.
Leerlauf, Kanal zur Ableitung des Wassers neben den Mühlrädern.
Lefzge, Lippe.
Legi, Damm zum Stauen, zur Ableitung des Wassers.
lehre, auch für lernen.
lenge, holen, reichen.
Letsch, Schleife.
letz, unrecht.
Lewat, Reps.
z'Liecht cho, zu Licht kommen, d. h. abends auf Besuch kommen.
Logel, Fäßchen.
lopperig, wackelig.
lose, hören.
lupfe, heben.
Luppe, großer Klumpen glühenden Eisens.
Lusti, Ochsenname.

mache, schelten.
manne, einen Mann nehmen.
Marcher, der die Felder ausmißt und Grenzsteine setzt.
Marfel, Marmor.
marsche, martsche, eine Art Kartenspiel.
Märt, Markt
Maßle, Masse Roheisen in langer, prismatischer Form.
Maye, Strauß.
Meidschi, Mädchen.
Meili, Koseform für Marie.
Meister, euphemistisch für Scharfrichter.
mer, wir.

Merite, Verdienste.
Merz, ein Ochsenname.
metzgen, schlachten.
Möhnli, Unke.
Moor, Muttersau.
mornbrigs, am folgenden Tage.
Möseli, Flecken.
Mummeli, Bezeichnung des Rindes in der Kindersprache.
Mumpfel, Mundvoll.
muttere, murren.

näume, irgendwo.
näumer, jemand.
näumis, etwas.
Nast, Ast.
necht, in der letzten Nacht.
neefen, unzufrieden sein.
Nemtig, die, neulich.
niedsi, abwärts.
nootno, nach und nach.
numme, nur
Nüntelstei, Spiel mit neun Steinen, Fickmühle.

öbbe, etwa.
öbber, jemand.
öbsch, etwa.
obsi, herauf.
Oehli, Ölmühle.
Oerliger, grobes weißes Wollenzeug.
Oser, Schulranzen.

Pappe, Päppli, Brei.
peppere, pepperle, klappern.
Pfnüsel, Schnupfen.
Phatest, Laune
pinge, peinigen.
pletze, flicken.
Plunder, Kleidung.
Plumi, Koseform für Apolonia.
Poperment, Arsenik.
pöpperle, klopfen.
prägle, braten.
Preste, Gebrechen.

Räf, Krippe für das Vieh.
Rampft, Rinde.
rause, mit Wässerungsgräben durchziehen.
reble, sich abmühen.
Reckholder, Wachholder.
Richter, 1) Gemeinderat, 2) weiter Kamm.
ring, leicht; ringer, mit weniger Mühe, lieber.
Rinke, Rinkli, Schnalle.
Riste, der ausgehechelte Flachs.
Rübeli, grüner Halbsammet.
rublig, rauh.
Ruchgras, Anthoxanthum odoratum L.

Ruse, Kruste auf verharschenden Wunden.
ruke, girren.
Rümmechrüsliger, eine Art Winteräpfel.
Rung, a, eine Weile.

Saegese, Sense.
schaffen, anschaffen.
schaffig, arbeitsam.
schände, schelten.
Scharete, Kruste.
Scheie, Zaunpfahl.
schellewerche, in Ketten Sträflingsarbeit thun.
schettere, klirren.
Schiehut, aus schmalen Holzstreifen geflochtener Hut.
Schiiwürmli, Glühwürmchen.
schliefe, schlüpfen.
schmecke, schmecken, riechen.
Schmehle, Grashalm.
Schmuhris, Mehl- und Eierspeise
Schmutz, Kuß.
Schnatte, Wunde.
schnattere, zittern (vor Kälte).
Schnöre, Maul.
schnüfele, sanft schlafen.
Schnüfli, Atemzug; Bezeichnung für sehr wenig.
Schöchli, kleine Heuhaufen auf der Wiese; schöchle als Verb., das Heu in solche zusammenbringen.
schüüch, scheu.
Schuste, Pique.
Schwarte, Stück Speck.
semper, leckerig, wählerisch.
seller, selb, sel, jener (= selber).
se, so.
Setzer, der auf dem Hochofen das Erz einsetzt.
sieder, seither.
Simri, Sester.
siune, eichen.
sölli(g), schwer; Adverb. sehr.
spöchte, spähen.
spot, spät.
Spötlig, Spätjahr.
sprütze, sprühen.
Stab, an Stab chume, versteigert werden.
Stapfle, Stufe.
Stäpfli, Stufe.
Statthalter, Bürgermeister.
Storze, Strunk.
strehle, kämmen.
Strickete, Strickzeug.
Strübli, ein Schmalzbackwerk, zu dem der Teig durch eine besondere Form durchgetrieben wird.
Stubete, z' Stubete, auf Besuch.

Stud, Pfosten.
Stupfle, Stoppeln.
sturzen, aus Weiß-Blech.
stüüre, istüüre, senden.
suser, sauber.
Summervogel, Schmetterling.

Tassere, Wirtshausschild.
Taue, Morgen (Feldmaß bei Wiesen).
Teusch, Schleuse.
Todtebaum, Sarg.
Togge, Strohfackel.
tole, ertragen; sich tole, sich vertragen.
toll, schön.
Toepli, Schlag auf die Hand.
Tragete, Traglast.
trapiere, erwischen.
Tremel, Balken.
Trieme, die Enden der Fäden des Zettels, welche der Weber abschneidet, wenn das Stück fertig ist. Sie sind 1 bis 1½ Fuß lang und werden zum Aufhängen der Trauben oder zum Binden verschiedener Gegenstände benutzt. Die Bezeichnung ist jetzt verschollen.
Trog, Kiste.
Trostle, Drossel.
Trübel, Traube.
trüeihe, gedeihe.
trülle, drehen.
trümmle, schwanken.
trümmlig, schwindlig.
Tschäubli, Strohbüschel.
Tschöpli, kurzes, nur bis zu den Hüften reichendes Kleidungsstück, Jacke.
Tuck: e. T. thue, einen Streich spielen.
tunke, tauchen.
Tüpfi, Topf.

überbindliche, sodaß der Faden den Saum des Stoffs umwindet.
überchо, überchume, bekommen.
ubing, sehr (= Unding).
ungheit, unbehelligt.
unheim, unheimlich.
Unrueih, Perpendikel an der Uhr.
urig, lauter, bloß.
Uerthe, Zeche, Rechnung.

verbause, verschwenden.
vergelstere, erschrecken.
verheie, zerbrechen.
verreble, zu Grunde gehen.
verthörle, sich amüsieren.
verstune, irre werden.

Vertaefer, Täfelung.
visperle, huschen.
Vogt, Schulze.
Vogtma, Vormund.
Volchspiel, Menge Volks in Bewegung.
Vortel, Vorteil.
Vreni, Vreneli, Koseform für Veronika.
Vübeli, der Hintere.

Wägese, Pflugschar.
Wagle, Wiege.
wahle, wallen, wogen.
Wälder, Wäldler.
warbe, das frisch gemähte Gras ausbreiten.
weger, wahrhaftig, vermutlich.
Weibel, Amtsbote.
weibli, hurtig.
Weihe, Kuchen.
Welle, Bündel von Reisig.
welsche, welsch reden.
Wentele, Wanze.
Werchtig, Werktag.
Wesme, Gras.
wette, ins Joch spannen.
Wetterleich, Wetterleuchten.
wetterleiche, wetterleuchten.
wiibe, ein Weib nehmen.
wimsle, winseln.
Wintergfrist, Frostbeulen.
wirthe, Wirtschaft halten.
woane, wohin.
Wuli, Bezeichnung der Gänse in der Kindersprache.
wunderfitz, neugierig.
Wunderfitz, Neugierde.

Zeine, Korb.
Zeinemacher, Korbmacher.
Zeiner, Schmied, der das Stabeisen in Stangen streckt.
Zibertli, getrocknete weiße Pflaumen.
Ziger, ein ganz weicher, weißer Käse, der durch Erwärmen abgerahmter dicker Milch gewonnen und mit Salz, Rahm und Kümmel angerührt wird.
zimpfer, zimpferig, geziert.
Zinkli, Hyazinthe.
Zistig, Dienstag.
zitig, reif.
Zitli, Uhr.
zottle, langsam, träge gehen.
zsendane, überall.
zsendum, ringsum.
zuelose, zuhören.
zünde, leuchten.
Zupfe, Zopf.

Inhalt.

Register
der Allemannischen Gedichte.

Nachstehend sind die Anfänge sämtlicher in diesem Bande enthaltenen Gedichte alphabetisch geordnet, um denen das Nachschlagen zu erleichtern, die den Titel nicht gegenwärtig haben.

T.

U.

V.

W.

Z.

Berichtigung.

S. 55, Anm. lies: „das Dorf Hiltelingen, im dreißigjährigen Krieg zerstört, lag bei der jetzigen bad. Eisenbahnstation Leopoldshöhe; in unmittelbarer Nähe das ebenfalls zerstörte Friedlingen; die Schlacht von Friedlingen zwischen Marschall Villars und Markgraf Ludwig fand statt am 14. Oktober 1702; vgl. Basler Taschenbuch auf das Jahr 1856, S. 99."



